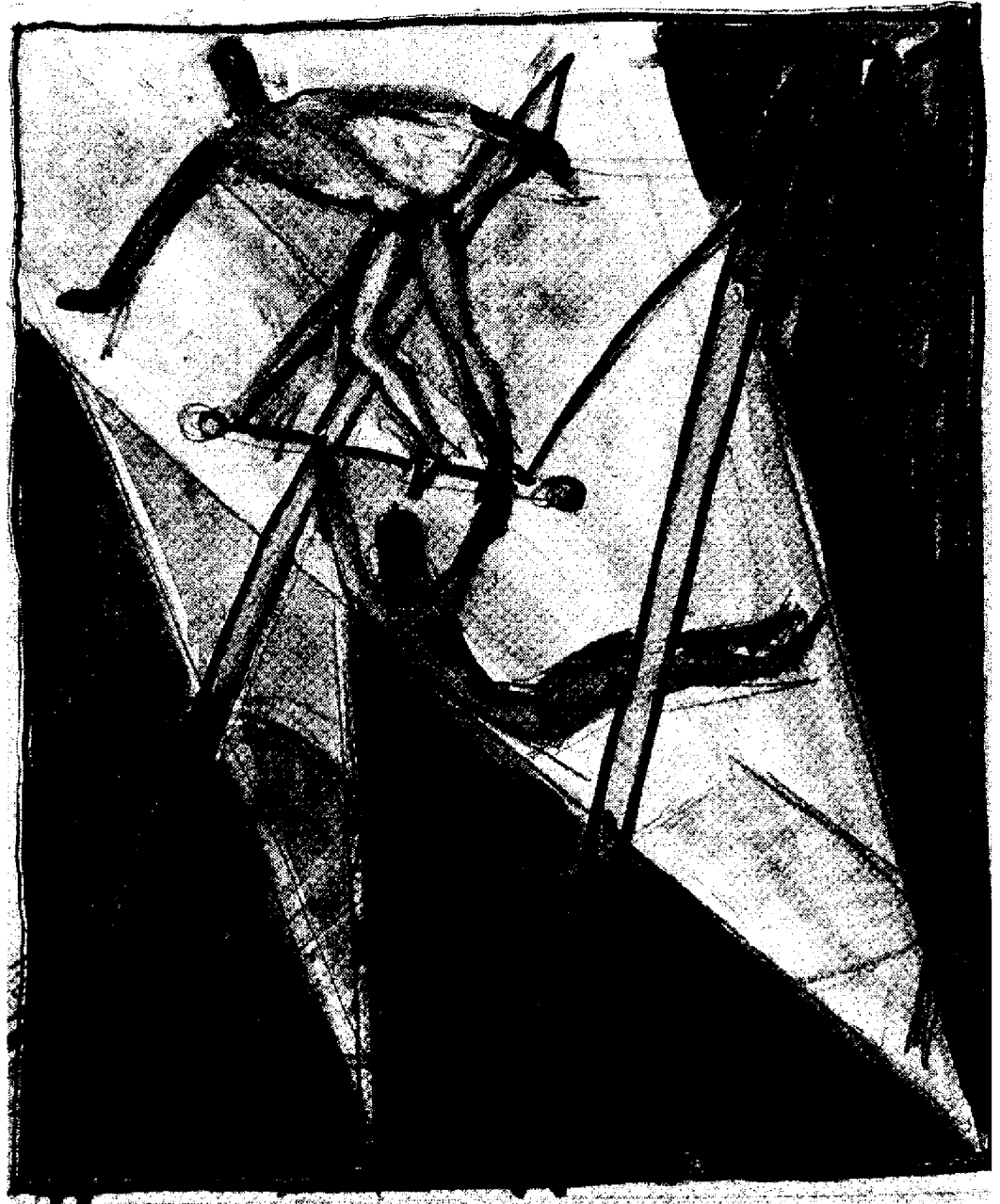


Martin Diewald **Soziale Beziehungen:
Verlust oder Liberalisierung?**

Soziale Unterstützung in informellen Netzwerken



WZB

edition
sigma



Herausgegeben vom
WISSENSCHAFTSZENTRUM BERLIN FÜR SOZIALFORSCHUNG

Arbeitsgruppe Sozialberichterstattung

Leiter: Professor Dr. Wolfgang Zapf

Martin Diewald

**Soziale Beziehungen:
Verlust oder Liberalisierung?**

Soziale Unterstützung in
informellen Netzwerken



Inhalt

Verzeichnis der Schaubilder	10
Verzeichnis der Tabellen	11
Vorwort	13
Einführung	15
1. Verlust von Gemeinschaft oder Liberalisierung von Gemeinschaft?	19
1.1 "Verlust" versus "Liberalisierung"	19
1.2 Von der Gemeinschaft zur Gesellschaft: Die Modernisierung informeller Netzwerke	26
1.2.1 Die Modernisierung informeller Netzwerke als "Verlust" von Gemeinschaft	31
1.2.2 Die Modernisierung informeller Netzwerke als "Liberalisierung von Gemeinschaft"	36
1.3 Vom universalen Familienmodell zur Pluralisierung von Lebensformen: Individualisierung als Entsolidarisierung?	43
1.3.1 Individualisierung als "Verlust von Gemeinschaft"	46
1.3.2 Individualisierung als "Liberalisierung von Gemeinschaft"	51
1.4 Resümee	56

2.	Netzwerkkonzept und Unterstützungskonzept	59
2.1	Informelle Beziehungen und Netzwerke	60
2.1.1	Definitionen	60
2.1.2	Zur Erhebung persönlicher Netzwerke	63
2.1.3	Die Beschreibung persönlicher Netzwerke	65
2.2	Ein mehrdimensionales Konzept sozialer Unterstützung	70
2.2.1	Inhaltliche Typologie sozialer Unterstützung	70
2.2.2	Soziale Unterstützung als Interaktion	77
2.3	Resümee	83
3.	Der Wirkungszusammenhang sozialer Unterstützung	85
3.1	Bedingungen des Unterstützungsprozesses	85
3.2	Direkteffekt- und Puffereffekt-These	91
3.2.1	Der Direkteffekt sozialer Unterstützung	91
3.2.2	Der Puffereffekt sozialer Unterstützung	96
3.3	Beziehungen und Netzwerke als Einflußfaktoren sozialer Unterstützung	100
3.3.1	Merkmale und Qualität von Beziehungen und Netzwerken	100
3.3.2	Herkunftskontext von Beziehungen und Rollenerwartungen	105
3.4	Die Lebenslage als Determinante des Netzwerk- und Unterstützungsverhaltens	112
3.5	Reziprozität als Handlungsprinzip	117
3.6	Resümee	125

4.	Ziele, Vorgehensweise und Datenbasis der empirischen Untersuchung	127
4.1	Netzwerke und soziale Unterstützung als Gegenstand der Sozialberichterstattung	127
4.2	Datenbasis und Untersuchungsmöglichkeiten	130
4.3	Die Pluralisierung von Lebensformen	133
5.	Kontakte und soziale Isolation	145
5.1	Eheliche und nichteheliche Lebensgemeinschaften im Vergleich	145
5.2	Soziale Isolation in verschiedenen Lebensformen: Fehlen eines Partners und von Kontakten zu Verwandten	150
5.3	Soziale Isolation in verschiedenen Lebensformen: Fehlende Beziehungen zu Freunden und Nachbarn	155
5.4	Die räumliche Strukturierung von Kontaktnetzen	166
5.5	Sozialstrukturelle Determinanten sozialer Isolation	171

6.	Geleistete und verfügbare soziale Unterstützung	179
6.1	Geleistete soziale Unterstützung	179
6.2	Erhaltene soziale Unterstützung	185
6.3	Unterstützung und räumliche Entfernung	193
6.4	Soziale Bedingungen des Unterstützungstransfers	199
7.	Die subjektive Bewertung von Kontakten und Unterstützungspotentialen	205
7.1	Subjektive Einsamkeit und die Bewertung von Hilfeleistungen	205
7.2	Determinanten von Einsamkeitsgefühlen	213
7.3	Die subjektive Bilanzierung geleisteter und erhaltener Hilfeleistungen	215
8.	Arbeitsteilung und Flexibilität in informellen Netzwerken	221
8.1	Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in informellen Netzwerken	221
8.2	Zur Arbeitsteilung zwischen Familie, Verwandten und nicht verwandten Personen	227
8.3	Sozialstrukturelle Determinanten der Arbeitsteilung in informellen Netzwerken	232

9.	Entwicklungstendenzen bei Kontakten und Hilfebeziehungen 1978 bis 1988	243
10.	Zusammenfassung und Schlußfolgerungen	251
	Literatur	259

Verzeichnis der Schaubilder

Schaubild 2.1:	Inhaltliche Typologie sozialer Unterstützung	71
Schaubild 5.1:	Nennung des jeweiligen Partners als Hilfeinstanz in unterschiedlichen Partnerschaftsverhältnissen	147
Schaubild 5.2:	Vorhandensein eines besten Freundes/einer besten Freundin nach Lebensformen und Geschlecht	162
Schaubild 6.1:	Emotionale Unterstützung bei Männern und Frauen in unterschiedlichen Lebensformen	189
Schaubild 6.2a,b:	Abhängigkeit der Nennung der Mutter bzw. des Vaters als erste Hilfeinstanz von gemeinsamer Haushaltszugehörigkeit und Entfernung	195
Schaubild 6.3a,b:	Abhängigkeit der Nennung der Tochter bzw. des Sohnes als erste Hilfeinstanz von gemeinsamer Haushaltszugehörigkeit und Entfernung	197
Schaubild 7.1:	Subjektive Einsamkeit bei Männern und Frauen in unterschiedlichen Lebensformen	209
Schaubild 8.1a:	Arbeitsteilung bei praktischen Formen der Unterstützung	228
Schaubild 8.1b:	Arbeitsteilung bei kognitiv-emotionaler Unterstützung	229
Schaubild 9.1:	Subjektive Kontaktchancen und Vorhandensein eines engen Freundes/einer engen Freundin: Entwicklung 1978 bis 1988	244
Schaubild 9.2a:	Entwicklung ausgewählter persönlicher Hilfeleistungen 1980 bis 1988	247
Schaubild 9.2b:	Entwicklung güterbezogener Hilfeleistungen 1980 bis 1988	248

Verzeichnis der Tabellen

Tabelle 4.1:	Typologie von familialen und nichtfamilialen Lebensformen	135
Tabelle 4.2:	Sozialmerkmale und Gesundheitszustand alter und sehr alter Menschen	140
Tabelle 5.1:	Unterstützungsbeziehungen in unterschiedlichen Partnerschaftsverhältnissen	151
Tabelle 5.2:	Strukturelle Dimensionen sozialer Isolation (Verwandte) in verschiedenen Lebensformen	152
Tabelle 5.3:	Strukturelle Dimensionen sozialer Isolation (Nichtverwandte) in verschiedenen Lebensformen	160
Tabelle 5.4:	Soziale Isolation bei alten Menschen	164
Tabelle 5.5:	Kontakte zu Freunden und Nachbarn bei Paaren	165
Tabelle 5.6:	Räumliche Konzentration informeller Netzwerke in verschiedenen Lebensformen	168
Tabelle 5.7:	Zusammenhang zwischen räumlicher Entfernung und der Häufigkeit von Besuchen und sonstiger Kontakte mit Verwandten und Freunden	169
Tabelle 5.8:	Determinanten sozialer Isolation (Multinomiale Logit-Modelle)	174
Tabelle 6.1:	Hilfeleistungen für andere Personen in verschiedenen Lebensformen	181
Tabelle 6.2:	Hilfe von älteren Menschen für Personen außerhalb des eigenen Haushalts	183
Tabelle 6.3:	Hilfeleistungen für andere Personen bei Paaren	185
Tabelle 6.4:	Erhaltene kognitiv-emotionale Unterstützung in verschiedenen Lebensformen	187
Tabelle 6.5:	Von anderen Personen erhaltene Arbeitshilfen in verschiedenen Lebensformen	191
Tabelle 6.6:	Erledigung von Haushaltstätigkeiten bei älteren Menschen	193
Tabelle 6.7:	Geleistete und empfangene Hilfeleistungen in informellen Netzwerken außerhalb des eigenen Haushalts (Multinomiales Logit-Modell)	201
Tabelle 7.1:	Subjektive Einsamkeit und subjektive Kontaktchancen in verschiedenen Lebensformen	206
Tabelle 7.2:	Subjektive Einschätzung erhaltener Hilfeleistungen in verschiedenen Lebensformen	211

Tabelle 7.3:	Einsamkeit und subjektive Kontaktchancen bei alten und sehr alten Menschen	212
Tabelle 7.4:	Determinanten von Einsamkeitsgefühlen bei Männern und Frauen (Logit-Modelle)	214
Tabelle 7.5:	Die subjektive Hilfebilanz von Haushalten in verschiedenen Lebensformen	217
Tabelle 7.6:	Subjektive und objektive Hilfebilanz bei alten und sehr alten Menschen	218
Tabelle 8.1:	Mögliche Inanspruchnahme des Partners für soziale Unterstützung nach Art der Partnerbeziehung und Geschlecht	222
Tabelle 8.2:	Nennung des Partners als erste Hilfeinstanz nach Erwerbsstatus	224
Tabelle 8.3:	Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung ohne Partnerbeziehung	225
Tabelle 8.4:	Hilfeleistungen für andere Personen nach Geschlecht	226
Tabelle 8.5:	Multiplexität verschiedener Beziehungen	231
Tabelle 8.6:	Hilfe bei Niedergeschlagenheit nach Lebensformen und Geschlecht	234
Tabelle 8.7:	Hilfe bei Problemen mit dem Partner nach Lebensformen und Geschlecht	235
Tabelle 8.8:	Arbeitsteilung in informellen Netzwerken: Hilfeleistungen für Freunde und Verwandte (Multinomiale Logit-Modelle)	239
Tabelle 9.1:	Freundschaftsbeziehungen in verschiedenen Bevölkerungsgruppen 1978, 1984 und 1988	246

Vorwort

Es handelt sich bei diesem Buch um die gekürzte Fassung der Dissertation des Verfassers. Sie ist unter dem Titel "Soziale Unterstützung in informellen Netzwerken. Zur Pluralisierung von Lebensformen und Individualisierung sozialer Beziehungen" beim Fachbereich 2 Gesellschafts- und Planungswissenschaften der TU Berlin eingereicht worden.

Die Arbeit ist im Rahmen meiner Tätigkeit in der Arbeitsgruppe Sozialberichterstattung am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung fertiggestellt worden. Wesentliche Anregungen für die Konzeption der Arbeit stammen auch aus meinen vorherigen Tätigkeiten im Projekt Haushaltsproduktion des Sonderforschungsbereichs 3 sowie am Institut für Soziologie der TU Berlin. Alle drei Bereiche haben einen wesentlichen Anteil am Zustandekommen dieses Buches, indem sie mich mit sehr unterschiedlichen Sichtweisen konfrontiert und mir den Raum für eigenständiges Arbeiten gelassen haben. Besonderen Dank schulde ich schließlich Wolfgang Seifert, der einen großen Teil der im Zusammenhang mit der Arbeit anfallenden Berechnungen durchgeführt sowie Tabellen und Grafiken erstellt hat.

Einführung

Der Soziologe Paul Lazarsfeld kam eines Tages in den Columbia Faculty Club und unterhielt sich dort mit einem Kollegen aus einer anderen Fakultät über seine neueste Forschungsarbeit. Er erzählte ihm, er hätte gerade die erste Auszählung der Ergebnisse bekommen, und dieses und dieses und jenes sei der Fall. Ja, sagte dieser Kollege, aber das haben wir doch alles längst gewußt. Lazarsfeld zog sich daraufhin etwas betreten zurück. Eine Woche später traf er denselben Kollegen wieder und sagte: Ich muß mich bei Ihnen entschuldigen, wir hatten einen Fehler im Computer, die Ergebnisse sind in Wirklichkeit ganz anders und gehen genau in die entgegengesetzte Richtung. Worauf der Kollege erwiderte: Ja aber, das haben wir doch schon längst gewußt.¹

Die vorliegende Arbeit handelt von einem Gebiet, auf dem wir alle Experten sind. Unsere Beziehungen zu Familie, Verwandtschaft, Freunden und Nachbarn sind mit eigenen Erfahrungen, Einstellungen und zum Teil als selbstverständlich empfundenen Leitbildern reichlich besetzt. Eine empirische Bestandsaufnahme zu diesem Thema auf der Basis repräsentativer Bevölkerungsumfragen wird also vermutlich viele Stereotype wiederfinden und in der Tendenz bestätigen. Auf der anderen Seite trifft eine solche Untersuchung aber auch auf eine sowohl in den Sozialwissenschaften als auch in der weiteren Öffentlichkeit lebhaft geführte Diskussion darüber, wie der soziale Wandel innerhalb der letzten beiden Jahrzehnte auch die Muster der sozialen Einbindung geändert hat und weiter ändern wird. Solche Veränderungen werden als Teil eines tiefgreifenden gesellschaftlichen Strukturwandels gesehen, in dessen Sog die einzelnen Individuen aus selbstverständlich vorgegebenen Lebenszusammenhängen herausgelöst werden, so daß sie in zunehmendem Maße nur noch auf sich selbst bezogen planen und agieren - mit der augenfälligen Folge einer Pluralisierung von Lebensformen und Lebensstilen. Bereits in dieser Beschreibung klingt eine Furcht an, daß der fortschreitende gesellschaftliche Modernisierungsprozeß die Gefahr einer zunehmenden Vereinzelung und eine Gefährdung der Solidarität untereinander mit sich bringt. Zumindest scheint er eine Herausforderung für die Attraktivität und Tragfähigkeit der gewohnten Muster sozialer Einbindung darzustellen.

Die von diesem Wandel ausgelösten Verunsicherungen haben jedoch die Bereitschaft zu eindeutigen Stellungnahmen und Urteilen keineswegs trüben können. Es zeigt sich im Gegenteil, daß die Diskussionslandschaft von mehreren nebenein-

¹ Diese Anekdote wurde von Karl Deutsch bei einer Diskussion über die praktische Relevanz der Sozialwissenschaften berichtet (Wiebe 1988:86).

ander bestehenden, sich zum Teil einander ergänzenden, aber zum Teil auch widersprechenden Stereotypen bevölkert ist. So scheint zum Beispiel die Institution der Familie immer noch genauso selbstverständliche Realität zu sein wie die These ihres Zerfalls zum Allgemeingut geworden ist; die Feststellung, daß Freizeit zunehmend mit anderen Menschen verbracht wird, steht neben Visionen einer Gesellschaft von vereinzelt und vereinsamt Individuen. Die Verunsicherungen werden erst in der Gesamtheit dieser Stereotype deutlich, indem jedes für sich dabei relativiert wird. Sie zeigen sich auch in Diagnosen wie der "autistischen Gesellschaft" (Hoffmann-Nowotny), einer "Zerstörung der lebensweltlichen Grundlagen der Daseinsbewältigung" (Beck) oder dem "minimal self" als vorherrschendem Persönlichkeitstypus (Lasch). In solchen Formulierungen drängt sich mitunter der Verdacht auf, daß sie nicht nur eine Analyse faktischer Veränderungen liefern sollen, sondern darüber hinaus selbst Ausdruck eines Übergangsbewußtseins sind. In ihnen meint man etwas von dem Leiden und der Lust an offenen Situationen und "Unübersichtlichkeiten" wiederzufinden, die schon einmal den Zeitgeist und die soziologische Beschäftigung mit seinen Ursachen geprägt haben. Es klingt etwas vom Lebensgefühl des "Übergangsmenschen" der Zeit um die letzte Jahrhundertwende an, ein "... Daseinsgefühl der tausend Übergänge, die vor ihm wie einer sind. Nicht der wirkliche Übergang der Modernisierung, ökonomisch, politisch, kulturell, ist die Essenz der Erfahrung von 'Übergangsmenschen', sondern der Umgang mit dem Gefühl, 'nur' im Übergang zu leben".² Und tatsächlich kommt einem vieles an den neuen Deutungs-Angeboten zur derzeitigen Individualisierung informeller Beziehungen eigentümlich vertraut vor und erinnert sowohl in den Aussagen selbst als auch in der Diktion an die soziologischen Klassiker um die letzte Jahrhundertwende.

Gegenstand dieser Arbeit ist, wie die Menschen in der Bundesrepublik³ heute sozial eingebunden sind - in Familie, Verwandtschaft, Freundschaften und sonstige Beziehungen - und welche Hilfeleistungen über diese Beziehungen jeweils transportiert werden. Sie beginnt mit einer Bestandsaufnahme der Diskussion um den Wandel informeller Beziehungen. Dazu werden die verschiedenen Argumente und Befunde zu zwei konkurrierenden Thesen zugespitzt: die These eines "Verlusts von Gemeinschaft" versus die These einer "Liberalisierung von Gemeinschaft" (Kapitel 1).

Bei dieser Bestandsaufnahme wird deutlich, daß viele der ins Feld geführten Argumente am offensichtlichen Wandel der Haushalts- und Familienformen fest-

² Schwengel (1988:17) in Anlehnung an Formulierungen des zeitgenössischen Schriftstellers Hermann Conradi. Ähnlich äußert sich auch Berger (1988) in einem Aufsatz über Modernitätsbegriff und die Modernitätskritik.

³ Die Bezeichnung Bundesrepublik bezieht sich hier auf die sogenannten "alten Bundesländer", in denen ausschließlich die in der Arbeit verwendeten Daten erhoben worden sind.

gemacht werden. Derartige Betrachtungen sind jedoch alleine noch nicht ausreichend, um die Diskussion entscheiden zu können. Dafür geeigneter sind zwei theoretische Konzepte, die in der empirischen Forschung zunehmende Verbreitung erlangt haben: das Konzept der persönlichen Netzwerke und vor allem das Konzept der sozialen Unterstützung. Das Konzept der persönlichen Netzwerke verweist umfassender als die bloße Unterscheidung von Familien- und Haushaltsformen auf die Gesamtheit der sozialen Beziehungen, um die es in der Gemeinschaftsfrage geht, und das Konzept der sozialen Unterstützung zielt direkter auf die Leistungen aller Art, die über diese Beziehungen vermittelt werden. Beide zusammen bilden so die Grundlage für eine empirische Analyse von Mustern der sozialen Einbindung und informeller Solidaritätspotentiale, denn: Wen wir kennen und auf wen wir uns verlassen können, beeinflußt unseren Erfolg im Leben, unsere Sicherheit, unser Wohlbefinden und sogar unsere Gesundheit (Kapitel 2 und 3).

Davon ausgehend wird in Kapitel 4 die Anlage der empirischen Untersuchung dargestellt: die Datenbasis der insgesamt fünf verwendeten repräsentativen Umfragen, der Stellenwert der darin verfügbaren Informationen und das Auswertungsdesign. Der Schwerpunkt der Analysen liegt auf der Fragestellung, in welchem Maße sich die neu ausbreitenden Lebensformen von den traditionellen Lebensformen unterscheiden, was die soziale Einbindung und die Verfügbarkeit verschiedener informeller Hilfeleistungen betrifft.

Im fünften bis neunten Kapitel werden empirische Ergebnisse vorgestellt. Die Gliederung dieses Ergebnisteils orientiert sich weitgehend an den konzeptuellen Unterscheidungen des zweiten und dritten Kapitels. Gegenstand des fünften Kapitels sind Kontakte sowohl innerhalb als auch außerhalb des eigenen Haushalts. Im sechsten Kapitel wird dargestellt, welche Hilfeleistungen über diese Kontakte insgesamt transportiert werden. Dies betrifft sowohl Hilfeleistungen für andere Personen als auch die Unterstützung, die man selbst von anderen Menschen erhält. Das siebte Kapitel handelt von den subjektiven Bewertungen des Transfers dieser Kontakte und Unterstützungsleistungen, in die neben dem Ausmaß der verfügbaren Unterstützung auch individuell unterschiedliche Bedürfnisse mit einfließen. Das achte Kapitel befaßt sich mit der Arbeitsteilung innerhalb der informellen Netzwerke, d.h. welche Beziehungen welche Art von sozialer Unterstützung transportieren, und mit der Frage, wie starr oder wie flexibel diese Arbeitsteilung ist. Im neunten Kapitel werden schließlich einige Entwicklungstendenzen für den Zeitraum von 1978 bis 1988 dargestellt. Den Abschluß bildet das zehnte Kapitel mit einer Zusammenfassung und kritischen Würdigung der Ergebnisse im Hinblick auf die Gemeinschafts-Diskussion.

1. Verlust von Gemeinschaft oder Liberalisierung von Gemeinschaft?

1.1 "Verlust" versus "Liberalisierung"

Die unter dem Stichwort eines "neuerlichen Individualisierungsschubs" (Beck 1986) zusammengefaßten gesellschaftlichen Umbrüche haben auch eine "Suche nach Vernetzungen" (Keupp 1987:35) ausgelöst. Damit wird eines der klassischen Themen der Soziologie wieder aufgegriffen, nämlich die Frage, wie gesellschaftlicher Wandel die Struktur und die Funktionen persönlicher Beziehungen beeinflusst: "Die große soziologische Theorie hat Modernisierung immer als einen hochgradig riskanten Entwicklungspfad betrachtet, in dem nicht weniger als das 'lien-social', das einheitsstiftende soziale Band zur Disposition steht" (Berger 1988:224).⁴ Die verschiedenen theoretischen Überlegungen und empirisch angelegten Untersuchungen zu diesem Thema können in zwei konkurrierenden Thesen zusammengefaßt werden, die ich hier in idealtypischer Weise einander gegenüberstellen möchte: *die These eines "Verlusts von Gemeinschaft" und die These einer "Liberalisierung von Gemeinschaft"*.⁵ Sie sind als miteinander konkurrierende, generalisierte Gesamteinschätzungen über die Entwicklung informeller Netzwerke im Zuge gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse zu verstehen und stellen in dieser Form Synthesen dar, die vielleicht nicht allen der ihnen jeweils zugeordneten Einzeluntersuchungen und -ansätze gleichermaßen gerecht werden können. Sie beziehen sich, über die Beschreibung von *Strukturveränderungen* hinaus, letztendlich vor allem auf die *Funktionen* informeller Beziehungen sowie die *Qualität*, mit der diese Funktionen erfüllt werden.

Die These eines Bindungszerfalls, eines "Verlusts von Gemeinschaft", hat über die Jahrzehnte hinweg einen bemerkenswert dauerhaften Erfolg verzeichnen können. Sie steht seit den Anfängen der Soziologie quasi ununterbrochen auf der Tagesordnung und hat auch über den rein fachwissenschaftlichen Kontext hinaus eine große und dauerhafte Popularität erlangt. Sie behauptet in ihrem Kern eine Zersetzung der tradierten Lebens- und Beziehungsformen durch die Ausbildung der modernen Industriegesellschaften, ohne daß "gleichwertige" neue Bezie-

4 Allerdings stellt die Frage der Integrationskraft informeller sozialer Beziehungen nur einen - wenn auch wesentlichen - Teilaspekt dieser Frage dar.

5 Diese Gegenüberstellung schränkt die von dem kanadischen Stadtsoziologen Wellman (1979) gewählte Gegenüberstellung von "community lost", "community saved" und "community liberated" auf die beiden m.E. eigentlich diskussionswerten Alternativen ein.

ungsstrukturen an deren Stelle getreten seien. Insbesondere familiäre, verwandtschaftliche und nachbarliche Beziehungen seien in ihrem Umfang eingeschränkt und in ihrer Bedeutung geschwächt worden. Zum Teil werden zwar die mit den traditionellen Bindungen verbundenen Zumutungen und Einengungen gesehen, aber als notwendige soziale Kontrollen bzw. unvermeidliche Kosten einer stabilen sozialen Integration akzeptiert. Die Integrationskraft und die Leistungsfähigkeit der modernisierten Beziehungsstrukturen werden eher pessimistisch eingeschätzt. Sowohl im Zusammenhang mit der Entstehungsphase der modernen Industriegesellschaften (Tönnies 1887, Sorokin 1950) als auch mit den nachfolgenden Verstädterungsprozessen (Wirth 1938), der Bürokratisierung und dem Ausbau umfassender wohlfahrtsstaatlicher Institutionen (Janowitz 1976, Badura/Gross 1976), der zunehmenden Dominanz marktvermittelter Leistungen (Litwak 1959, O'Connor 1974) oder der heraufziehenden "Massengesellschaft" (Nisbet 1969): die jeweiligen Folgen wurden vornehmlich als Bedeutungsverlust und Destabilisierung zwischenmenschlicher Bezüge charakterisiert.

Gegen diese pessimistische Sichtweise hat sich jedoch zunehmend die Gegenthese etabliert, den Wandel sozialer Beziehungen eher als einen - den veränderten Lebensbedingungen angepaßten - Struktur- und Funktionswandel zu begreifen. Diese hier als "*Liberalisierung von Gemeinschaft*" bezeichnete These behauptet ein Fortbestehen stabiler und funktionierender Netzwerke, auch wenn sie gegenüber früheren Zeiten räumlich weniger konzentriert sind und frei gewählte Sozialbeziehungen im Vergleich zu vorgegebenen in ihrer Bedeutung gestiegen sind. Informelle Beziehungen seien so heute zwar anders organisiert und hätten, zum Teil, im Rahmen einer insgesamt veränderten gesamtgesellschaftlichen Arbeitsteilung auch andere Aufgaben zu erfüllen. Dies bedeute jedoch weniger eine Schwächung der funktionalen Bedeutung informeller Beziehungen als vielmehr eine Verschiebung ihres Aufgabenspektrums. Im Gegenteil: Bei manchen Autoren verbindet sich damit die Vision einer "befreiten Gemeinschaft", d.h. die Überwindung einer überwiegend als Einengung empfundenen sozialen Kontrolle. Einzelne gewännen erst so die Möglichkeit, sich mit Menschen nach eigenem Gusto zusammenzutun und ihre Netzwerke nach eigenen Bedürfnissen zu gestalten (vgl. Keupp 1987:18f u. 39). Gerade die teilweise Entlastung von defensiven Schutzaufgaben schaffe so den Raum für eine vermehrte Betonung "höherer" Beziehungsinhalte im Sinne der Maslow'schen Bedürfnishierarchie.

Die Verwendung des *Gemeinschaftsbegriffs* in der Gegenüberstellung dieser beiden Thesen scheint angesichts seiner verschiedenartigen und auf mehreren Ebenen angesiedelten Bedeutungen und Konnotationen problematisch zu sein. Auf der anderen Seite bietet er aber auch mehrere Vorteile, die gerade daraus resultieren. Gemeinschaft wird hier zunächst als ein weitverbreitetes und intuitiv ansprechendes Schlagwort zur Bezeichnung einer Art Idealzustand informeller

Netzwerke verwendet: Intimität, Verlässlichkeit, Dauerhaftigkeit, Vertrautheit, Solidarität, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und des Eingebundenseins, die Erwartbarkeit und Gegenseitigkeit von Hilfe werden als spezifische Kennzeichen solcher Beziehungen hervorgehoben (z.B. Fischer 1977:7, Nisbet 1969:1). Dabei sollte nicht übersehen werden, daß in dieser Beschreibung zwei Dimensionen miteinander vermischt werden, deren Auseinanderhalten für das Verständnis der Diskussion um Verlust- und Liberalisierungsthese von Bedeutung ist: Zum ersten wird ein bestimmtes *Funktionsspektrum* sozialer Beziehungen angesprochen. Bezieht man sich auf die in Kapitel 2.2 entwickelte Typologie sozialer Unterstützung, so werden dabei insbesondere die Dimensionen "Orientierung", "Vermittlung eines Zugehörigkeitsbewußtseins", "Erwartbarkeit von Hilfe und Rückhalt", "Vermittlung eines Geborgenheitsgefühls" und "Vermittlung von Liebe und Zuneigung" angesprochen. Zum zweiten wird zumindest insofern auch eine bestimmte *Qualität* der Funktionserfüllung impliziert, als vorausgesetzt wird, daß die traditionelle Gemeinschaft diese angesprochenen Funktionen in befriedigender Weise gewährleistet hat und die damit verbundene enge soziale Kontrolle als notwendiges Übel angesehen wird.

Die Fokussierung der Fragestellung auf *informelle Netzwerke*⁶ - statt auf die alleinige Betrachtung spezifischer Teilbereiche, wie beispielsweise die Familie oder die Nachbarschaft - erlaubt zum einen eine umfangreichere und zugleich detailliertere Behandlung der Gemeinschaftsfrage, als es die isolierte Betrachtung solcher einzelner Teilsysteme erlauben würde. Zum anderen kann auch die Erklärung des Wandels einzelner Teilbereiche theoretisch fruchtbarer sein, wenn man diese nicht isoliert betrachtet, sondern eben als *Teilsystem* der gesamten informellen Netzwerke begreift. Erst in dieser Perspektive wird zum Beispiel die Frage nach dem historischen Erfolg des Familienmodells zu einer zweistufigen Frage, nämlich: (1) Welche funktionale Bedeutung haben informelle Beziehungen unter veränderten gesamtgesellschaftlichen Lebensbedingungen, und (2) warum ist es unter den denkbaren informellen Beziehungsmustern gerade die Familienform, die sich so dauerhaft als Filter zwischen dem einzelnen Individuum und den Zumutungen der Gesellschaft hat erhalten können?

Über die konnotative Ebene hinaus steckt hinter der Verwendung des Gemeinschaftsbegriffs also eine zusätzliche konzeptuelle Absicht: Die Frage nach den Leistungen und der Qualität informeller Netzwerke wird mit einer Betrachtung der gesellschaftlichen Voraussetzungen ihrer Leistungserfüllung verknüpft: "Gemeinschaft" als Bezeichnung für einen bestimmten Strukturtyp eines Gemeinwesens - oder besser: für eine bestimmte Art der Bindung des Individuums an ein Gemeinwesen - beinhaltet explizite Annahmen über:

⁶ Zur Diskussion des Begriffs der informellen Netzwerke vgl. Kapitel 2.1.

- 1) den Zusammenhang zwischen der formalen Struktur sozialer Netzwerke auf der einen und ihrer Qualität bzw. Leistungsfähigkeit auf der anderen Seite;
- 2) über die "Reichweite" dieser Netzwerke im Sinne ihrer Funktionen im Rahmen der gesamtgesellschaftlichen Arbeitsteilung; sowie
- 3) den Zusammenhang zwischen der Struktur und Qualität informeller Beziehungen einerseits und sozialstrukturellen Gegebenheiten andererseits.

Für die Betrachtung des Zusammenhangs zwischen Sozialstruktur und Netzwerkbeziehungen nehme ich eine "voluntaristische Handlungstheorie" zum Ausgangspunkt. Darunter versteht Münch (1987:239), daß sich "jedes Handeln aus der Art der Relationen (Interpenetrationen) zwischen den *konditionalen* (Situation) und den *normativen* (Normen) Faktoren in der Orientierung auf Ziele" ergibt. Im Unterschied zu rein utilitaristischen "choice constraint" - Modellen werden hier nicht nur verfügbare Ressourcen und strukturelle Gegebenheiten als "constraints" von Handlungsentscheidungen angesehen, sondern auch Normen, die als gegeben vorausgesetzt werden.⁷ Eine gemeinsame normative Ordnung ist demnach eine "Grundvoraussetzung des Funktionierens und letztendlich der Existenzfähigkeit eines Systems von Interaktionen zwischen zwei oder mehreren Akteuren" (S. 282), denn wo es keine gemeinsamen Normen gibt, ist die Gefahr groß, daß mit bestimmten Handlungen verbundene Erwartungen enttäuscht und Interaktionen deswegen abgebrochen werden. Die Verbindlichkeit, die für den Aufbau eines wechselseitigen Vertrauens unumgänglich ist, kann in den Austauschbeziehungen selbst nicht hergestellt, sondern nur bestätigt werden. Sie ergibt sich nicht ex post aus der Komplementarität von Interessen, sondern muß ex ante vorhanden sein, damit überhaupt ein Interessenausgleich auf friedlichem Wege ausgehandelt werden kann. Deshalb dürfen die Interaktionsnormen nicht selbst Gegenstand des Aushandlungsprozesses (und damit der individuellen Nutzenmaximierung) sein, sondern sie müssen den übergeordneten Status "geheiliger Präferenzen" besitzen (Münch 1987:291).

Gemeinschaft im Sinne eines Strukturtyps gesamtgesellschaftlicher Ordnung ist eine Möglichkeit, die allgemeine Akzeptanz solcher übergeordneter Normen zu gewährleisten. Die entsprechenden Ordnungsprinzipien sind bereits von Durkheim in seiner Definition der "*mechanischen Solidarität*" herausgearbeitet worden. Mit "mechanischer Solidarität" bezeichnet er den Typ der sozialen Integration, der für traditionale Gemeinschaften mit geringer Arbeitsteilung kennzeichnend war. Dabei hat Durkheim mit aller Deutlichkeit darauf hingewiesen, daß die Integration des Einzelmenschen in die Gesamtgesellschaft immer als dop-

⁷ Diese Elemente einer Handlungseinheit sind allerdings bereits in Parsons "Structure of Social Action" (1937) enthalten. In der Ablehnung eines rein utilitaristischen Handlungsmodells

pelte gedacht werden muß. Sie hat zwei sich wechselseitig bedingende Komponenten: "moralische Integration" als die Einbindung individueller Aspirationen und Wertvorstellungen in eine gemeinsame normative Ordnung sowie die direkte soziale Einbindung in ein Netz von sozialen Kontakten. Grundlage dieser mechanischen Solidarität ist eine innere Verbundenheit der Gemeinschaftsmitglieder, die wiederum auf einer weitgehenden *Gleichheit* von Lebensweise, Perspektiven und Orientierungen beruht (Durkheim 1977:222). Diese Gleichheit ist die Voraussetzung einer affektuellen Verbundenheit, einer grundsätzlich vorhandenen Fähigkeit, sich in die Lage der anderen hineinzusetzen. Es besteht daher eine emotionale Bindung aller an die Gemeinschaftsregeln. Die Internalisierung dieser affektuellen Verbundenheit in der Sozialisation und ihre Universalisierung auf die gesamte Gemeinschaft haben solange eine relativ sichere Basis, wie die Arbeitsteilung gering bleibt. In solchen Gesellschaften gehört sich das Individuum nicht selbst, sondern es ist abhängig vom Kollektivbewußtsein, dem es in allen Regungen folgt.⁸

Der - idealtypisch - ganzheitliche Lebenszusammenhang in traditionellen Gemeinschaften war die Basis einer "*Geborgenheit*" als einem "Zustand umfassender statischer Ordnung ..., in der die menschliche Psyche durch sichtbare Außengaranten, die die 'ganzheitliche Ordnung' repräsentieren, stabilisiert wird" (Kaufmann 1973:356). Geborgenheit im traditionellen Gemeinschaftskontext beinhaltet drei sich gegenseitig stützende Komponenten (S. 234):

- 1) "*Ein Selbstverständnis*, in dem das eigene Handeln nicht als vor sich selbst zu verantwortendes Einzelhandeln, sondern - sofern es 'recht' ist - als Vollzug einer vorgegebenen Ordnung erfahren wird. Diese Ordnung wird als fraglos gegeben, als 'garantiert' erfahren ..." (und nicht als Resultat individueller Entscheidungen).
- 2) Ein *Weltverständnis*, "in dem Güter und Gefahren als bestimmt gelten". Voraussetzung ist dabei das Bild einer vom individuellen Handeln unabhängigen und wahrnehmbaren oder "zumindest intuitiv erfahrbaren" Vorstellung der Welt als ganzheitlichem, statischen und geordneten Kosmos."
- 3) Ein "*Zukunftsverständnis*, in dem Zukunft nicht als Bereich unbekannter und unbeschränkter Möglichkeiten und Unwägbarkeiten" verstanden wird, sondern eingeschränkt ist auf einen "Bereich wahrnehmbarer Möglichkeiten" innerhalb einer ganzheitlichen, weitgehend statischen Ordnung.

und positivistischer Ansätze folge ich der Argumentation von R. Münch (1987, s. insbesondere Kap. 3 u. 4).

⁸ "In dem Augenblick, wo diese Solidarität wirkt, verschwindet unsere Persönlichkeit, könnte man sagen, denn wir sind nicht mehr selbst, sondern das Kollektivbewußtsein" (Durkheim 1977:171).

Eine derart geschlossene kulturelle Ordnung ermöglicht die Vergemeinschaftung der Akteure als Träger einer gemeinsamen Ordnung, die "für den einzelnen Akteur am weitesten sowohl die Komplexität der Symbolwelt als auch die Kontingenz des Handelns reduziert" (Münch 1987:328). Die gemeinsame normative Ordnung ist wenig differenziert und wird von allen Interaktionspartnern getragen, d.h. es können nicht einzelne oder partikulare Gruppen über die Normen entscheiden, an denen sie sich orientieren wollen. Die Geltung dieser normativen Ordnung und ihre affektuelle Verankerung muß jedoch durch bestimmte *strukturelle Voraussetzungen* abgestützt sein: eine hohe Interaktionsdichte und die Monopolisierung von Chancen der Bedürfnisbefriedigung (Münch 1987:329ff). Durkheim hat in seinen Untersuchungen über die "Teilung der Arbeit" und den "Selbstmord" darauf hingewiesen, daß eine hohe Interaktionsdichte sowohl bessere Möglichkeiten für die Ausbildung affektiver Verbundenheit bietet als auch ein dringlicheres Interesse an einer gemeinsamen normativen Ordnung auslöst als es bei unregelmäßigen Interaktionen der Fall ist:

"Die Tatsache, daß alle Akteure einen höheren Nutzen vom Bestand einer normativen Ordnung innerhalb eines sozialen Verkehrskreises haben als vom Fehlen einer Ordnung, muß jedoch noch nicht bedeuten, daß auch das Beitragen zur Herstellung oder Bewahrung sozialer Ordnung für den einzelnen Akteur im Vergleich zum Zurückhalten eines eigenen Beitrages immer das nützlichere Handeln ist ... Nur in kleinen geschlossenen Verkehrskreisen, in denen der Beitrag des einzelnen zur Herstellung oder Bewahrung einer normativen Ordnung ein relativ großes Gewicht besitzt, ist das Beitragen zur Herstellung oder Bewahrung einer normativen Ordnung im Vergleich zum Zurückhalten des eigenen Beitrages im Bezugsrahmen der *individuellen* Nutzenmaximierung die nützlichere Alternative" (Münch 1987:339f).

Nimmt die Interaktionsdichte ab und/oder erweitert sich der Kreis der Interaktionspartner, sinkt auch die Motivation, sich mühevoll auf gemeinsame Normen zu verständigen. Mindestens in solchen Fällen muß, neben der Interaktionsverdichtung, als zusätzliche strukturelle Bedingung die Monopolisierung der Chancen zur Bedürfnisbefriedigung durch die Gemeinschaft erfüllt sein - durch eine Schließung der Mitgliedschaft nach außen, sowie nach innen durch eine vollständige oder zumindest teilweise Aneignung von Chancen der Bedürfnisbefriedigung durch die Gemeinschaft als Ganzes. Die in sich geschlossenen, auf häufigen direkten Kontakten und ähnlicher Lebensweise beruhenden Verwandtschafts- und Nachbarschafts - Verkehrskreise in den agrarisch geprägten, vorindustriellen Gemeinschaften haben diese strukturellen Bedingungen erfüllt. Es handelte sich dabei um Gemeinwesen mit geringer Arbeitsteilung sowie geringer räumlicher und sozialer Mobilität. Geringe Arbeitsteilung bedingt einerseits einen hohen Grad an sozialer Homogenität der Interaktionspartner, andererseits eine hohe Multiplexität von Beziehungsinhalten bzw. Netzwerkfunktionen. Insbesondere sind die Funktionen der wirtschaftlichen Produktion sowie der Status- und Existenzsicherung noch vollständig in informelle Interaktionszusammenhänge inte-

griert. Zusätzlich begünstigt die geringe Mobilität der Gemeinschaftsmitglieder eine hohe Interaktionsdichte. Sie erhöht die Chancen der Dauerhaftigkeit von Beziehungen und führt so zu Netzwerken mit sich vielfach überschneidenden Beziehungen. Geringe Arbeitsteilung, hohe Multifunktionalität der Sozialbeziehungen und geringe Mobilität fördern sowohl das Entstehen einer affektuellen Verbundenheit als auch die Abschließung nach außen und monopolisieren so die Chancen zur Bedürfnisbefriedigung. Der reziproke Austausch von Unterstützungsleistungen gewinnt damit an Verlässlichkeit, denn es existieren keine Alternativen zu gemeinschaftsinternen und derart kontrollierten Austauschbeziehungen.

Die oben vorgenommene Unterscheidung verschiedener Bestandteile des Gemeinschaftskonzepts - nämlich (a) formale Struktur von Netzwerken, (b) Funktionsspektrum und Qualität von Netzwerken sowie (c) Strukturprinzipien des gesamten sozialen Systems - ist die Voraussetzung dafür, um Verlust- und Liberalisierungsthese anhand ihrer verschiedenen Prämissen und Aussagen einander gegenüberstellen zu können. Sie hilft auch, einige typische Mißverständnisse zu vermeiden, die sich bei der Verwendung dieser Begrifflichkeit aus der Verwechslung oder ungenügenden Unterscheidung dieser Bestandteile ergeben. Die beiden Thesen können anhand von drei einzelnen Aspekten kontrovers diskutiert werden:

- 1) In welcher Hinsicht und in welchem Ausmaß sprechen (a) das *Funktionsspektrum* und (b) die *Qualität* der heutigen informellen Netzwerke für eine der beiden Thesen? Gibt es heute noch ausreichend Beziehungen mit den oben als "gemeinschaftlich" bezeichneten Unterstützungsinhalten? Läßt sich eine hohe Funktionstüchtigkeit bzw. Qualität informeller Netzwerke heute überhaupt in gleicher Weise definieren wie in vorindustriellen Zeiten? Inwiefern beruht sie heute auf denselben Eigenschaften und Leistungen informeller Beziehungen wie vor einigen Jahrzehnten oder sogar vor der Industrialisierung?
- 2) Welchen Einfluß haben die *Zusammensetzung* und die *Struktur* informeller Netzwerke auf deren Funktionsspektrum und Qualität? Sind traditionell gemeinschaftlich organisierte Netzwerke (dicht, räumlich konzentriert, multiplex) überhaupt notwendig, um heute eine hohe Qualität von Beziehungen zu gewährleisten?
- 3) Welche *spezifischen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen* beeinflussen in welcher Weise Struktur und Funktion informeller Netzwerke? Welche gesellschaftlichen Voraussetzungen müssen heute gegeben sein, um objektive soziale Unterstützung ebenso wie das subjektive Empfinden von sozialer Einbindung und von Solidarität zu gewährleisten?

Die folgende Diskussion von Verlust- versus Liberalisierungsthese orientiert sich an diesen drei Aspekten. Sie geschieht in zwei Schritten, die einer - historisch allerdings nur ungenauen - Periodisierung der industriegesellschaftlichen Ent-

wicklung folgen und auch nur die generelle Richtung der Entwicklung aufzeigen können. Im ersten Schritt (Kap. 1.2) geht es darum, welche langfristigen Konsequenzen Ausbildung und Entwicklung der modernen Industriegesellschaften für informelle Netzwerke gehabt haben bzw. noch haben. Im zweiten Schritt geht es um den Zeitraum der letzten zwanzig bis dreißig Jahre und die Frage, inwiefern die in der gegenwärtigen Individualisierungsdebatte geäußerte Behauptung eines grundlegenden Bruchs mit den etablierten industriegesellschaftlichen Institutionen und Mechanismen sozialer Integration insofern zutrifft, als daß Menschen erneut in "eine ihnen unter Schmerzen und Ängsten historisch verordnete Erprobungsphase der Formen ihres Zusammenlebens eingetreten" seien (Beck 1987:189).

1.2 Von der Gemeinschaft zur Gesellschaft: Die Modernisierung informeller Netzwerke

In systemtheoretischer Perspektive wird Modernisierung als Prozeß einer umfassenden *funktionalen Differenzierung* begriffen, der zur Ausbildung spezialisierter Institutionen und damit zu einer grundlegenden Veränderung der *gesamtgesellschaftlichen Arbeitsteilung* geführt hat. Es kam zu einer arbeitsteiligen Differenzierung von Lebensbereichen, in deren Folge Öffentlichkeit und Privatheit, Produktion und Reproduktion als Sphären des Lebens stärker getrennt wurden. Grundlage der Wirtschaftsproduktion wurde die Ausdifferenzierung von Konsum- und Arbeitsmärkten. Voraussetzung dafür war die Freisetzung aus feudalen Abhängigkeitsverhältnissen in die freie Lohnarbeiterexistenz. Die damit verbundenen existentiellen Risiken konnten nicht mehr in organisch gewachsenen Gemeinschaften bewältigt werden, denn die sind im Zuge *räumlicher Mobilitäts- und Verstädterungsprozesse* auseinandergerissen worden. Als Reaktion darauf entstanden die Institutionen des *Wohlfahrtsstaates*, die eine soziale Absicherung auf der Basis individuell zurechenbarer Ansprüche bzw. Rechte auf verschiedene Güter und Dienstleistungen gewährleisten sollen. Während in agrarisch geprägten Gemeinschaften alle Aufgaben innerhalb eines einheitlich strukturierten Lebenszusammenhangs bewältigt wurden, sind die einzelnen Aufgaben in modernen, funktional differenzierten Gesellschaften räumlich und sozial getrennt.

Die These der funktionalen Differenzierung geht allerdings über die bloße Differenzierung arbeitsteiliger (Berufs-) Rollen und die Ausbildung funktional spezialisierter Institutionen hinaus. Das besondere Kennzeichen moderner Gesellschaften kann vielmehr in der Differenzierung unterschiedlicher Handlungssphären oder Teilsysteme mit je ungleichartigen Kommunikationszusammenhängen

und unterscheidbaren Sinnrationalitäten gesehen werden (Luhmann 1984:191ff). Spezifische Institutionen, Organisationen und Rollen sind in diesem Sinne nicht die basale Struktur der Differenzierung selbst, sondern eine darauf erst aufbauende "strukturelle Absicherung" der Handlungssphären, die über eine situationale Fundierung hinausreichen soll (Gerhards 1989:11). Einzelne Akteure sind in dieser Perspektive nicht eindeutig bestimmten einzelnen Teilsystemen zuordenbar, sondern können in wechselnden Zusammenhängen in mehreren solcher Teilsysteme agieren, wenn ihre Handlungsorientierung den jeweiligen Kommunikationsregeln und Sinnsetzungen folgt. Funktionale Differenzierung bedeutet also nicht nur eine arbeitsteilige Spezialisierung verschiedener Institutionen, sondern zunächst die Auflösung eines umfassenden Sinnzusammenhangs. Die Integration des einzelnen in verschiedene Lebensbereiche kann damit nur partiell sein, d.h. sie umfaßt immer nur einen Teilbereich seines Lebens. Die "vollständige Integration" (Bahrdt 1961:64) in eine Gemeinschaft ist ersetzt worden durch eine Mehrzahl von begrenzten Mitgliedschaften in unterschiedlichen Teilsystemen. Die funktionale Differenzierung verändert damit zwangsläufig auch das Aufgabenspektrum persönlicher Beziehungen sowie die Bedingungen ihrer strukturellen Ordnung.

Damit wiederum verändern sich in modernen Gesellschaften grundlegend die Bedingungen und die Mechanismen, unter denen die soziale Integration der einzelnen Gesellschaftsmitglieder, praktische und empfundene Solidarität, gewährleistet werden können. Soziale Beziehungen sind nicht mehr "ganzheitlich" und in umfassender Weise für alle Dinge des Lebens zuständig, sondern segmenthaft, d.h.: Sie sind selbst funktional spezialisiert und werden dadurch erst zu eigentlich - im Gegensatz zu formalen - *informellen* Beziehungen. Mit ihrer funktionalen Spezialisierung ist gleichzeitig die Ausbildung einer eigenen spezifischen Handlungsrationale verbunden, die sich von den "Sinnprovinzen" anderer Teilsysteme unterscheidet. Folglich kann "Geborgenheit" im oben beschriebenen, traditionellen Sinne durch informelle Netzwerke allein gar nicht mehr gewährleistet werden. Auch aus der Beteiligung an mehreren Teilsystemen kann selbst in der Summe der partiellen Teilhaben nicht mehr jene Stabilisierung bezogen werden, die der Gesamtstatus innerhalb einer Gemeinschaft verliehen hat.

Damit stellt sich die Frage, wie unter diesen veränderten Bedingungen die soziale Integration gewährleistet werden kann. Nach Durkheim kann das Grundprinzip der Integration in arbeitsteilig hochdifferenzierten Gesellschaften nicht mehr die Ähnlichkeit von Lebenslagen und Sinnwelten sein, sondern sie muß deren Verschiedenartigkeit in Rechnung stellen. Erforderlich ist eine Lösung, durch die eine *Einheit in der Verschiedenheit* sichergestellt wird. In dem Ausmaß, in dem sich Aufgaben spezialisieren, dehnt sich das tatsächliche Kooperationsgeflecht bzw. die Notwendigkeit dazu weiter aus. "Diese Solidarität ähnelt

jener, die man bei höheren Tieren beobachten kann. Jedes Organ hat seine eigene Physiognomie und seine Autonomie, und trotzdem ist die Einheit des Organismus um so größer als die Individualisierung stärker ausgeprägt ist" (Durkheim 1977:172). In Unterscheidung zur "mechanischen" gemeinschaftlichen Solidarität bezeichnet er diesen Integrationstypus als "organische Solidarität".

Die soziale Annäherung kann nach Durkheim (1973:155) allerdings nicht allein auf der Basis der funktionalen Interdependenz, d.h. dem Angewiesensein aller voneinander, entstehen, denn die Komplementarität von Interessen ist keine ausreichende Grundlage für solidarisches Verhalten. Die Mitglieder solcher Gesellschaften sind jedoch infolge der Arbeitsteilung in hohem Maße aufeinander angewiesen, und die Verbundenheit ergibt sich nun aus der Einsicht, daß zur Regelung der Zusammenarbeit ein allgemein anerkannter Kanon von Verhaltensnormen notwendig ist. Die mit der Ausbildung unterschiedlicher Berufs- und Statusgruppen verbundene Differenzierung verschiedener Interessenlagen würde sonst zu einem dauerhaften Konflikt führen. Wie im vorigen Abschnitt bereits angesprochen, ist eine solche rationale Einsicht in die Notwendigkeit einer gemeinsamen normativen Ordnung noch keine ausreichende Bedingung dafür, daß das Einhalten dieser Ordnung auch tatsächlich für das individuelle Verhalten rational ist.⁹ Sie ist es insbesondere dann nicht, wenn die Interaktionsdichte abnimmt und die Voraussetzungen für eine Monopolisierung der Chancen zur Bedürfnisbefriedigung durch eine geschlossene Gemeinschaft nicht gegeben sind. Eine weitere notwendige Bedingung ist deshalb die affektuelle Absicherung eines allgemein anerkannten Kanons von Verhaltensnormen. Erst durch die Universalisierung affektiver Verbundenheit entsteht die Bereitschaft zur Anerkennung eines Normenkanons.

Dahrendorf (1979) hat versucht, die gesellschaftlichen Modernisierungsprozesse als eine Veränderung des Verhältnisses zwischen "*Optionen*" und "*Ligaturen*" zu fassen. Optionen sind die Wahlmöglichkeiten oder Handlungsalternativen, die dem einzelnen Menschen offenstehen. Sie sind die Voraussetzung für individuelle Autonomie. Mit dem Begriff der Ligaturen bezeichnet Dahrendorf Zugehörigkeiten und Bindungen, durch die das einzelne Individuum in die Gesellschaft integriert ist. Ligaturen sind "strukturell vorgezeichnete Felder menschlichen Handelns..., in die der Einzelne kraft seiner sozialen Positionen

⁹ Durkheim äußert sich in seiner Abhandlung über die Arbeitsteilung auch eher skeptisch über die Eignung dieses neuen Kollektivbewußtseins für eine stabile soziale Integration: Tiefe Veränderungen sind in sehr kurzer Zeit in der Struktur unserer Gesellschaften eingetreten. Sie haben sich mit einer Geschwindigkeit und in einem Ausmaß vom segmentären Typus befreit, wofür die Geschichte kein anderes Beispiel bietet. Folglich ist die Moral, die diesem Sozialtypus entsprach, zurückgegangen, ohne daß sich die neue rasch genug entwickelt hat, um den Raum zu füllen, den die andere im Bewußtsein leer gelassen hat" (Durkheim 1977: 449).

und Rollen ... hineingestellt wird ...: die Ahnen, die Heimat, die Gemeinde, die Kirche." (S. 51). Sie sind einerseits Stabilisatoren der Lebensgestaltung und stellen dafür Ressourcen bereit. Ligaturen bedeuten andererseits jedoch auch Einschränkung, Zwänge und Belastungen. Modernisierung wird als generelle Zunahme von Optionen und Abnahme von Ligaturen gedeutet. Sie wird bei Dahrendorf als Problem gedeutet, wie der einzelne Mensch größtmögliche Autonomie erlangen kann, ohne in Anomie zu verfallen; oder: wie er sich aus einengenden Zwängen befreien kann, ohne dabei die Grundlagen seiner Integration zu zerstören. Ein ausgewogenes Verhältnis von Optionen und Ligaturen bietet nach Dahrendorf optimale Lebenschancen. Optionen allein, ohne Ligaturen, bergen die Gefahr von Anomie und Entfremdung in sich. Ligaturen ohne Optionen führen dagegen zu Unfreiheit.

Wie kann nun ein solches ausgewogenes Verhältnis zwischen Optionen und Ligaturen erreicht werden? Wie können sowohl der Freiheitsspielraum des Individuums, der "Kult der Person, der individuellen Würde" (Durkheim 1977:441), als auch die auf affektiver Verbundenheit beruhende Bereitschaft zur Anerkennung gemeinsamer Verpflichtungen gleichzeitig gewahrt werden? Akzeptiert man die Notwendigkeit von Freiheitsspielräumen als eine Voraussetzung für gesellschaftliche Kompetenz zu sozialen Innovationen (Zapf u.a. 1987:138), so kann die Lösung des Integrationsproblems nicht darin bestehen, zu geschlossenen Gemeinschaften zurückzukehren. Aber die Dynamik individueller Interessenverfolgung muß abgebremst und die prinzipiell unendliche Vielfalt von Handlungsoptionen auf ein sozial und individuell verträgliches Maß beschränkt werden. "Ligaturen" im Dahrendorfschen Sinn, die dieses leisten, müssen im Interpretationsrahmen der dargestellten Handlungstheorie sowohl die individuelle Internalisierung eines Rahmens allgemein gültiger Normen (affektuelle Absicherung) als auch deren strukturelle Stabilisierung (institutionelle Absicherung) einschließen.

Eine arbeitsteilige Differenzierung der Sozialstruktur in viele funktional spezialisierte Teilsysteme und Rollen bedingt, daß die kognitive Vermittlung eines gemeinsamen Wertesystems, gemeinsame Verpflichtungen und ihre affektuelle Absicherung sich nicht mehr in ganzheitlichen Beziehungen zwischen sozial Gleichen "mechanisch" einstellen, sondern zwei ganz verschiedene Komponenten umfassen, die jeweils auch ganz unterschiedliche Anforderungen an die Ausgestaltung informeller Netzwerke stellen: (a) das Gewinnen einer sozialen Identität sowie (b) Geborgenheit in einem "modernen" Sinn. Diese "*moderne*" Geborgenheit darf allerdings nicht mit der oben beschriebenen umfassenden Geborgenheit in der sozialhistorischen, traditionellen Gemeinschaft verwechselt werden; sie bezeichnet vielmehr die emotionale Zuwendung sowie die Vermittlung eines Zugehörigkeitsgefühls und des sozialen Rückhalts in der Intimgruppe. Diese moderne Geborgenheit bedeutet eben nicht eine Einbindung der ganzen Persönlichkeit in

den Beziehungskontext, sondern eine funktionale Spezialisierung informeller Beziehungen auf bestimmte Aufgaben im Rahmen der gesamtgesellschaftlichen Arbeitsteilung, während andere Aufgaben wie die ökonomische Produktion oder die Absicherung gegen existentielle Risiken an formale Versorgungssysteme übertragen sind.

Soziale Identität ist jedoch über die Einbindung in die Intimgruppe allein nicht zu erreichen. Das Gewinnen einer sozialen Identität ist letztendlich das Problem, wie das Individuum in einer differenzierten und heterogenen, "überkomplex gewordenen" (Kaufmann 1973:241) Umwelt zu einem Orientierungsrahmen gelangt. Es muß aus der Vielfalt aller Möglichkeiten im Rahmen der *allgemeinen* Normen *für sich* solche Möglichkeiten auswählen, die mit seinen Fähigkeiten und Bedürfnissen vereinbar sind, und es muß sich in der Realisierung dieser Möglichkeiten stabilisieren. Im Vergleich zu geschlossenen, gemeinschaftlichen Lebensverhältnissen bedeutet dies eine tiefgreifende Veränderung der Anforderungen an die Persönlichkeit. Die mit dem Freisetzungsprözeß verbundene individualistische Bewertung der Person und das Leistungsprinzip als Plazierungsmechanismus verlangen nach einem kompetenten und konkurrenzfähigen, autonom handelnden und entscheidenden Individuum.

Soziale Identität bleibt daher unvollkommen, solange sie sich nur in der Auseinandersetzung innerhalb der Intimgruppe realisiert. Sie erfordert auch einen Teil Auseinandersetzung mit fremden Sichtweisen und Sinnzusammenhängen - und damit auch Kontakt zu Personen und Gruppen, denen man sich nicht im Sinne einer Intimgruppe zugehörig fühlt. Bereits Durkheim hatte auf diese Doppelseitigkeit des Problems der sozialen Integration und Identitätsbildung hingewiesen: moralische Normen und Handlungsorientierungen werden immer in der Interaktion mit anderen entwickelt; beide - Normen und Interaktionen - sind insofern aufeinander bezogen. Blieben die Kontakte aller Gesellschaftsmitglieder auf ihre jeweilige Intimgruppe beschränkt, würde dies eine Segmentierung der Gesellschaft in viele kleine, abgeschlossene Parzellen ohne gruppenübergreifende Kohäsion bedeuten. Solche Kontakte können kaum über Beziehungen innerhalb der eigenen Intimgruppe hergestellt werden, denn deren "Geborgenheit" beinhaltet ja gerade eine teilweise Abschottung vor Auseinandersetzungen mit "Fremden".

1.2.1 Die Modernisierung informeller Netzwerke als "Verlust von Gemeinschaft"

Grundsätzlich besteht ein Verlust von Gemeinschaft schon in der funktionalen Differenzierung an sich, indem das integrierte und kohärente Ganze des Lebenszusammenhangs zerstört ist. Der entscheidende Verlust an "Ligaturen" - im positiven Sinne von Bindungen - besteht ja darin, daß es eine einzige verbindliche, überindividuelle Gewißheit der Wirklichkeitsdeutung nicht mehr gibt. An deren Stelle hat die funktionale Differenzierung mehrere Deutungsmuster und Handlungsorientierungen treten lassen, die in verschiedenen Handlungsfeldern angesiedelt sind und teilweise miteinander konkurrieren. So ist der Einzelmensch in einem ganz neuen Sinn für sich verantwortlich: Seine Identität erfährt er nicht mehr als gesellschaftlich 'gegeben', sondern als die Aufgabe, zwischen den verschiedenen Sinnangeboten zu unterscheiden, für sich selbst aus ihnen auszuwählen und diese zu einem kohärenten Ganzen zu kombinieren. Die Vervielfältigung von Sinndeutungen bedeutet zwangsläufig den Verlust bindender Orientierungen, und zwar vor allem dann, wenn die diesen Sinndeutungen zugrundeliegenden gesellschaftlichen Normen selbst nur von geringer Stabilität sind (Hoffmann-Nowotny 1988:8).

Dem entspricht auf der Netzwerkebene ein Strukturwandel in dem Sinne, daß Sozialbeziehungen nicht mehr die ganze Person, sondern jeweils nur noch einzelne Teilaspekte umfassen. Die dabei entstehenden Freiheitsgrade bedingen einen relativen Bedeutungsverlust von Beziehungen, die sowohl bezüglich ihrer Inhalte als auch bezüglich ihrer Herkunft vorgegeben sind. Individuen müssen ihre sozialen Netzwerke zunehmend selbst aufbauen und durch persönliche Investitionen in die Beziehungen aufrechterhalten. So stellt sich die Frage, inwieweit die einzelnen Individuen überhaupt dazu in der Lage sind, sich für ihre jeweiligen Bedürfnisse adäquate Netzwerke aufzubauen. Denn wenn die Ausbildung und Aufrechterhaltung der individuellen Netzwerke zu einer - mehr als vorher - individuell zu erbringenden Leistung wird, kann daraus geschlossen werden, daß es dabei nicht nur Gewinner-, sondern auch Verlierergruppen gibt, die mangels eigener sozialer Attraktivität Gefahr laufen, aus dem Netz wechselseitiger Unterstützungsbeziehungen herauszufallen. Offensichtlich sind nicht alle Menschen gleichermaßen dazu in der Lage, sich mittels eigener Geschicklichkeit und Attraktivität adäquate Netzwerke aufzubauen. Nicht alle verfügen im selben Ausmaß über die eigenständige, aktive, kompetente und gestaltungsfähige Persönlichkeit, die der Modellvorstellung des modernen Menschen entspricht.

Gegenseitige Hilfe aufgrund wahrgenommener sozialer Gleichheit als Teil eines gemeinsamen Gesamten, aufgrund einer gemeinsamen moralischen Ordnung, wird weniger verbindlich und damit - auf der Basis eines Prinzips der generalisierten Reziprozität (vgl. Kap.3.6) - auch weniger erwartbar. Daraus

folgt ein neuer Leistungsdruck: Solidaritäten müssen über den Austausch von Leistungen geschaffen werden; sie ergeben sich nicht mehr quasi automatisch aus zugeschriebenen sozialen Ähnlichkeiten bzw. einer gemeinsamen sozialen Lage. Dieser Austausch folgt rationalen, individuell zielgerichteten Erwägungen.¹⁰ Der einzelne Mensch steht dabei nur für sich und nicht als Teil einer Gemeinschaft. Unter diesen Bedingungen besteht ein ständiger Zwang, eine ständige Belastung darin, innerhalb solcher Beziehungen immer etwas anbieten zu können, m.a.W.: konkurrenzfähig und für andere interessant zu sein. Beziehungsmuster folgen also stärker als in Gemeinschaften individuellen Nutzenkalkülen. Sie sind deshalb an sich nicht dauerhaft und verlässlich, sondern jederzeit künd- und austauschbar. Schließlich fehlt den informellen Beziehungen zur Stabilität das langfristige und prinzipielle Angewiesensein aufeinander, das die sozialen Beziehungen geprägt hat, bevor sich Märkte und Bürokratien als Allokationsinstanzen durchgesetzt und Versorgungsfunktionen übernommen haben. Wie vor allem der Ausbau der wohlfahrtsstaatlichen Institutionen und der Anstieg der Reallöhne wie des frei verfügbaren Einkommens zeigen, waren diese formalen Versorgungssysteme so erfolgreich, daß sie einen historisch nie gekannten, hohen Lebensstandard ermöglicht haben. Existentielle Not als Bindeklammer zur Bildung defensiver Schutzgemeinschaften verlor damit an Bedeutung, und es erhöhten sich die "Chancen für eine individualisierte - aber auch isolierte und anonymisierte - Lebensform" (Hoffmann-Nowotny 1988:9, vgl. auch Keupp 1987:35ff).

Die Stadtsoziologie hat eine lange Tradition in der Diagnose eines Bindungszerfalls infolge städtischer Lebensweisen: Wirth's "urbanism as a way of life" besteht aus "oberflächlichen, unpersönlichen, kurzlebigen und segmenthaften" Beziehungen (1938:12). Die "Großstadtmenschen" wurden als ihren Mitmenschen gegenüber gleichgültig, unruhig und gehetzt dargestellt (Pfeil 1950, Klages 1958, Oswald 1966). Hohe Einwohnerdichte kombiniert mit großer sozialer Heterogenität unmittelbar nebeneinander wohnender Menschen, eine hohe Fluktuation infolge hoher Mobilität sowie der innerhalb der industriellen Produktionsweise herrschende Konkurrenzdruck wurden dafür verantwortlich gemacht, daß sich in Städten nur schwerlich stabile und verlässliche Beziehungen ausbilden könnten (Zapf/Heil/Rudolph 1969). Da sie ihre frühere funktionale Bedeutung verloren haben, bestehen kaum noch Nachbarschaftskontakte, und wenn, dann sind sie nur flüchtig und oberflächlich. Die Folge ist ein Verlust des Geborgenheitsgefühls

¹⁰ Utilitaristische Handlungstheorien wie der Transaktionskosten-Ansatz gehen denn auch explizit von der Rahmenbedingung aus, daß sich das untersuchte soziale Handeln *nicht* in geschlossenen Gemeinschaften abspielt, denn: "In long-standing communities, the transaction cost approach may well break down" (Aldrich 1987:283).

und eine Entfremdung in der unmittelbaren Wohnumgebung (Fischer 1982). Im Extremfall wird sie als fremde und feindliche Umwelt empfunden (z.B. Jacobs 1973).

Betrachtet man die in den verschiedenen Untersuchungen entworfenen Beschreibungen des "modernen" oder des "Großstadtmenschen" näher, so zeigt sich, daß weniger von (fehlenden) Beziehungen zwischen einzelnen *Individuen* als von fehlenden Beziehungen zwischen einzelnen *Familien* die Rede ist. Damit erweist sich jedoch nicht nur dieser Umstand als erklärungsbedürftig, sondern es stellt sich zusätzlich die Frage, wie es überhaupt zur Ausbildung einer stabilen Gruppe in Form der Familie hat kommen können.

Die Familie kann als die "Zentralinstitution" der modernen Netzwerke bezeichnet werden. Ein erster Ansatzpunkt für die Universalisierung dieses Modells liegt sicherlich darin, daß mit dem bürgerlichen Familienideal (Berger/Berger 1984) bereits vor der Industrialisierung ein moralisch-religiös legitimes Modell vorhanden war, das eine auf Nichtöffentlichkeit und Intimität ausgerichtete Gestaltung des Familienlebens vorsah. Insbesondere die von Parsons aufgestellte *These einer "Isolation der Kernfamilie"* und daran anschließende Thesen haben jedoch zu negativ eingefärbten Urteilen über die Entwicklung informeller Netzwerke beigetragen. Parsons (1964) beschreibt die Kernfamilie als *Haushaltseinheit*, die sich aus einem Ehepaar und dessen Kindern zusammensetzt. Diese Haushaltseinheit stellt gleichzeitig über die gemeinsame Verwendung des von den einzelnen Mitgliedern der Kernfamilie erzielten Einkommens eine *Wirtschaftseinheit* dar, in die häufig neben den Familienmitgliedern auch weitere Verwandte und vor allem Familienfremde mit eingeschlossen waren. In der vorindustriellen Gemeinschaft war die Familie in starkem Maße in ein weitergefaßtes Verwandtschaftssystem integriert, und die Autonomie der Kernfamilie wurde durch die vorherrschenden intergenerationalen Austauschbeziehungen und Verflechtungen mit der dörflichen Gemeinschaft insgesamt wesentlich eingeschränkt" (Ballmer-Cao/Höpflinger 1986:105). Die Integration ins Verwandtschaftssystem - und darüber hinaus in die Dorfgemeinschaft insgesamt - beruhte auf einer Verflechtung wirtschaftlicher Abhängigkeiten und sonstigen wechselseitigen Verpflichtungen.

Die industrielle Entwicklung brach diesen Lebenszusammenhang auf, indem Beruf und Familie als eigenständige Bereiche voneinander getrennt wurden und die Funktionen der wirtschaftlichen Produktion, der sozialen Sicherung und der (sekundären) Sozialisation weitgehend aus den informellen Beziehungen ausgelagert und an formale Versorgungssysteme von Markt und Staat abgegeben wurden. Als zentrale Aufgaben ist den Familien lediglich die biologische Reproduktion der Gesellschaft (Fortpflanzung), die soziale Integration der Gesellschaftsmitglieder im Sinne der Vermittlung von Werten und Normen, der konkreten sozialen Einbindung und der emotionalen Stabilisierung (primäre Sozialisation) sowie die Re-

generation des Arbeitsvermögens geblieben.¹¹ Für diese "Restfunktionen" ist keine feste Einbindung in übergreifende Verwandtschaftssysteme mehr notwendig. Im Gegenteil wäre die Integration in ein umfassenderes Verwandtschaftssystem sogar dysfunktional, da sie die im Berufsleben geforderte Bereitschaft zu räumlicher Mobilität behindern würde (Schuhmacher/Vollmer 1982:323).

Diese funktionale Spezialisierung hat nicht nur zu einer Reduzierung der Abhängigkeiten verschiedener Haushalte voneinander, sondern auch zu einer Vereinheitlichung der vorher vorhandenen Vielfalt unterschiedlicher Haushaltstypen geführt, an dessen vorläufigem Ende der "familiale und privatisierte Haushalt des abhängig Erwerbstätigen" steht (Rothenbacher 1987:450). Dabei handelt es sich in der Regel um den Typus der Kernfamilie, da die funktionale Spezialisierung der Familie nicht nur zu einem weitgehenden Ausschluß der Familienfremden, sondern auch zu einem Rückgang des Typus der "erweiterten Familie"¹² geführt hat. Dies schließt jedoch alltägliche Kontakte zwischen verwandten oder befreundeten Familien keineswegs aus, wenn auch wegen sozialer und räumlicher Mobilitätsprozesse eine Limitierung der Verwandtenkontakte im Vergleich zu vorindustriellen Zeiten naheliegt und diese weniger zwanghaft sein und mehr auf einzelnen (Aus-) Wahlentscheidungen beruhen dürften. Im Parsons'schen Sinne jedenfalls bezieht sich der Terminus der Isolation der Kernfamilie nicht auf die Ebene von Alltagskontakten zwischen Familien, sondern auf deren strukturelle Autonomie gegenüber dem Verwandtschaftssystem in der Wahrnehmung ihrer spezialisierten Aufgaben (s. auch Neidhardt 1966:69, Strohmeier 1983:32ff).

Die Spezialisierung der Familie aufs Private bedeutet, daß persönliches Glück und Liebe als Lebensinhalte betont wurden, dieses persönliche Glück jedoch an den institutionellen Rahmen eines vorgegebenen Familienmodells gebunden blieb (Luhmann 1982, Tyrell 1979 u. 1983). Die Konzentration entsprechender Anspruchshaltungen auf Ehe und Familie schwächt zusätzlich die Bedeutung und auch die Kontrollmöglichkeiten der ihrer produktiven Funktionen entkleideten außerfamilialen Beziehungen. Die strukturelle Stabilität der Familie, die diese universale und exklusive Zuständigkeit für emotionale Bedürfnisse erforderlich macht, ist unter diesen Bedingungen nur über die Ausschaltung interner Konfliktherde möglich. Parsons (1949:194f) sah hierin eine Hauptfunktion der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, da sie die direkte Konkurrenz zwischen

11 Darin erschöpfen sich zwar nicht die innerhalb von Familien und persönlichen Netzwerken insgesamt erbrachten Leistungen, aber insbesondere diese drei Funktionen begründen das öffentliche Interesse an der Familie (Kaufmann 1988:35).

12 Darunter versteht man ein Ehepaar oder eine Elternteil mit mindestens einem Kind und weiteren Verwandten im Haushalt. Dabei kann es sich beispielsweise um Großeltern oder Tanten/Onkel des Kindes handeln. Dreigenerationenhaushalte stellen die häufigste Form erweiterter Familien dar (1987: 2,7% aller bundesdeutschen Privathaushalte).

Eheleuten um sozialen Status innerhalb der Gesellschaft verhindert. Damit allein ist die strukturelle Stabilität von Familien allerdings nicht zu gewährleisten. Wie beispielweise König (1955:105) hervorhob, bedeutet die Intimisierung des familialen Binnenklimas, daß die Familie als Gruppe zu einem "relativ zerbrechlichen Gebilde" geworden ist, denn: "Im Gegensatz zu Macht ist Liebe soziologisch eher labil, weil jederzeit widerruflich" (Schuhmacher/Vollmer 1982:346). Auch Schelsky (1967) sah in der Spezialisierung der Kernfamilie auf die Befriedigung emotionaler Bedürfnisse die Gefahr einer strukturellen Labilität. Die Chancen, emotionale Geborgenheit innerhalb einer Intimgruppe zu erlangen, sind also in eigenartiger Weise gerade durch die funktionale Spezialisierung informeller Beziehungen auf die Vermittlung von Intimität und Geborgenheit selbst gefährdet.

Mit dieser funktionalen Spezialisierung der Familie ist ein verändertes Reproduktionsverhalten verbunden, das zu einem deutlichen Geburtenrückgang geführt hat. Im Verwandtschaftssystem der vorindustriellen Zeit waren Kinder eine wichtige Arbeitskraft-Ressource für die Eigenproduktion der Sippe und die einzige Alterssicherung für die nicht mehr an der Produktion beteiligten Generationen. Unter diesen Bedingungen bedeuteten viele Kinder auch bessere Chancen für soziale Sicherheit und mehr Produktionsvermögen, zumindest solange ihre Zahl nicht die Zahl derer überschritt, die aktuell ernährt werden konnten. Dieser Zusammenhang wurde durch die industrielle Produktionsweise aufgehoben, und die Emotionalisierung des Familienlebens führte zu einer Verschiebung von der "Quantität" hin zur "Qualität" von Kindern. Die Enge der emotionalen Bindung zwischen Eltern und Kindern sowie der enorme zeitliche und finanzielle Aufwand, der mit ihrer Sozialisation verbunden ist, lassen sich kaum mit einer hohen Kinderzahl vereinbaren; kinderreiche Familien werden deshalb zunehmend seltener (Schulz 1983, Beck-Gernsheim 1984).

Die Familie stellt im Rahmen der industriegesellschaftlichen Lebensweise also diejenige Institution dar, die in erster Linie das Individuum vor den ständigen Gefahren von Vereinsamung und Anomie bewahren soll, die mit der Zerstörung der traditionellen Gemeinschaft und dem Verlust an traditionellen, strukturellen wie kulturellen Ligaturen verbunden sind. Der Integrationsverlust betrifft demnach vor allem die familienübergreifenden Beziehungen, nämlich die Integration dieser Intimgruppen in eine heterogene Gesamtgesellschaft. Diese Beziehungen werden vorwiegend unter dem negativen Gesichtspunkt ihrer Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit gesehen. Dagegen scheint die Familie selbst - vor allem in ihrem "goldenem Zeitalter" während der beiden Nachkriegsjahrzehnte - sowohl als Institution allgemein akzeptiert als auch als Gruppe relativ stabil zu sein. Allerdings wird auch die moderne Kernfamilie als Basisinstitution der

informellen Netzwerke - sowohl von ihrer internen Spezialisierung auf emotionale Funktionen als auch von ihrer mangelnden Einbettung in ein stützendes Umfeld her - als tendenziell überfordert und daher labil eingeschätzt.

1.2.2 Die Modernisierung informeller Netzwerke als "Liberalisierung von Gemeinschaft"

Aus der Sicht der Liberalisierungsthese ist der Prozeß der funktionalen Differenzierung primär nicht mit dem Verlust von etwas, sondern wird mit einem Zugewinn, einer Leistungssteigerung, verbunden. Eine Rückkehr zur "verlorenen" gemeinschaftlichen Geborgenheit kann deshalb nicht die Lösung des Integrationsproblems sein, denn die Kosten jener Lösung sind offensichtlich: fehlende Freiheitsspielräume, eine geringe individuelle Autonomie und damit auch eine wesentliche Einschränkung gesellschaftlicher Innovationsfähigkeit. Die Lösung des Integrationsproblems kann aus diesem Blickwinkel nur in einer Differenzierung der Integrationsmechanismen zu einer Pluralität von jeweils nur partiellen, aber sich ergänzenden und aufeinander abgestimmten Mechanismen der sozialen Integration liegen (Berger 1988:230).¹³

Will man ein Höchstmaß an emotionalem Engagement, an Liebe und Intimität in informellen Beziehungen erreichen, so ist dies am ehesten über eine Entlastung dieser Beziehungen von anderen Aufgaben zu erreichen. Mit einer derartigen Spezialisierung konfligierende Handlungsorientierungen, beispielsweise solche, die auf wirtschaftliche Produktion und materielle Sicherheit ausgerichtet sind, werden aus diesen Beziehungen in andere Allokationssysteme ausgelagert. Die Ausbildung privater Inseln einer solchen "modernen Geborgenheit", d.h. die Konzentration informeller Beziehungen auf die Vermittlung von Liebe, Zuneigung und emotionalem Rückhalt, kann nach der Logik der funktionalen Differenzierung in agrarisch geprägten, vorindustriellen Zeiten in dieser Ausprägung und Betonung für die große Masse der Bevölkerung gar nicht vorhanden gewesen sein.¹⁴ Weder war die Partnerwahl in einem mit heutigen Verhältnissen vergleichbaren Umfang emotionalisiert, noch war die Kinderbetreuung und -erziehung mit einem vergleichbar hohen zeitlichen und emotionalen Aufwand verbunden. Zuneigung, Liebe und Intimität sind an sich eher selektive, d.h. nur auf spe-

13 Im Hinblick auf die oben als "gemeinschaftlich" bezeichneten Beziehungsinhalte könnte man dann in diesem Zusammenhang von Gemeinschaft innerhalb von Gesellschaft sprechen. Vgl. dazu auch Sennett 1983.

14 Das sollte allerdings nicht so verstanden werden, daß es in früheren Zeiten keine intensive Liebe und Zuneigung gegeben hätte. Es sind eine Fülle von Dokumenten überliefert, die dieses bezeugen (z.B. Beuys 1980).

zifische Personen bezogene Beziehungsinhalte, während gemeinschaftliche Beziehungen sich nicht durch Gewährtheit, sondern eher durch Zwang oder zumindest Vorgegebenheit auszeichneten. Von daher scheint es wenig wahrscheinlich zu sein, daß gemeinschaftliche Lebensverhältnisse eine gute Basis für eine hohe emotionale Qualität informeller Beziehungen gebildet haben. Diese theoretisch plausible Vermutung wird auch durch empirische Untersuchungen in der gegenwärtigen Zeit gestützt. Netzwerkanalysen haben wiederholt gezeigt, daß multifunktionale Beziehungen nicht unbedingt auch emotional besonders intensiv und intim sind (z.B. Jackson 1977).

Eine Reihe sozialhistorischer Arbeiten hat dazu beigetragen, sozialromantische Gemeinschaftsvorstellungen einer allumfassenden menschlichen Wärme zu entzaubern. Die Intimisierung und Emotionalisierung der informellen Beziehungen, d.h. insbesondere der Familienbeziehungen, setzte erst im 17. Jahrhundert ein und blieb dann bis ins 20. Jahrhundert hinein auf die vergleichsweise dünne Schicht des städtischen Bürgertums beschränkt (Rosenbaum 1978). Auch haushaltsübergreifende Verwandtschaftsbeziehungen scheinen nicht unbedingt die emotionale Qualität und die verlässliche Unterstützung beinhaltet zu haben, die ihnen aus heutiger Sicht oft nachgesagt wird (Laslett 1983, zitiert in Bertram/Borrmann-Müller 1988). Erst zu Beginn unseres Jahrhunderts wurde die "Auffassung von Familie als einer durch starke Gefühle zusammengehaltenen Intimgruppe" zum allgemeinen Leitbild (Kaufmann 1988b:35). Wie Mitterauer und Sieder (1977) erwähnen, gab es im deutschen Kulturbereich im Mittelalter noch gar kein Wort, das unserem heutigen Familienbegriff entsprechen würde, sondern nur eines für die Hausgemeinschaft, die auch Familienfremde mit einschloß und primär als Wirtschaftsgemeinschaft definiert war. Auch damals war allerdings das traditionelle Bild der Großfamilie mit "Großmutter, Vater, Mutter und Kind" in unseren Regionen wohl nie die vorherrschende Realität gewesen. Die statistisch sichtbare Verkleinerung der Privathaushalte ist nämlich nicht nur auf einen Rückgang von drei Generationen im selben Haushalt, sondern zu einem großen Teil auch auf ganz andere Verschiebungen zurückzuführen, nämlich auf das Verschwinden von Gesinde, Dienstboten und Schlafgängern als nichtfamilialen Haushaltsmitgliedern (Rothenbacher 1989).

Die Freisetzung der Individuen aus den Ligaturen der gemeinschaftlichen Lebensordnung hat zweifellos den Weg zu einer größeren Autonomie in der Lebensgestaltung freigemacht. Dazu gehört auch eine freiere Auswahl derjenigen Personen, mit denen man Umgang haben möchte oder auch nicht. Im Unterschied zu den Annahmen, wie sie im Rahmen der Verlustthese gemacht wurden, führt diese Freisetzung jedoch nicht unmittelbar zu anomischen Verhältnissen, weil die Beliebigkeit von Optionen und das Fehlen von strukturellen und kulturellen Ligaturen den Aufbau verlässlicher Beziehungen erschweren würden, denn bei

dieser Sichtweise wird übersehen, daß sich zwar die Freiheitsgrade in der Ausgestaltung persönlicher Netzwerke erhöht haben, die Beliebigkeit von Beziehungen jedoch weiterhin durch Ligaturen verschiedener Art begrenzt wird:

- (1) So mag zwar die ökonomische Abhängigkeit des einzelnen Individuums von informellen Netzwerken durch die Etablierung von Marktwirtschaft und Wohlfahrtsstaat gesunken sein - die Abhängigkeit bezüglich seiner sozialen Einbindung und emotionalen Stabilisierung bleibt davon jedoch unberührt. Diese Funktionen können zumindest nicht vollständig von formalen Versorgungssystemen übernommen werden.¹⁵ In diesem Sinne ist es in den modernen Industriegesellschaften nicht mehr die existentielle, *physische Not*, die die Menschen zusammenhält, sondern die existentielle *Angst vor Einsamkeit* (und die durch die funktionale Differenzierung verstärkte Betonung privaten Glücks).
- (2) Die funktionale Differenzierung ist in der Moderne nicht soweit vollendet, daß informelle Beziehungen keinerlei wirtschaftliche Abhängigkeiten mehr bedingen würden. Wie eine Reihe empirischer Untersuchungen über Haushaltsproduktion und Netzwerkhilfe gezeigt hat (Glatzer/Berger-Schmitt 1986), werden die ökonomischen Restfunktionen, die in den informellen Beziehungen verblieben sind, eher unterschätzt. Nicht nur Einkommen und Vermögen, sondern auch materielle Hilfen sowie Dienstleistungen, die innerhalb eines Haushalts und im Verbund mit anderen Haushalten produziert und ausgetauscht werden, sind für den Lebensstandard von einiger Bedeutung. Zum Teil kann auf diese Weise Geld gespart werden, das andernfalls für den Kauf dieser Leistungen hätte verwendet werden müssen, zum Teil sind solche Leistungen auf dem Markt auch nur in minderer Qualität, zu einem unterhalb der Kaufschwelle liegenden Preis-/Leistungsverhältnis oder zeitlich nicht flexibel genug zu erwerben. Schließlich sind informelle Netzwerke auch wichtige Informationskanäle geblieben, und persönliche Beziehungen können eine erhebliche Rolle in Vermittlungs- und Interventionsprozessen mit formalen Institutionen spielen.¹⁶ So sind informelle Netzwerke heute zwar weniger notwendig zur Vermeidung existentieller Not, aber sie haben doch weiterhin die Funktion, relative Armut zu vermeiden, Notlagen zu überbrücken und generell effektiver zu wirtschaften.

15 Gegen diese Feststellung sprechen auch nicht die vielen psychosozialen Dienstleistungen, die von Professionellen angeboten werden. Sie sollen von ihrem Anspruch her nicht informelle Netzwerke ersetzen, sondern lediglich bei ihrem Versagen und nur für begrenzte Zeit einspringen.

16 Diese Funktion ist - als "Vitamin B" mit einem manchmal auch negativen Beigeschmack - fest im Alltagsbewußtsein verankert. Um ein Beispiel zu nennen: Nach den Ergebnissen des Wohlfahrtssurveys 1980 haben 43% aller abhängig Beschäftigten ihren Arbeitsplatz in irgendeiner Form über persönliche Beziehungen gefunden (Habich 1984).

- (3) Betrifft die wirtschaftliche Bedeutung informeller Netzwerke im wesentlichen komparative Vorteile, so haben sie auch nach dem Ausbau der wohlfahrtsstaatlichen Institutionen fast exklusive Zuständigkeiten im Bereich der sozialen Sicherung behalten. Vor allem im Hinblick auf soziale Dienstleistungen bei der Versorgung und Pflege älterer Menschen, der Krankenbetreuung und der Gesundheitsversorgung allgemein wird im System der sozialen Sicherung eine hohe Bereitschaft zu informeller Hilfe vorausgesetzt, wenn das System insgesamt funktionieren soll (Grunow u.a. 1983). Insbesondere Familie und Verwandtschaft haben weiterhin die Funktion einer Art Sicherheits-Reserve behalten, die in der Sozialgesetzgebung in verschiedenen Regelungen - zum Beispiel in Form des Subsidiaritätsprinzips - auch rechtlich verankert ist.
- (4) Die Beliebigkeit von Beziehungen wird schließlich dadurch begrenzt, daß *soziale Ähnlichkeiten* und die Gleichheit der Lebensweise als Anknüpfungspunkte gemeinschaftlichen Empfindens in der Industriegesellschaft nicht vollständig verschwunden sind, sondern in ständischen Traditionen und den sich herausbildenden klassen- und schichtenspezifischen Milieus neue Kristallisationskerne finden (Mooser 1983). Dies schlägt sich denn auch in der "Wirksamkeit ständisch geprägter intergenerativer Mobilitätsbarrieren und damit verbundener milieuspezifischer 'Kollektiverfahrungen' für die Homogenität von Kontaktnetzen, Nachbarschaftsbeziehungen, Heiratskreisen usw." nieder (Beck 1986:136f).

Der Prozeß der gesamtgesellschaftlichen funktionalen Differenzierung erklärt zwar die Spezialisierung informeller Beziehungen aufs Private, er erklärt jedoch noch nicht, warum Liebe und Intimität vorrangig gerade an den institutionellen Rahmen des Familienmodells gebunden blieben. Die Frage nach der speziellen Attraktivität des Verhaltensmodells Familie stellt sich dann folgendermaßen: (1) Welche Vorteile bietet die Familie gegenüber anderen möglichen Lebensformen? (2) Welche normativen und strukturellen Bedingungen stabilisieren die Universalisierung dieser Alternative gegenüber anderen Lebensentwürfen? Bei näherem Hinsehen kombiniert die Institution Familie zwei Sub-Elemente, nämlich Ehe und Elternschaft (Nave-Herz 1988, Kaufmann 1988b). Die Frage nach den Vorteilen von Familie kann also noch folgendermaßen präzisiert werden: Welche speziellen Vorteile bieten erstens jeweils die beiden einzelnen Komponenten, also Ehe als Institutionalisierung der Partnerbeziehung und die Elternschaft, sowie zweitens die Kombination beider Elemente in der Institution Familie.

Die Attraktivität der *Ehe* als Institutionalisierung eines Partnerschaftsverhältnisses kann vor allem aus den Erfordernissen einer Vollzeitberufstätigkeit und der Voraussetzung einer geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Beteiligung am Arbeitsmarkt abgeleitet werden. Parsons' Argument (1949:194f), daß zur Stabi-

lisierung der Ehebeziehung ein Statuswettbewerb zwischen den Ehepartnern im Berufsleben unterbleiben müsse, kann auch so gewendet und erweitert werden: Nicht nur wird ein - die Emotionalität der Ehe potentiell störendes - Konkurrenzverhältnis vermieden, sondern es wird durch den Verzicht der Frau auf eine eigene Karriere und ihre Konzentration auf die "Gefühlsarbeit" erst der Freiraum geschaffen, daß Emotionalität diesen herausragenden Stellenwert einnehmen kann. Dieses Argument zielt vielleicht weniger auf eine Frauenerwerbstätigkeit generell, sondern besonders auf eine ambitionierte Berufs- und Karriereorientierung von Frauen. Insofern trägt das traditionell arbeitsteilige Familienmodell tatsächlich eine Tendenz zur emotionalen Ausbeutung von Frauen zuungunsten ihrer eigenständigen ökonomischen und sozialen Sicherung in sich. Auf der anderen Seite bedingt sie aber auch eine Abhängigkeit der Männer von der weiblichen Gefühlsarbeit quasi als Pendant zur ökonomischen Abhängigkeit der nichterwerbstätigen Frau, die kein eigenes Einkommen hat, vom erwerbstätigen Mann. Die Ehe als kodifizierte Form des Partnerschaftsverhältnisses verbessert hier die Verlässlichkeit der ökonomischen Absicherung der Frau, die ansonsten allein von der Beständigkeit der Gefühle abhängen würde.

So individuell verschieden die Motive fürs Heiraten sein mögen, so lassen sich - über das eben Gesagte hinaus - doch keine *zwingenden* Gründe für die Legalisierung einer Partnerschaft als Ehe anführen. Eine normative Universalisierung der Ehe ist - unter anderen Bedingungen als der eben beschriebenen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung - nicht hinreichend durch strukturelle Notwendigkeiten abgestützt. Die Befriedigung sexueller und emotionaler Bedürfnisse ist nicht an die Überführung einer Partnerschaft ins rechtliche Eheverhältnis gebunden. Entsprechende religiös-weltanschaulich begründete Normen bzw. Institutionen stehen deshalb unter einem ständigem Auflösungsdruck, wenn damit nicht auch eine Monopolisierung von Chancen zur Befriedigung dieser Bedürfnisse verbunden ist..

Die *Elternschaft* ist zwar mit erheblichen zeitlichen und finanziellen Kosten verbunden, aber zumindest seit der Intimisierung des Familienklimas offensichtlich auch mit Lust und Liebe (Beck-Gernsheim 1984). Wie Kaufmann (1988b) ausführlich darstellt, ist die Elternschaft in ökonomischer Hinsicht ein vollkommen irrationales Tun, denn es ist sowohl unmittelbar mit erheblich steigenden Kosten der Haushaltsführung als auch mittelbar mit einem sinkendem Haushaltseinkommen verbunden, sofern ein Elternteil seine Erwerbstätigkeit aufgeben, unterbrechen oder einschränken muß. Diese doppelte Schlechterstellung wird auch nicht annähernd durch familienpolitische Sozialleistungen kompensiert.¹⁷

¹⁷ Laut einer Schätzung des Statistischen Landesamtes Baden-Württemberg haben junge Familien mit einem Kind noch 62% des Haushalts-Pro-Kopf-Einkommens von gleichaltrigen

Die Begründung, daß es sich bei der Elternrolle um eine allgemein internalisierte soziale Norm, um ein etabliertes Verhaltensmodell handelt, kann die Hinnahme einer solch massiven ökonomischen Schlechterstellung nicht erklären. Wieso entscheiden sich dann überhaupt noch Menschen für eine Familie?

Nach den Annahmen der im vorigen Abschnitt vorgestellten Handlungstheorie wäre die Universalisierung eines solchen Verhaltensmodells dadurch abgesichert, daß es trotz der hohen ökonomischen Kosten strukturell keine alternativen Möglichkeiten der Bedürfnisbefriedigung gibt. Der diffuse Hinweis auf emotionale Gratifikationen des Kinderhabens scheint mir in dieser Hinsicht ungenügend zu sein. Es muß sich um *spezifische* und hochbewertete emotionale Gratifikationen handeln, die auf andere Weise nicht erreichbar sind. Die Theorie der sozialen Unterstützung gibt hier einen Hinweis, daß auch die Möglichkeit, für jemand anderen zu sorgen, eine Form der sozialen Unterstützung sein kann. Auch die Partnerschaft zwischen Mann und Frau beinhaltet zwar das Moment des Füreinander-Sorgens, und zwar insbesondere unter der Bedingung einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung. Bei einem Partnerschaftsverhältnis handelt es sich jedoch gerade dann, wenn es keine einzelne und verbindliche Modellvorstellung dafür gibt, immer auch um einen von gegenseitigen Interessen beeinflussten Aushandlungsprozeß - und damit ist auch der Aspekt der Disponibilität der Beziehung vorhanden. Die Beziehung zu Kindern hat hier den zusätzlichen Vorteil, daß es sich um eine emotional hochbesetzte und dennoch wenig disponible Beziehung handelt. Man muß dabei nicht so weit gehen wie E. Beck-Gernsheim (1984), die - besonders bei den "neuen" und "späten" Müttern - in der Mutterschaft den Aufbau einer Art spezifisch weiblicher "Gegenwelt" sieht. Dies mag schichtspezifisch für einen Teil der Mütter zutreffen, blendet jedoch aus, daß der Aspekt des "Sorgens für andere" zum einen - wenn auch durchschnittlich in geringerem Ausmaß - für den Vater ebenfalls zutrifft und zum zweiten keine Gegenwelt, sondern Bestandteil des normalen Alltags ist.

Darüber hinaus sind Kinder die Voraussetzung für die dauerhafte Verfügbarkeit des Unterstützungssystems aus Familienbeziehungen. Besonders für alte Menschen werden sie zu den einzigen direkten Verwandten, wenn die Familienmitglieder zunächst der Vorgänger- und dann der eigenen Generation gestorben sind. Wie in den nächsten beiden Kapiteln noch ausführlicher dargestellt wird, hat direkte Verwandtschaft im Vergleich zu anderen Sozialbeziehungen komparative Vorteile hinsichtlich "aufgeschobener" und "generalisierter" Reziprozität und damit hinsichtlich der Erwartbarkeit von Hilfe auch dann, wenn man selbst even-

kinderlosen Ehepaaren; bei zwei Kindern sinkt dieser Anteil auf 48% und bei drei Kindern auf nur noch 39% (zitiert in Kaufmann 1988b:38).

tuell nicht (mehr) in der Lage ist, sich für erhaltene Hilfe direkt zu revanchieren.¹⁸

Die Kombination beider Elemente - Partnerschaft und Elternschaft - in der Institution Familie scheint nun diejenige Organisationsform zu sein, in der diese beiden Elemente gegenseitig am besten abgestützt werden. Zum einen wird die strukturelle Labilität einer nur auf Gefühlen basierenden Partnerschaft durch die gemeinsame Verantwortung für Kinder stabilisiert.¹⁹ Zum anderen stellt die arbeitsteilig organisierte Familie eine Organisationsform dar, in der gleichzeitig der Einkommenserwerb über den Arbeitsmarkt (i.d.R. durch den Mann) und ein hoher Betreuungsaufwand für die Kinder (i.d.R. durch die Frau) realisiert werden können. Damit wird eine "Gemeinschaftsbildung im kleinen" möglich: Die Disponibilität von Sozialbeziehungen (d.h. der Partnerschaft) wird eingeschränkt, das Element des Füreinander-Sorgens (der Ehepartner füreinander und der Eltern für die Kinder) wird gestärkt, die Handlungsperspektive von der Kurzzeitigkeit auf längere Zeiträume gelenkt. Familie stellt so eine Entlastung von der ständigen Anforderung dar, seinem Leben einen Sinn zu geben, und sie befriedigt in spezifischer Weise die Sehnsucht nach Geborgenheit.²⁰

Eine Stabilisierung erfährt die Familie auch dadurch, daß sie keineswegs, wie in diversen Weiterführungen der These einer "Isolation der Kernfamilie" behauptet wurde, vom Verwandtschaftssystem unabhängig lebt und wirtschaftet (Fauser 1982, Diewald 1986). Vielmehr kommt die Modellvorstellung einer "modified extended family" (Litwak/Szelenyi 1969) der Wirklichkeit wohl am nächsten, d.h. es bestehen i.d.R. über den einzelnen Familienhaushalt hinaus - wenn auch selektive - Kontakte und Hilfebeziehungen zu Verwandten außerhalb des eigenen Haushalts. Der Umfang und die Intensität dieser Beziehungen ist dabei nach den jeweiligen Lebensumständen relativ variabel; sie besitzen jedoch zwischen Personen, die früher im selben Haushalt zusammengelebt haben, d.h. zwischen Eltern, Kindern und Geschwistern, ein relativ hohes Maß an Verbindlichkeit.

18 Vgl. insbesondere Kap.3.6.

19 Es ist eine empirische Tatsache, daß Ehen mit Kindern eine erheblich geringere Scheidungshäufigkeit aufweisen als Ehen ohne Kinder.

20 In ähnlicher Weise versucht Kaufmann (1988 und 1988b) zu beschreiben, was die "Eigensinnigkeit" von Familie, den "Familiensinn" und damit die extreme Belastungsfähigkeit von Familien im Umgang mit ökonomischen und sonstigen Belastungen ausmacht. Einen empirischen Beleg für diese Interpretation liefert zum Beispiel R. Köcher (1988:25): Nach einer Untersuchung des Instituts für Demoskopie Allensbach standen bei der Frage danach, was Familie bedeutet, folgende Antwortvorgaben ganz weit oben: "Menschen, die sich gegenseitig helfen" (76%), "Menschen, auf die ich bauen, denen ich vertrauen kann" (74%) und "Lieben und geliebt werden" (73%).

Zusammenfassend unterscheidet sich also die Sichtweise einer "Liberalisierung von Gemeinschaft" von den Annahmen der Verlustthese in folgenden Punkten:

- (1) Die Auflösung der gemeinschaftlichen Lebensweise bedeutet zwar einen Verlust an Ligaturen; dieser wird jedoch vorrangig als Befreiung von Zwängen, Erweiterung von (Beziehungs-) Optionen und als Zugewinn individueller Autonomie interpretiert. Soziale Beziehungen können deshalb in größerem Maße als zuvor freiwillig ausgewählt werden. Es ist naheliegend, daß solche ausgesuchten und freiwilligen Beziehungen eine bessere Basis für emotionale Qualität sind als vorgegebene, zwanghafte Beziehungen.
- (2) Der "freie Fall" von gemeinschaftlichen Lebensverhältnissen in die individuelle Einsamkeit und Anomie wird abgebremst durch neue Muster der Bildung informeller Solidaritäten: Die moderne Kernfamilie hat in dieser Hinsicht eine hohe Leistungsfähigkeit und Stabilität bewiesen, so daß sie eine fast universelle Gültigkeit erlangen konnte. Sie ist auch keineswegs sozial isoliert, sondern in der Regel in ein unterstützendes System aus familial-verwandtschaftlichen und nichtverwandtschaftlichen Beziehungen eingebunden. Stabilisiert wird die Familie und die individuelle Einbindung in familienübergreifende Verwandtschafts-Netzwerke außerdem durch weiterhin bestehende Abhängigkeiten und komparative Vorteile sowohl wirtschaftlicher Art als auch im Hinblick auf die Wahrung reziproker Austauschverhältnisse.
- 3) Neu entstandene klassen- und schichtspezifische Milieus bilden die Grundlage für wahrgenommene soziale Ähnlichkeit und damit die Voraussetzung, daß auch über die Intimgruppe hinaus Ansatzpunkte für Freundschaften außerhalb der Verwandtschaft sowie für "schwache" Beziehungen bestehen.

1.3 Vom universalen Familienmodell zur Pluralisierung von Lebensformen: Individualisierung als Entsolidarisierung?

Unzweifelhaft scheint, daß das "goldene Zeitalter der Familie", das die beiden Nachkriegsjahrzehnte geprägt hat, zu Ende gegangen ist. Insbesondere der rasante Anstieg der Scheidungshäufigkeit seit Mitte der 60er Jahre, die Zunahme der Einpersonenhaushalte und sonstiger nichtfamilialer Haushaltsformen haben den Eindruck entstehen lassen, daß es im Zuge einer zunehmenden sozialen Differenzierung zu einem "Verlust an traditionellen Formen der Angstbewältigung" (Beck 1986:189) gekommen sei und "bisher vorherrschende Verhaltensmuster ihre Entlastungs- und Steuerungsfunktion" verloren haben (Zapf u.a. 1987:17). Ver-

antwortlich dafür sei ein "erneuter Individualisierungsschub", durch den bisher verbindliche Lebensformen einen rapiden Bedeutungswandel erfahren und "einer individuellen, besser: individualisierten Biographieplanung Platz machen" (Beck 1986:191).

Ausdruck dieser Differenzierungsprozesse auf der Ebene des Zusammenlebens von Individuen ist eine "Pluralisierung von Lebensstilen und Lebensformen" (Zapf u.a. 1987), deren Determinanten eine "Individualisierung der Sozialstruktur" und eine Auflösung bisher gültiger Leitlinien und Weltbilder sind. Insgesamt wird dadurch ein Freisetzungsprozeß in Gang gesetzt, der den einzelnen Individuen eine größere Freiheit in der Gestaltung des eigenen Lebens einräumt. Voraussetzung dieses neuen Freisetzungsprozesses ist eine Kombination länger- und kürzerfristiger Trends, auf die hier nur stichwortartig hingewiesen werden soll.²¹

- (1) Der wirtschaftliche Erfolg des marktwirtschaftlichen Modells und der gleichzeitige Ausbau wohlfahrtsstaatlicher Institutionen haben in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg zu einer kollektiven Erhöhung der materiellen Ressourcen, des Lebensstandards und frei verfügbaren Einkommens sowie des Niveaus der wohlfahrtsstaatlichen Absicherung gegen existentielle Risiken geführt.
- (2) Es kommt zu einer Differenzierung der individuellen Lebensverläufe über den normalen Familienzyklus hinaus: Zwischen Jugendphase und Erwachsenenstatus tritt - vor allem im Zusammenhang mit den verlängerten Ausbildungszeiten - die Postadoleszenz als eigenständige Lebensphase. Verlängerte Lebenserwartung und sinkende Geburtenzahlen verkürzen die Phase der mit der Kindererziehung verbrachten Lebenszeit und dehnen die Phase des "leeren Nestes" aus, in der die Kinder das Elternhaus verlassen haben und das Ehepaar wieder zu zweit zusammenlebt. Aufgrund der insgesamt verlängerten, aber geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Lebenserwartung gibt es immer mehr alte, verwitwete Menschen, i.d.R. Frauen. Insgesamt wird damit ein kleinerer Anteil der Lebenszeit in Familienhaushalten verbracht.
- (3) Der vieldiskutierte Wertewandel hat nicht einfach zu einer Ablösung "alter" durch "neue" Werte geführt, sondern zu einer Durchmischung und Pluralisierung von Wertemustern, die sich weniger denn je zu einem einheitlichen und geschlossenen Ganzen zusammenfügen lassen. Damit verringert sich auch auf der alltagspraktischen Ebene das Vorhandensein bzw. die Verbindlichkeit von Verhaltensmodellen und festen Vorschriften der Lebensführung.

²¹ Für eine ausführlichere Darstellung siehe insbesondere Zapf u.a. 1987, "Zukunftsperspektiven gesellschaftlicher Entwicklungen" 1983, Beck 1986, Hradil 1987.

- (4) Die durchschnittliche Lebenserwartung ist innerhalb der letzten beiden Jahrzehnte noch einmal um mehrere Jahre gestiegen. Gleichzeitig hat sich der Anteil der Lebenszeit, der mit Erwerbstätigkeit verbunden ist, durch den vorgezogenen Ruhestand und verlängerte Ausbildungszeiten verringert. Ebenso sind die durchschnittlichen wöchentlichen Arbeitszeiten gesunken. Daraus resultiert ein insgesamt gesteigener Anteil der Lebenszeit, der im weitesten Sinne "frei" von festen, vorgegebenen Verpflichtungen ist.
- (5) Die Bildungsexpansion seit den 60er Jahren hat den Anteil der Bevölkerung mit höherer Schulbildung erhöht. Insbesondere Frauen haben verstärkt Zugang zu höherer Bildung und beruflicher Ausbildung gewonnen. Die damit einhergehende, kollektive Erhöhung persönlicher Kompetenzen fördert ebenfalls den Wunsch und die Fähigkeit zur selbstverantwortlichen Lebensführung.
- (6) Die Entwicklung der Frauenerwerbstätigkeit kennzeichnet eine massive Infragestellung der klassischen geschlechtsspezifischen Arbeits- und Rollenverteilung. Die Erwerbsquoten der verheirateten Frauen gleichen sich den Erwerbsquoten lediger Frauen an. Insbesondere ist jedoch - im Zusammenhang mit besseren Ausbildungsmöglichkeiten - nicht nur ihr Wunsch nach Erwerbstätigkeit generell, sondern vor allem ihr Wunsch nach qualifizierten Tätigkeiten mit Aufstiegsperspektiven gestiegen.

Abnehmende strukturelle Zwänge, verblässende kulturelle Verbindlichkeiten sowie gestiegene materielle und Bildungs-Ressourcen verknüpfen sich so zu einer Situation, in der für das Individuum vieles möglich erscheint, andererseits aber auch die Notwendigkeit zu individuell zu treffenden Entscheidungen steigt. Lebensziele und Lebensentwürfe vervielfältigen sich. Das Moment der Reflexivität der Lebensführung, der bewußten Suche nach dem Selbst (Fuchs 1983) gewinnt an Bedeutung. Die Pluralisierung von Lebensformen ist insofern Ausdruck gesteigener Wahlmöglichkeiten und abnehmender Bindungen und Zwänge. Diese Situation schlägt sich auch in der Organisation informeller Beziehungen nieder. Das Modell der "Normalfamilie" mit traditioneller geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung verliert seine Selbstverständlichkeit, mit der Folge einer "zunehmenden Pluralität familialer Lebensformen..., teilweise einer Ablehnung von Familiengründung überhaupt" (Lüscher 1985:118). Geringe kulturelle Verbindlichkeiten und instabile, prekäre Zugehörigkeiten enthalten für den Einzelnen die Gefahr von Anomie und ungenügender sozialer Integration. Diese Gefahren sind die Kehrseite von Autonomie und Eigenverantwortlichkeit. Stellt sich nun angesichts dieser Entwicklungen die Gemeinschaftsfrage in neuer Schärfe? Gibt es einen Trend hin zur "autistischen Gesellschaft" (Hoffmann-Nowotny 1980)?

1.3.1 Individualisierung als "Verlust von Gemeinschaft"

Nachdem beim Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft im Differenzierungsprozeß an sich die Wurzel des Gemeinschaftsverlusts gesehen wurde, wird im Zusammenhang dieses neuerlichen Individualisierungsschubs die These aufgestellt, daß eine weitere Aufsplitterung der in "Großgruppen" organisierten Sozialstruktur (Klassen bzw. Schichten und darin verankerte Milieus) in immer stärker differenzierte Lebenslagen und Subkulturen die bisherigen Grundlagen der sozialen Integration auflöse. Den strukturellen Auflösungs- und Differenzierungsprozessen entspricht auf der subjektiven Ebene eine Vervielfältigung von möglichen Lebensentwürfen: "Ein Bestand ungefährdeter und unproblematisch verfügbarer Lebensformen für die Alltagsbewältigung" existiert deshalb nicht mehr (Keupp 1987:41). Stattdessen ist das einzelne Individuum häufig wechselnden, instabilen und zum Teil widersprüchlichen sozialen Bedingungen ausgesetzt, die wenig allgemeine Gültigkeit besitzen. Damit nehmen generell sowohl die Wahrscheinlichkeit sozialer Homogenitäten als auch die Verbindlichkeit kollektiver Deutungsmuster und gemeinsamer Wertvorstellungen ab. In der Folge werden die Universalisierung allgemein akzeptierter Normen und ihre affektuelle Verankerung schwieriger. Besonders in großen Städten führt dieser Zustand zu anomischen Tendenzen, weil hier soziale Heterogenität und geringe räumliche Distanz zusammenkommen. Die dadurch entstehenden Fremdheitsgefühle werden nur teilweise durch die Ausbildung distinkter Subkulturen gemildert (Fischer 1981 und 1982).

Das Aufweichen garantierter Selbstverständlichkeiten führt dazu, daß sich die einzelnen Gesellschaftsmitglieder vor die Aufgabe gestellt sehen, ihre soziale Einbindung selbst in die Hand nehmen und regeln zu müssen. Zum Aufbau und zur Aufrechterhaltung persönlicher Beziehungen ist zunehmend Eigeninitiative und eine ständige Beziehungsarbeit notwendig (Bourdieu 1983:193). Keupp (1987:19) spricht in diesem Zusammenhang von "virtuosen Beziehungskünstlern", die ihre individuell ganz unterschiedlichen Beziehungssysteme aufbauen. Trotz der Möglichkeit zu vielfältigen losen Assoziationen bleibt jedoch die Wahrscheinlichkeit gering, in eine Solidargemeinschaft mit hoher Integrationskraft eingebunden zu werden.

Lebensstile als neue Kristallisationskerne für die Bildung von Zugehörigkeiten und Solidaritäten scheinen dies nur ungenügend leisten zu können. So wird von Bellah u.a. (1987:92ff) der Begriff der "Lebensstilenklaven" eher pejorativ benutzt. Sie verbinden mit ihm die Vorstellung, daß sich ihr Sinn rein instrumentell darin erschöpft, "das Leben mit anderen Menschen zu genießen". Die darüber konstituierten Sozialbeziehungen sind keine Bindungen im eigentlichen Sinn, denn ihre Ausgestaltung und Aufrechterhaltung unterliegen völlig dem individuellen

Nutzenkalkül. Sie sind nicht verlässlich, weil jederzeit kündbar. Eigene Investitionen in Beziehungen bei Erwartung einer prinzipiellen Gegenseitigkeit von Hilfe nach dem Prinzip der "aufgeschobenen" oder "generalisierten" Reziprozität (vgl. Kap. 3.6) werden unter diesen Umständen zu einer unsicheren Angelegenheit.

Die individuellere Lebensperspektive, die Weckung von Aufstiegsaspirationen infolge der Bildungsexpansion, die zunehmende Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt angesichts von Arbeitsplatzrisiken und einer Entwertung erreichter Bildungsabschlüsse sowie die individuenzentrierte Ausrichtung wohlfahrtsstaatlicher Leistungsansprüche werden schließlich für eine Persönlichkeitsstruktur verantwortlich gemacht, die weniger auf gegenseitige Rücksichtnahme und Kollektivorientierung als auf Eigenständigkeit und gegenseitige Abkapselung ausgerichtet ist (Beck 1983:45f). Die schon im vorigen Abschnitt gestellte Frage nach möglichen Verlierergruppen, die diesen ständigen Anforderungen nicht gewachsen sind, stellt sich also erneut und verschärft. Ist das auf sich selbst zurückgeworfene Individuum vielleicht überfordert, wenn es die Rekonstruktion der Formen seiner sozialen Einbindung aus sich selbst heraus zu leisten hat? Lasch (1984) sieht gewissermaßen sogar in der Mehrzahl der Menschen diese Verlierergruppen, wenn er behauptet, daß das "minimal self" zum vorherrschenden Persönlichkeitstypus zu werden beginnt. Mit diesem Begriff bezeichnet er eine ängstliche Rückzugsmentalität, folgend aus einem zunehmenden Vertrauensverlust und fehlenden Orientierungsmöglichkeiten angesichts einer unüberschaubaren Heterogenität, Komplexität und Widersprüchlichkeit von Werten und Normen. Die Ansprüche an Beziehungen werden von vorneherein klein gehalten, um drohende Enttäuschungen zu vermeiden; emotionale Teilnahmslosigkeit und eine Abneigung gegen Verbindlichkeiten und Verpflichtungen sind die Folge. Die Chancen zur Ausbildung stabiler und verlässlicher Intimgruppen sind unter diesen Bedingungen gering.

Dabei trifft der entscheidende Stabilitätsverlust im Bereich informeller Beziehungen besonders die Institution, die sich im bisherigen Verlauf der Modernisierung noch am ehesten als Rettungsanker vor den Zumutungen der Gesellschaft bewährt hatte, nämlich die Familie. Die entsprechenden demographischen und haushaltsstrukturellen Daten scheinen für sich zu sprechen:²²

- Die Privathaushalte werden im Schnitt immer kleiner. Insbesondere hat der Anteil der Einpersonenhaushalten dramatisch zugenommen: Betrug ihr Anteil an allen Haushalten im Jahre 1950 noch 19%, war er bei der Volkszählung 1987 bereits auf 35% angestiegen, und in Großstädten liegt er bereits um die 50%. Im gleichen Zeitraum ist der Anteil der Haushalte mit fünf und mehr Personen von 16% auf 6% zurückgegangen (Datenreport 1989:43).

²² Für - zum Teil international vergleichende - ausführliche Darstellungen siehe vor allem Hoffmann-Nowotny 1987, Höpflinger 1987 und Schwarz 1988.

- Mittlerweile gibt es in der Bundesrepublik fast eine Million unvollständige Familien, d.h. Alleinstehende mit Kindern. Über die Hälfte davon ist auf die Scheidung bzw. Trennung der Eltern zurückzuführen (Datenreport 1989:43).
- Die kumulierten Heiratziffern sind von 847 im Jahr 1950 auf 589 im Jahr 1985 gesunken (Schwarz 1988).
- Im selben Zeitraum hat sich die durchschnittliche Zahl der Lebensgeburten pro Frau von 2,5 auf 1,3 fast halbiert (eigene Berechnungen nach Angaben des Statistischen Bundesamtes).
- Die Gesamtscheidungshäufigkeit pro 1000 Ehen ist von 89 im Jahr 1951 auf 298 im Jahr 1985 gestiegen (eigene Berechnungen nach Angaben des Statistischen Bundesamtes). Im Laufe der achtziger Jahre ist auch die Wiederverheiratsquote der Geschiedenen deutlich gesunken.

Der Individualisierungsprozeß der Moderne wird quasi dadurch erst zu Ende geführt, daß mit der Familie das letzte Bollwerk zwischen der Gesellschaft und dem einzelnen Individuum, der letzte geschlossene, überindividuelle Sinnzusammenhang zerstört wird. Waren bisher noch Familien die entscheidenden Planungs- und Handlungseinheiten, so wird jetzt das einzelne Individuum selbst zur "Reproduktionseinheit des Sozialen" (Beck 1986:209). Der Institutionencharakter von Ehe und Familie wird zwangsläufig geschwächt, wenn die *individuelle* Nutzenmaximierung im Vordergrund steht. So ist es nicht verwunderlich, daß sich neben den traditionellen Formen von Ehe und Familie neue und unverbindlicher scheinende Formen des Einzel- und Zusammenlebens ausgebreitet haben: Singles, nichteheliche Lebensgemeinschaften, Beziehungen mit getrennten Wohnungen (Bertram/Borrmann-Müller 1988:14). Es kommt zu einer Entkoppelung und Ausdifferenzierung der (ehemals) in Ehe und Familie zusammengefaßten Lebens- und Verhaltenselemente (Beck 1986:190): "Ehe läßt sich von Sexualität trennen, und die nochmals von Elternschaft, die Elternschaft läßt sich durch Scheidung multiplizieren und das Ganze durch das Zusammen- oder Getrenntleben dividieren und mit mehreren Wohnsitzmöglichkeiten und der immer vorhandenen Revidierbarkeit potenzieren." Schulz (1983) übertitelt seinen Aufsatz über den Strukturwandel von Ehe und Familie mit "Von der Institution Familie zu den Teilbeziehungen zwischen Mutter, Vater und Kindern".

Kaufmann (1988a:392) faßt die Befunde zum heutigen Zustand der Familie in zwei Punkten zusammen: Zum einen kann man eine zunehmende Zerbrechlichkeit der Familie als soziale *Gruppe* feststellen, und zum zweiten eine "Delegitimierung der Exklusivität des herkömmlichen Familienleitbilds", d.h. eine abnehmende Dominanz von Familie als soziale *Institution* im Sinne eines "Geflechts von kulturellen Leitbildern, sozialen Normen und daran anschließenden sozialen Kontrollmechanismen". Zwischen beiden Tendenzen gibt es ein dynamisches und wechselseitiges Bedingungsverhältnis, denn "es erscheint plau-

sibel, daß die institutionellen Veränderungstendenzen sowohl Folge bereits statt gehabter Veränderungen auf der Gruppenebene sind als auch ihrerseits entsprechende Veränderungstendenzen auf der Gruppenebene fördern" (S. 394). Drei hauptsächliche Krisensymptome lassen sich festhalten: Familien sind heute weniger "produktiv" (Geburtenrückgang), weniger stabil (Zunahme der Scheidungshäufigkeit), und sie sind weniger attraktiv (Rückgang der Heiratshäufigkeit). Augenfällig sichtbar werden diese Veränderungen als "Pluralisierung von Lebensformen" (Zapf u.a. 1987) in Abweichung von einem allgemein verbindlichen biographischen Standard der "Normalfamilie".

Über die spezifischeren Bedingungen, die einen wachsenden Druck auf die Stabilität von Ehe und Familie ausüben und ihre Attraktivität verringern, besteht in der einschlägigen Literatur weitgehende Einigkeit: (1) die zunehmende Bildungs- und Erwerbsbeteiligung und, damit verbunden, eine zunehmende Berufs- und Karriereorientierung von Frauen; (2) die veränderten Einstellungen und Möglichkeiten zur Sexualität, ermöglicht vor allem durch wesentlich verbesserte Möglichkeiten zur Geburtenkontrolle; sowie (3) die verstärkte Individuenzentrierung persönlicher Glücksvorstellungen (Beck-Gernsheim 1983 u. 1988, Schulz 1983, Nave-Herz 1988, Kaufmann 1988b).

Die traditionelle geschlechtsspezifische Rollenverteilung hatte die Ehefrauen und insbesondere die Mütter weitgehend auf die unbezahlte Haus- und Familienarbeit festgelegt, zumindest jedoch eine Karriereorientierung im Erwerbsleben stark eingeschränkt. Diese Arbeitsteilung ist mittlerweile unter erheblichen Druck geraten, weil Frauen infolge der erheblich gestiegenen Beteiligung an höherer (Aus-) Bildung die Berufstätigkeit zunehmend nicht nur als Zuverdienst ansehen, sondern darin auch Selbstverwirklichung, Aufstiegsmöglichkeiten, ökonomische Unabhängigkeit und außerfamiliale Kontakte suchen. Darüber hinaus ist es für Frauen riskant, angesichts der Brüchigkeit von Ehen - mittlerweile dürfte in der Bundesrepublik schätzungsweise etwa jede vierte Ehe geschieden werden - auf eine eigenständige ökonomische Absicherung zu verzichten. Zudem schmilzt der Anteil der Lebenszeit, der mit Mutterpflichten ausgefüllt ist, angesichts gesunkener Geburtenziffern und gesteigener Lebenserwartung immer mehr zusammen. Hausfrauenpflichten allein sind jedoch ein sehr viel schwächerer Grund für Nichterwerbstätigkeit als Mutterpflichten. Erstens sind sie mit weniger Zeitaufwand verbunden, und zum zweiten sind sie infolge einer Dequalifizierung von Hausarbeit auch mit weit weniger sozialer Anerkennung und Befriedigung verbunden als die emotional hoch besetzte Kindererziehung. Diese Ziele kollidieren allerdings teilweise mit den weiterhin bestehenden Verpflichtungen als Hausfrau und Mutter und dem traditionellen Rollenbild einer ganz aufs Familienglück verpflichteten Hintanstellung individueller Ansprüche (Beck-Gernsheim 1983), denn über mehrere Geburtskohorten hinweg hat sich an der schlechten Vereinbarkeit

von Familie und Beruf für die Frauen offensichtlich wenig geändert (Tölke 1989). Kinderlosigkeit ist dabei oft noch nicht einmal von vorneherein geplant, doch läßt sich gerade bei jüngeren Frauen eine Polarisierung feststellen zwischen solchen, die sich für Familie, und solchen, die sich für den Beruf entscheiden (Strohmeier 1986).

Die - vergleichsweise - bequem und sicher gewordene Geburtenkontrolle hat besonders den Frauen mehr Möglichkeiten gegeben, Sexualität unabhängig von einer Eheschließung und ohne die Gefahr ungewollter Mutterschaft zu genießen. Sie können heute in höherem Maße den Zeitpunkt und die Zahl von Kindern bestimmen und mit anderen Lebenszielen koordinieren. Die Bedeutung der Empfängniskontrolle ist kaum zu überschätzen, denn die Mutterschaft bedeutet nach wie vor mit Abstand die stärkste Bindung an die traditionelle Frauenrolle. Während eine Vaterschaft den Mann eher ins Erwerbsleben hineindrängt, drängt eine Mutterschaft die Frau aus dem Erwerbsleben hinaus.

Schließlich läßt es auch die verstärkte Individuenzentrierung persönlicher Glücksvorstellungen in größerem Maße als früher zum Risiko werden, sich in eine ökonomische Abhängigkeit vom Partner zu begeben. Es ist weniger Verlaß darauf, daß der überindividuelle Sinnzusammenhang der Familie ausreicht, um die individuelle Glückssuche spätestens dann abzubremsen, wenn sie die Familie gefährdet. Gestiegene Ansprüche an die emotionale und sexuelle Qualität der Partnerbeziehung als ihrer einzigen Grundlage erhöhen zwangsweise auch ihre Disponibilität und Labilität (Roussel 1989). Auch kollidiert die Aufgabe individueller Freiheitsspielräume zugunsten einer festen Einbindung in Familienverpflichtungen tendenziell mit Selbstverwirklichungsansprüchen in extensiven Freizeitaktivitäten oder der konzentrierten Erfolgs- und Aufstiegsorientierung im Beruf (Schulz 1983:415f). Shorter (1989:224) sieht darin ein Hauptmerkmal des heute vorherrschenden, von ihm "postmodern" genannten Familienmodells: "Bei der traditionellen Familie versucht man, das Familieninteresse zu maximieren. Bei der modernen Familie versucht man, sein persönliches Glück innerhalb der Familie zu maximieren. Bei der postmodernen Familie versucht man, sein persönliches Glück in der 'Beziehung', innerhalb oder außerhalb der Familie, zu maximieren."

Das Familienleben verursacht schließlich erhebliche ökonomische Opportunitätskosten. Ist die kinderlose Partnerschaft bei Erwerbstätigkeit beider Partner die ökonomisch ertragreichste Lebensform, bringen Kinder eine spürbare und zum Teil sogar massive Einschränkung des materiellen Lebensstandards mit sich. Bei der allgemeinen Wohlfahrtssteigerung in den westeuropäischen Ländern der Nachkriegszeit ließe sich vielleicht argumentieren, daß dies noch zu verschmerzen wäre, doch bildet die Kaufkraft der doppelverdienenden kinderlosen Paare zunehmend den gesellschaftlichen Bezugspunkt für die Definition von Konsum-

ansprüchen, hinter den die Mehrzahl der Familien dann zwangsläufig und deutlich zurückfällt (Linde 1984:165f). In diesem Sinne erleidet das traditionelle Familienmodell eine Einbuße an Glaubwürdigkeit und hat damit geringere Chancen zu einer normativen Universalisierung.

Indem alternative Lebensentwürfe normativ akzeptiert und faktisch realisierbar geworden sind, und weil einzelne "Beziehungen" zum Kristallisationskern persönlicher Glücksvorstellungen geworden sind, verliert das Familienmodell auch sein Monopol zur Befriedigung persönlicher Glücksvorstellungen. Damit wird es allerdings schwieriger, die Geborgenheit zu finden, die der etablierte, überindividuelle Sinnzusammenhang des Familienmodells einmal geboten hat. Diese Selbstverständlichkeit ist auch nicht dadurch wieder herstellbar, daß man für sich selbst die Familie als etwas Selbstverständliches annimmt, denn für den Partner und das soziale Umfeld muß nicht dasselbe gelten.

Die Destandardisierung der Familienbildung beeinflusst schließlich auch die weitere Familienentwicklung und die Einbettung der Kernfamilie ins Verwandtschaftssystem. Familie und Verwandtschaft, in deren Grenzen wechselseitige soziale Unterstützung nicht nur auf der Basis direkter, sondern auch aufgeschobener und generalisierter Reziprozität erwartbar ist, werden durch die Destandardisierung des Familienzyklus als Beziehungs- und Hilfesystem weniger berechenbar. Die relative Sicherheit, die eine geschlossene, eindeutige und mehr oder weniger garantierte Generationenfolge bedeutet, wird durch die beschriebenen Tendenzen beeinträchtigt. Investitionen in dieses System in Form sozialer Unterstützung, die über eine direkte Wechselseitigkeit hinausgeht und über einen längeren Zeitraum 'geplant' wird, sind deshalb mit vergleichsweise größeren Risiken behaftet, was die Erwartbarkeit von entsprechenden Gegenleistungen angeht.

1.3.2 Individualisierung als "Liberalisierung von Gemeinschaft"

Während im Rahmen der Verlustthese zunehmende Optionen und abnehmende Ligaturen tendenziell als Gefahr von *Anomie* und sozialer Isolation thematisiert wurden, wird im Rahmen der Liberalisierungsthese die damit verbundene größere *Autonomie* hervorgehoben: Die Freiheit jedes einzelnen, seine Beziehungen nach eigenen Bedürfnissen zu gestalten, ist gegenüber den vorherigen Modernisierungsschüben noch einmal gestiegen. Die Beliebigkeit von Gestaltungsmöglichkeiten und damit die Anomiegefahr werden jedoch auch weiterhin durch soziale Vorgaben kanalisiert. So scheinen schichtspezifische Unterschiede - wenn auch nicht im Sinne geschlossener Milieus - nach allen empirischen Untersuchungen auch heute noch für die Lebensgestaltung bedeutsam zu sein (Mayer

1989). Neben Destandardisierungsprozessen entwickeln sich neue Standardisierungen und Kristallisationskerne für die Gemeinschaftsbildung: Subkulturen und Lebensstile. Auch die Neuen sozialen Bewegungen sind nicht nur Gebilde zur Verfolgung gesellschaftspolitischer Interessen, sondern gleichzeitig auch Anknüpfungspunkte für die Bildung sozialer Identitäten und entsprechende Kontakt-Märkte. Diese Gruppierungen sind in ihrer Vielfalt zwar unübersichtlicher als die alten Stände und Klassenmilieus, aber die Grenzen zwischen ihnen überschneiden sich häufiger und sind auch durchlässiger und weniger starr. Insofern müssen Kontakte im Sinne "schwacher" Beziehungen nicht schwieriger werden als früher. Der Ausbau des Verkehrs- und Kommunikationssystems (vor allem die Ausstattung der Privathaushalte mit Autos und Telefon) erleichtern sogar die Aufrechterhaltung von Beziehungen über größere Entfernungen hinweg (Glatzer u.a. 1990). Und entgegen vielen Vermutungen hat die räumliche Mobilität innerhalb der letzten beiden Jahrzehnte nicht zu-, sondern abgenommen (Wagner 1989).

Solidarisches Verhalten gibt es weiterhin, aber es erwächst jetzt weniger aus Zwang und normativen Konventionen, sondern aus dem Bedürfnis nach Zusammengehörigkeit und Geborgenheit, dem Wunsch, umsorgt zu werden und gegebenenfalls auch für andere zu sorgen. Der Verlust an kulturell verbindlichen Regeln des Zusammenlebens, die eine Gemeinschaftsbildung jenseits individueller Strategien der Nutzenmaximierung garantieren, muß also nicht unmittelbar zur Vereinzelung führen. Die Reflexion der eigenen Individualität, das Erkennen des Angewiesenseins auf Andere und das Bedürfnis nach sozialer Einbindung werden zu Ansatzpunkten für eine "posttraditionale" kommunikative Rationalität. Einen gewissen Optimismus, daß diese Rationalität sozusagen "freiwillig" zum Tragen kommt und neu entstehende Freiheitsspielräume kompetent für die Erfindung neuer Integrationsmuster genutzt werden, kann man vielleicht daraus ziehen, daß wir heute mit fast derselben Wehmut und Nostalgie auf die Lebensformen in jener Epoche der traditionellen Industriegesellschaft zurückblicken, die der klassischen Soziologie als eine Phase des Bindungszerfalls gegolten hat (Joas 1988:4). Gerade im Bereich der Familienbeziehungen kommen im Zusammenhang mit dem beschriebenen Individualisierungsschub nicht nur Auflösungstendenzen zum Tragen, sondern auch Entwicklungen, die für eine Stärkung der Kohärenz und Stabilität von Familien sprechen:

- (1) Zwar setzt die stärkere Betonung individuenzentrierter Interessen, die mit einer Familienbindung konkurrieren, diese unter Druck. Andererseits werden jedoch durch die Wohlstandsentwicklung und verbesserte Infrastrukturausstattungen auch traditionelle Belastungen von Ehe und Familie wie materielle Not und Monotonie und Isolation im Haushalt vermindert (Schulz 1983:418).

- (2) Die anregende, aber auch anstrengende Konfrontation mit der Vielfalt von Einstellungen und Lebensstilen löst Angst und das Gefühl von Überforderung aus, solange es nicht eine Rückzugsmöglichkeit in die Geborgenheit einer Intimgruppe gibt. Die notwendige "objektive und subjektive Bewältigung der Angst" setzt jene "institutionenbildende Energien" frei, die eine Familienbildung - wenn auch vielleicht in veränderter Form - attraktiv macht (Mackensen 1988:11).
- (3) Die These, daß eine ausgeprägte (individuelle) Karriereorientierung und die Betonung von (individuellen) Freizeitaktivitäten "alternative Glücksquellen außerhalb der Familie" darstellen (Schulz 1983:416), ist m.E. unscharf und deshalb irreführend. Familie bedeutet eben auch Geborgenheit und Entlastung vom ständigen Zwang der Suche nach individueller Glücksmaximierung. Beruf und Freizeit *konkurrieren* zwar mit Familie *in zeitlicher Hinsicht* - und damit zugegebenermaßen auch im Hinblick auf ihre jeweiligen Realisierungs- und Ausgestaltungsmöglichkeiten, aber sie stellen keine *funktionalen Äquivalente* dar. Dieser wesentliche Unterschied wird durch die unscharfe Begrifflichkeit von "Alternativen" verdeckt.
- (4) Die zunehmende Berufsorientierung und Gleichberechtigung der Frauen kann zwar insofern Ehen bzw. Partnerschaften destabilisieren, als sie eine größere ökonomische Unabhängigkeit der Partner voneinander bewirkt und die Auflösung emotional unbefriedigender Ehen erleichtert. Auf der anderen Seite erhöht sie jedoch paradoxerweise - aus der Sicht der Unterstützungstheorie - die Bedeutung von Familie. Denn wenn Geborgenheit und das Gefühl, gebraucht zu werden, in Partnerschaften allein weniger als früher vermittelt werden, werden die entsprechenden emotionalen Gratifikationen der Elternschaft noch exklusiver.
- (5) Schließlich behalten Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen ihre komparativen Vorteile im Hinblick auf die Reziprozität von sozialer Unterstützung (vgl. Kap. 3.6). Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen haben den entscheidenden Vorteil, daß sie langandauernd sind und nicht nur auf Emotionalität und Wahlentscheidungen beruhen. Sie sind damit berechenbarer und bilden so eine bessere Basis für die Vertrauensbildung auf längere Sicht, auch wenn einmal Krisen in den Beziehungen auftreten. Die gestiegene Lebenserwartung und die "Vertikalisierung der Mehrgenerationenfamilie" (Hagestad 1986:144f) haben diese Bedeutung von Verwandtenbeziehungen sogar noch gestärkt. Letzteres bedeutet, daß infolge der längeren Lebenserwartung und des veränderten generativen Verhaltens der Anteil an entfernten Verwandten und Verwandten innerhalb der gleichen Generation deutlich gesunken ist, während es mehr und längere Beziehungen denn je zwischen den Generationen in Form von Eltern-Kind-Beziehungen gibt. Es ist heute

im Unterschied zu früheren Zeiten keine Seltenheit mehr, daß gleichzeitig vier Generationen am Leben sind. Verwandtschaftsbeziehungen dürften damit im Schnitt sowohl enger als auch, in bezug auf Reziprozitätserwartungen, noch berechenbarer bzw. sicherer geworden sein. Bei hohen Sterblichkeitsraten bereits in jüngeren Lebensjahren ist es nämlich weniger rational, enge Beziehungen selektiv zu ganz bestimmten anderen Menschen einzugehen und in diese Beziehungen zu investieren. Deshalb stellen Verwandtenbeziehungen weiterhin - oder sogar mehr denn je - die effektivste und sicherste Organisationsform im Rahmen informeller Beziehungen dar, um die Transaktionskosten insbesondere bei nicht gegenständlichen Formen der sozialen Unterstützung gering zu halten. Die Feststellung, daß im Zweifelsfall "Blut dicker als Wasser" ist, wird zumindest solange seine auch praktische Bedeutung behalten, wie formale Organisationen keine garantierte und qualitativ als ebenbürtig akzeptierte Rundum-Versorgung mit psychosozialen Hilfen und Pflegeleistungen bereitstellen.

Angesichts dieser Argumente läßt sich die im Zusammenhang mit der Verlustthese aufgekommene Frage, warum denn heute überhaupt noch Familien gegründet werden, auch herumdrehen: Bedeutet es nicht ein Risiko, auf den Rückhalt von Familienbeziehungen zu verzichten? Und: Inwieweit bedeuten die sogenannten "neuen", nichtfamilialen Lebensformen tatsächlich eine Abkehr von Familie? Zwei Einwände gegen den Aussagegehalt einiger im vorigen Kapitel referierten demographischen Daten bilden hier den Ausgangspunkt. Zum einen kann der anteilmäßige Vergleich familialer mit nichtfamilialen Lebensformen im Querschnitt aus mehreren Gründen nur sehr beschränkt Auskunft über die Entwicklung des Heirats- und Familiengründungsverhaltens geben (Huinink 1987); Kohortenanalysen sind für die Analyse der Familienentwicklung aussagekräftiger als der Vergleich von kalendarischen Querschnitten. Zum zweiten sind Haushaltsstrukturen allein kein ausreichender Indikator für Familienstrukturen - und noch weniger für soziale Isolation insgesamt bzw. für das Vorhandensein und die Qualität sozialer Unterstützung (Diewald 1989).

Kohortenanalysen der Familienbildung (Schwarz 1988, Huinink 1989) machen deutlich, daß es innerhalb der letzten beiden Jahrzehnte zwar zweifellos einen im Zeitverlauf kontinuierlichen Rückgang von Heiraten und Geburten gibt, daß dieser jedoch nicht so dramatisch verläuft, wie es der Vergleich von kalendarischen Querschnitten suggeriert. Vor allem erste Geburten sind vergleichsweise wenig zurückgegangen. Von der Kohorte der im Jahr 1930 Geborenen bis zur Kohorte von 1950 wird die Zunahme der Kinderlosigkeit wahrscheinlich weniger als 10% betragen (Huinink/Mayer/Wagner 1988). Daraus folgt, daß die Familienbildung immer noch die mit Abstand vorherrschende biographische Entscheidung darstellt. Verzögerte Familiengründungen und verringerte Geburtenhäufig-

keiten sind auch offensichtlich weniger auf einen umfassenden, grundlegenden Wandel von Normen und Orientierungen, also auf eine Freisetzung der Frauen aus traditionellen Familienleitbildern, sondern auf Kompositionseffekte der kohortenspezifisch unterschiedlichen Bildungsbeteiligung von Frauen zurückzuführen. Das erreichte Ausbildungsniveau der Frauen hat sich von Kohorte zu Kohorte deutlich erhöht, und die besser ausgebildeten Frauen waren "schon immer später, d.h. nach einer längeren Phase der Erwerbstätigkeit, Mutter geworden" (Huinink/Mayer/Wagner 1988). Die zitierten Untersuchungen legen den Schluß nahe, daß wir es weniger mit einer gänzlichen Abkehr von der Familie als mit einer Änderung in der lebenslaufspezifischen Verortung und Organisation von Familienbildung und Familienleben zu tun haben: In den frühen Phasen des Erwachsenenlebens verzögert sich die Familienbildung aufgrund einer verlängerten ausbildungs- und berufsbedingten Etablierungsphase.

Schließlich sagen Verheirateten- und Ledigenquoten wenig über das tatsächlich bestehende Ausmaß an Bindungen aus. Ehen sind zwar weiterhin eine gültige Rahmenbedingung von Elternschaft, aber kinderlose Frühehen sind zunehmend durch eine Phase des nichtehelichen Zusammenlebens ersetzt worden. Daß es sich dabei tatsächlich weit überwiegend um Vorstufen zu einer Ehe handelt, läßt sich mit entsprechenden Paneluntersuchungen belegen (Witte 1987; vgl. Kap. 5.1). Auch die nichtfamilialen Haushalte älterer Menschen sind nicht unbedingt ein Indiz für ein Leben abseits der Familie. Es handelt sich dabei überwiegend um späte Phasen des Familienlebens, nämlich um Paare in der Phase des "leeren Nestes" und Verwitwete. Das Anwachsen dieser Haushaltsformen beruht zum einen auf der gestiegenen Lebenserwartung und zum anderen auf der geringeren Anzahl von Kindern, die in der Regel zudem kurz hintereinander geboren werden. Damit verkürzt sich zwar der Anteil der Lebenszeit, der mit der Kindererziehung verbunden ist, beträchtlich. Daraus läßt sich jedoch nicht unbedingt ableiten, daß es nach dem Auszug der Kinder aus dem Elternhaus keine engen Bindungen zwischen Eltern und Kindern mehr gäbe. Infolge der gestiegenen Anforderungen an die Sozialisation und die verlängerten Ausbildungszeiten dürfte die Abhängigkeit des einzelnen Kindes von seinen Eltern heute sogar eher länger andauern als vorher. Zusammengenommen lassen diese Überlegungen vermuten, daß die Pluralisierung von Haushaltsformen bzw. die Ausbreitung nichtfamilialer Haushaltstypen allein jedenfalls kein schlüssiger Indikator für eine zunehmende Vereinzelung ist.

Unter diesen Bedingungen erhalten die von Bellah u.a. (1987) als flüchtig und oberflächlich geschmähten "Lebensstilenklaven" eine ganz andere Bedeutung. Sie ersetzen nicht stabilere Bindungen, sondern ergänzen sie. In ihrer Gesamtheit stellen so die modernen informellen Netzwerke ein intern differenziertes und arbeitsteiliges System von Beziehungen dar, in dem Verwandten-, Nachbarschafts-

und Freundschaftsbeziehungen jeweils unterschiedliche Funktionen wahrnehmen. Dabei fördert die Arbeitsteilung zwischen verschiedenen Netzwerksegmenten, ganz im Sinne der allgemeinen Theorie der funktionalen Differenzierung, die Qualität, mit der diese verschiedenen Leistungen erbracht werden. Die Vermittlung eines Geborgenheitsgefühls beispielsweise stellt zum Teil andere Anforderungen an die Ausgestaltung von Sozialbeziehungen als die Vermittlung sozialer Anerkennung, und die Personen, von denen wir am ehesten einmal handwerkliche Hilfe erwarten oder Informationen über dies und jenes erhalten können, sind nicht unbedingt diejenigen, denen wir uns bei persönlichen Problemen anvertrauen möchten; die Menschen, mit denen wir am liebsten unsere Freizeit verbringen, sind nicht unbedingt diejenigen, auf die wir in Notsituationen zurückgreifen können.

1.4 Resümee

Die theoretischen Überlegungen und demographischen Indikatoren lassen keine eindeutige, holzschnittartige Gesamtbewertung zu, wie sie hier in den idealtypischen Thesen eines Verlusts bzw. einer Liberalisierung von Gemeinschaft einander gegenübergestellt worden sind. Ob die informellen Netzwerke als "Mörtel der Gesellschaft vielleicht zu lose" geworden sind (Fischer/Phillips 1982:21), läßt sich daraus noch nicht schlüssig ableiten. Weder weisen die theoretischen Argumente geschlossen nur in eine Richtung, noch sind Informationen über Familienbildungsprozesse und Haushaltsstrukturen in konzeptueller Hinsicht ausreichend, um allein daraus Schlußfolgerungen über die soziale Integration und die informellen Unterstützungsressourcen zu ziehen. Eine in der Literatur nicht seltene Verabsolutierung dieser Argumente erscheint also zweifelhaft. Unzweifelhaft scheint jedoch, daß mit der Tendenz einer Deinstitutionalisierung des Familienmodells zumindest ein wesentlicher Garant verlässlicher Bindungen an Bedeutung eingebüßt hat. Im Kontext der Familienbildung setzt sich anstelle eines normativen, an vorgegebenen Verhaltensmustern mehr oder weniger verbindlich orientierten Handlungstypus zunehmend ein rationales, an individuellem Nutzen und der Vermeidung von Lebensrisiken orientiertes Entscheidungsverhalten durch.

Die Verlustthese artikuliert nun ein grundsätzliches Mißtrauen, daß sich die individuellen nutzenmaximierenden Anstrengungen solcher einzelnen Akteure zu einem stabilen, krisenresistenten und Geborgenheit vermittelnden Sinn- und Interaktionszusammenhang integrieren lassen. Zum einen wird der Aufbau und die Pflege informeller Beziehungen zunehmend zu einer Angelegenheit freier Entscheidungen und zu einer individuell zu erbringenden Leistung innerhalb von

Austauschprozessen. Dazu sind jedoch soziale Kompetenzen und Fähigkeiten erforderlich, über die nicht alle Menschen gleichermaßen verfügen. Soziale Attraktivität wird zu einer Voraussetzung dafür, selbst von anderen Personen als dauerhafter Interaktionspartner ausgewählt zu werden. Soziale Attraktivität ist jedoch situationsabhängig, und gerade dann, wenn es einem selbst schlecht geht, wenn man sich in einer Krise oder Notlage befindet und also Unterstützung benötigt, ist man am wenigsten als Interaktionspartner attraktiv. Dadurch, daß alle Beziehungen und Unterstützungsleistungen unter dem Aspekt der damit verbundenen Opportunitätskosten kalkuliert werden, fehlt ihnen jegliche Garantiertheit. Diese Rationalität ist schließlich auch wenig geeignet für den Austausch idiosynkratischer Formen der sozialen Unterstützung. Je weniger sie sich in ihrem jeweiligen "Marktwert" berechnen lassen, je situationsabhängiger sie sind und je mehr sie auf langfristige und nicht leicht kündbare Beziehungen als Infrastruktur angewiesen sind, desto mehr scheint ihre Vermittlung heute gefährdet zu sein. Jenseits solcher Überlegungen über den Unterstützungscharakter sozialer Beziehungen liegt vielleicht der entscheidende Wandel einfach in den Einbußen an Verbindlichkeit und sozialer Kontrolle. So mag es zwar sein, daß frei gewählte Beziehungen geeigneter dafür sind, positive und angenehme Gefühle zu vermitteln; sie schützen jedoch auch weniger vor abweichendem, zum Teil selbstzerstörerischem Verhalten, wie zum Beispiel Drogenmißbrauch. So kann die schiere, dauerhafte Präsenz von anderen Menschen - beispielsweise in Form des Zusammenlebens in einem gemeinsamen Haushalt - bereits dafür sorgen, daß persönliche Krisen einen kritischen Punkt nicht übersteigen (Hughes/Gove 1981).

Gegen diese Überlegungen setzt die Liberalisierungsthese eine Art "kommunikative Rationalität" als Begründung für ein Fortbestehen stabiler und verlässlicher Bindungen. Sie bestreitet nicht den Verlust normativer Verbindlichkeiten als Handlungsgrundlage, sieht jedoch eher als die Verlustthese die Menschen dazu willens und in der Lage, die strukturellen Voraussetzungen für den Austausch idiosynkratischer Formen der sozialen Unterstützung in ihre Entscheidungen mit einzubeziehen. Wenn soziale Unterstützung in Form der Vermittlung von Sicherheit, Geborgenheit und Zugehörigkeit nur unter der Bedingung "erhältlich" sind, daß kurzfristige Nutzenüberlegungen relativiert werden, dann kann die Zurückstellung solcher Kalküle eine sinnvolle Option darstellen. Strukturell abgesichert wird ein solches Verhalten dadurch, daß bestimmte Beziehungsstrukturen für die Bereitstellung solcher Unterstützungsformen ohne Alternative dastehen oder zumindest eindeutige komparative Vorteile aufweisen. Wie an mehreren Stellen dargelegt wurde, trifft dies für Verwandtenbeziehungen weiterhin zu. Die Verkleinerung und Vertikalisierung der verwandtschaftlichen Netzwerke hat hier infolge klarerer Strukturen und sich weniger überlappender Solidaritäten sogar Vorteile. Auf dieser Basis erscheinen dann die Vielfalt heutiger Sozialbeziehungen und auch die flüchtigeren Kontakte als Ausdruck gestiege-

ner Spezialisierung und Leistungsfähigkeit informeller Beziehungen. Der Aspekt der sozialen Kontrolle bleibt in dieser Perspektive auf seine unerwünschten Konnotationen beschränkt, d.h.: sie wird als Einschränkung und nicht als Stütze gesehen.

Insgesamt können sowohl die Argumente der Verlustthese als auch diejenigen der Liberalisierungsthese einiges an Plausibilität für sich verbuchen. Unzweifelhaft scheint, daß der Aufbau von informellen Netzwerken mehr als zuvor eine individuell zu erbringende Leistung darstellt und zumindest insofern ein Verlust an Sicherheit eingetreten ist. Die Frage, wie erfolgreich die entsprechenden Bemühungen innerhalb der Bevölkerung sind, kann auf der Basis theoretischer Überlegungen äußerst kontrovers eingeschätzt werden. Ihre Beantwortung bleibt deshalb im einzelnen einer empirischen Überprüfung vorbehalten. Dazu soll im empirischen Teil dieser Arbeit ein Beitrag geleistet werden. Zuvor sollen jedoch die konzeptuellen Grundlagen für eine solche empirische Überprüfung diskutiert werden. Im Rahmen der Argumentation innerhalb dieses Kapitels sind immer wieder zwei Begriffe aufgetaucht, die dafür eine zentrale Rolle spielen: informelle Netzwerke und soziale Unterstützung.

2. Netzwerkkonzept und Unterstützungskonzept

Als Bezeichnung für das Geflecht informeller Beziehungen des einzelnen Menschen mit Personen aus seiner sozialen Umgebung hat sich der Begriff des "informellen", "persönlichen", "privaten" oder "egozentrierten sozialen Netzwerks" durchgesetzt (Badura 1981:25). Die innerhalb dieser Netzwerke ausgetauschten Leistungen können mit dem Sammelbegriff der "sozialen Unterstützung" bezeichnet werden. Informelle Netzwerke sind also demnach als eine Art "Infrastruktur" für die Produktion und die Verteilung verschiedener Unterstützungsleistungen anzusehen.

Beide Begriffe haben innerhalb der letzten Jahre eine ausgesprochene Konjunktur erfahren. Diese gewachsene Attraktivität kann nach der einhelligen Meinung vieler Autoren kaum auf die besonderen theoretischen Feinessen oder eine Anwendung überlegener Analyseverfahren zurückgeführt werden, denn dies sind gerade die häufig beklagten Schwachstellen dieser Forschungsrichtung (z.B. Cobb/Jones 1984, House/Kahn 1985, Dooley 1985). Die enorme Variationsbreite der Meßinstrumente, Untersuchungspläne, untersuchten Populationen und Erhebungsmethoden erschwert die Interpretation der jeweiligen Ergebnisse und ihren Vergleich untereinander. Ein grundsätzliches Problem besteht wohl auch darin, daß es sich sowohl beim Netzwerk- als auch beim Unterstützungskonzept um multidimensionale, komplexe Konstrukte mit verschiedenen Dimensionen handelt, die über keinen geschlossenen theoretischen Hintergrund definiert sind und viele Überschneidungen mit anderen etablierten Konzepten, Forschungsrichtungen und Erklärungsansätzen aufweisen.

Daß sich sowohl das Netzwerk- als auch das Unterstützungskonzept trotz dieser Schwächen derart verbreitet haben, läßt sich eher auf deren "intuitive Anziehungskraft" zurückführen (House/Kahn 1985:84, Keupp 1987). Sie transportieren über ihre konzeptuellen Ansprüche hinaus auch Erwartungen, die sich auf gewünschte, jedoch nicht mehr fraglos vorgegebene Lebensweisen und Beziehungsmuster richten, mit Konnotationen wie Eingebundensein, Zugehörigkeit und gegenseitiges Helfen. Diese Konzepte gewinnen ihre Anziehungskraft also nicht zuletzt vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse, die als Freisetzung der Individuen aus traditionellen Sozialmilieus und Sinnzusammenhängen - mit der Gefahr zunehmender Entfremdung und Isolation - diskutiert werden.

2.1 Informelle Beziehungen und Netzwerke

2.1.1 Definitionen

In direkter Anlehnung an die beiden Definitionen von Mitchell (1969:2) und Fischer (1977:33) kann man soziale Netzwerke allgemein als *spezifische Mengen von Verbindungen zwischen sozialen Akteuren* bezeichnen. Diese allgemeine Definition kann im Hinblick auf den jeweiligen Untersuchungskontext näher spezifiziert werden. Ansatzpunkte dafür sind die Art der Verbindungen sowie die Art der sozialen Akteure. Die hier untersuchten "Verbindungen" sind informelle soziale Beziehungen. Allgemein bezeichnet eine soziale Beziehung nach Max Weber (1976:35) "... ein seinem Sinngehalt nach aufeinander gegenseitig eingestelltes und dadurch orientiertes Sichverhalten mehrerer ...", also tatsächliches *Verhalten* bzw. beobachtbare soziale Interaktionen. Über diesen Verhaltensaspekt hinaus sollen hier jedoch auch die Aspekte der in einer Beziehung involvierten *Kognitionen* und *Emotionen* mit eingeschlossen werden. *Informelle* soziale Beziehungen sind dann solche Beziehungen, die im tatsächlichen Verhalten wie in den involvierten Orientierungen und Emotionen zumindest nicht ausschließlich über von außen gesetzte Anforderungen formaler Organisationen und Arbeitsformen bestimmt sind, sondern Elemente einer "persönlichen Stellungnahme zum anderen" beinhalten (Watzlawick et al. 1982).

Die zweite Konkretisierung der allgemeinen Netzwerkdefinition betrifft die Art der Netzwerk-*Akteure*. Setzen wir die Beschränkung auf den Bereich informeller sozialer Beziehungen voraus, so kommen dafür entweder Individuen oder Familien bzw. Haushalte in Frage. Für beide Ansätze können Argumente ins Feld geführt werden, die jeweils auf das Spektrum der in die Untersuchung einbezogenen informellen Beziehungsinhalte bezogen sind. Geht es um Geselligkeit, um Hilfe bei der Bewältigung von persönlichen Schwierigkeiten oder um die Vermittlung von Gefühlszuständen wie Liebe oder Geborgenheit²³, so sind sicherlich nicht ganze Familien oder Haushalte, sondern einzelne Individuen als Empfänger solcher Unterstützung angesprochen.²⁴ Geht es dagegen um materielle Hilfen (z.B. Geld) oder Arbeitshilfen (z.B. Reparaturen, Renovierung), so kann es aufgrund der Tatsache, daß Haushalte Wirtschaftsgemeinschaften darstellen und

²³ Vgl. hierzu die ausführliche Typologie von Unterstützungsleistungen in Kapitel 2.2.

auch als solche handeln (Glatzer 1986), irreführend sein, einzelne Personen als Nutznießer solcher Netzwerkhilfen darzustellen.

Auf dieser definitorischen Ebene bezeichnet der Netzwerkbegriff also nichts anderes als die Gesamtheit der sozialen Beziehungen einer Person bzw. eines Haushalts, gängigerweise unterteilt in Familienbeziehungen, Beziehungen zur Verwandtschaft, zu Nachbarn, Freunden, Bekannten und eventuell Arbeitskollegen. Wird hier nur alter Wein in neue Schläuche gegossen? Will man über diese begriffliche Ebene hinaus von konzeptuellen Besonderheiten eines Netzwerkansatzes sprechen, so kann das nicht losgelöst von den jeweiligen Erhebungs- und Analysetechniken geschehen. Hinsichtlich der Palette möglicher Netzwerkansätze (Burt/Minor 1983, Burt 1982) beschränke ich mich hier auf die spezielle Perspektive "persönlicher" bzw. "egozentrierter" sozialer Netzwerke (Mitchell 1969, Barnes 1972, Fischer 1982). Mit diesen Begriffen wird eine Netzwerkmorphologie bezeichnet, die aus einem als zentraler Ausgangspunkt angenommenen Akteur "Ego" und den mit ihm über soziale Beziehungen verbundenen Mit-Akteuren besteht. Die einzelnen Beziehungen und die Zusammensetzung und Struktur des Netzwerks werden also jeweils aus der Sicht von Individuen erhoben, die vorher nach bestimmten Kriterien ausgewählt worden sind. Dies erlaubt u.a. auch die Anwendung der üblichen Erhebungsmethoden für große Umfragen und damit die Sammlung von Netzwerkdaten für eine große Anzahl von Personen aus unterschiedlichen sozialen Kontexten.

Die konzeptuellen Vorteile eines solchen Netzwerkkonzepts lassen sich am ehesten an einem Beispiel verdeutlichen. Der kanadische Stadtsoziologe Wellman hat für seine empirischen Untersuchungen versucht, die verschiedenen Komponenten des Gemeinschaftskonzepts (vgl. Kap. 1.1) in netzwerkanalytische Kategorien umzusetzen (Wellman 1979, Wellman 1982). Er wollte es damit aus seiner Voreingenommenheit lösen, daß von vorneherein nur nachbarschafts- oder verwandtschaftsbezogene, lokal begrenzte, in sich weitgehend geschlossene und "dichte" Beziehungsstrukturen die eingangs als gemeinschaftlich bezeichneten Funktionen erfüllen könnten. Anstatt von diesem Zusammenhang als einem feststehenden, nicht mehr überprüfenswerten Faktum auszugehen, werden im Netzwerkkonzept gerade diese Zusammenhänge zum Untersuchungsgegenstand gemacht, und es wird danach gefragt, innerhalb welcher Beziehungsstrukturen und in wie gestalteten Beziehungen Intensität, Zugehörigkeitsgefühle und Solidarität "produziert" werden können. Dabei ist die Umformung der Gemeinschaftsfrage in Netzwerk-Begrifflichkeiten, wie Wellman betont, nicht nur ein linguistischer

24 Man kann beispielsweise kaum davon sprechen, daß einem ganzen Haushalt Liebe oder Geborgenheit vermittelt wird. Umgekehrt kann es jedoch sinnvoll sein davon zu sprechen, daß ein ganzer Haushalt, als Einheit, einem Individuum Geborgenheit vermittelt.

Trick, sondern beinhaltet auch eine Veränderung der Perspektive. Die Existenz von gemeinschaftlichen Beziehungsinhalten wird nicht mehr an *vermuteten* Solidaritäten - nachbarlichen oder verwandtschaftlichen - festgemacht, sondern es wird für verschiedene Formen von Beziehungen und Netzwerkstrukturen untersucht, welche *tatsächlichen* Konsequenzen sie für die involvierten Personen haben, welche Leistungen über sie ausgetauscht werden, und wie sie sich auf ihre Lebensqualität auswirken.

Die Propagierung des Netzwerkkonzepts kann auch als Reaktion darauf verstanden werden, daß sich für solche Forschungsfragen ein anderes, etablierteres Konzept, nämlich das *Gruppenkonzept*, als weniger angemessen erwiesen hat. Wie Blau und Scott (1962, zitiert in Barnes 1972:4) darlegen, sind Netzwerke und Gruppen keineswegs sich ausschließende Gegensätze. Legt man die Homanssche Definition einer Gruppe (1960:29) zugrunde, deren Kriterium die tatsächliche Interaktion aller Teilnehmer untereinander ist, so können Gruppen Bestandteile von Netzwerken sein. Innerhalb egozentrierter Netzwerke besteht eine Gruppe aus den Personen, mit denen Ego direkt verbunden ist, und die zusätzlich alle auch untereinander direkt in Verbindung stehen. Während innerhalb einer Gruppe - definitionsgemäß - immer ein Beziehungsnetz besteht, gilt umgekehrt das gleiche: Die wenigsten sozialen Netzwerke lassen sich aufgrund ihrer internen Struktur als distinkte Gruppen identifizieren. Die Attraktion des Netzwerkkonzepts, verglichen mit dem Gruppenkonzept, besteht gerade darin, daß es eine Möglichkeit bietet, auch jene Teile des sozialen Umfelds zu untersuchen, die nicht in Gruppen organisiert sind. Es macht keine Vorannahmen über die "Gruppenhaftigkeit" ("groupiness", Wellman 1982:19) der sozialen Beziehungen. Eine Entscheidung für das Netzwerkkonzept schließt jedoch keinesfalls die Möglichkeit aus, innerhalb der untersuchten Netzwerke aufgrund bestimmter inhaltlicher, struktureller, subjektiv oder objektiv erhobener Kriterien Gruppen zu identifizieren. Im Gegenteil: Das Netzwerkkonzept bietet den Vorteil, Gruppen eingebettet in eine (potentiell mögliche) Gesamtbetrachtung *aller* informellen Sozialbeziehungen zu betrachten und so ihren relativen Stellenwert einzuschätzen.

Zusammenfassend unterscheiden Sarason et al. (1977:128) anhand von drei Kriterien zwischen Netzwerkkonzept einerseits und Gruppenkonzept andererseits:

- (1) Die Akteure in einem sozialen Netzwerk stehen nicht notwendigerweise alle untereinander in Verbindung. Im Gegensatz dazu sind sowohl Gruppen- als auch Systemkonzepte dadurch spezifiziert, daß die konstituierenden Elemente auf eine bestimmte Art miteinander in Verbindung stehen. Deshalb reflektiert das Netzwerkkonzept akkurater die tatsächlichen Verhaltensweisen von Individuen und Familien in ihrer Umwelt.

- (2) Ein Netzwerk hat keine klar definierte Grenze. Diese kann nur für spezifische Untersuchungszwecke operational bestimmt werden und verändert sich außerdem fortlaufend dadurch, daß neue Beziehungen eingegangen und alte gelöst werden. Im Gegensatz dazu sind Gruppen und Systeme zum Teil gerade über die Spezifikation ihrer Grenzen definiert.
- (3) Das einzige Merkmal, das alle Mitglieder eines egozentrierten Netzwerks gemeinsam haben müssen, ist ihre Beziehung zum Ego. Sie teilen nicht notwendigerweise gemeinsame Ziele, eine gemeinsame Subkultur oder gemeinsame Sozialmerkmale, die Gruppen, Kategorien oder Systeme kennzeichnen.

2.1.2 Zur Erhebung persönlicher Netzwerke

Die operationale Bestimmung des Netzwerks beruht ganz wesentlich auf dem angewendeten Auswahlverfahren, das damit einen vorentscheidenden Einfluß auf die Untersuchungsergebnisse hat. Im Rahmen von Umfragen kann man immer nur einen Ausschnitt aus dem gesamten Personenkreis der Untersuchungspersonen erfassen. Diese Auswahl kann nur ein Kompromiß sein zwischen einer ökonomischen Beschränkung des Erhebungsaufwandes, Reliabilitätsabwägungen und dem Ziel, alle relevanten Personen zu erfassen. Generell stehen bei der Erhebung von Netzwerken zwei Alternativen zur Auswahl: sogenannte "Globalfragen" einerseits und soziometrische Fragen, die auf einzelne Personen zielen, andererseits.

Globalfragen

Bei sogenannten Globalfragen werden entweder das Netzwerk insgesamt oder zumindest ganze Kategorien von Personen angesprochen (Hoffmeier-Zlotnik 1987). Auf diese Weise kann nach dem bloßen Vorhandensein bestimmter Kategorien von Personen (z.B.: "Haben Sie enge Freunde?"), aber auch nach global wahrgenommenen Eigenschaften (z.B. Unterstützungsbereitschaft innerhalb der Verwandtschaft), dem tatsächlichen Verhalten (z.B. Hilfeverhalten von Nachbarn) oder der Kontakthäufigkeit mit bestimmten Personengruppen gefragt werden. Globalfragen stellen per se nicht den Anspruch, gezielt etwas über einzelne Personen zu erfahren.

Derartige Informationen über die Zusammensetzung eines Netzwerks können nur sehr bedingt als quantitativ-objektive Beschreibungen angesehen werden. Die Definition "naher" versus "entfernter" Verwandter und die Abgrenzungen zwischen Freunden und Bekannten oder zwischen Bekannten und Nachbarn können von verschiedenen Auskunftspersonen unterschiedlich wahrgenommen werden,

und sie können auch in der Wahrnehmung von Auskunftsperson und Forscher auseinanderfallen. Diesem Nachteil stehen zwei Vorteile gegenüber: Zum einen vermeiden Globalfragen die bei soziometrischen Fragen virulenten Probleme selektiver Aufmerksamkeit und mangelhafter Erinnerung bezüglich einzelner Personen (s.u.), und zum zweiten sind Globalfragen eine Methode mit einem außerordentlich geringen Erhebungsaufwand.

Soziometrische Namensgeneratoren

Praktisch jede Gelegenheit und jeder Anlaß dafür, daß Menschen zusammenkommen, kann zur Operationalisierung von Namensgeneratoren verwendet werden. Welche Anlässe und Gelegenheiten dazu am besten geeignet sind, kann nur im Hinblick auf das jeweilige Untersuchungsinteresse entschieden werden. Sie können sich hinsichtlich Zielsetzung, Aufwendigkeit und Detailliertheit ganz erheblich unterscheiden.

Besonders bei *eindimensionalen Namensgeneratoren*, d.h. bei Verwendung eines einzigen Stimulus bzw. einer einzelnen soziometrischen Frage besteht die Gefahr, daß relevante Netzwerkmitglieder von der Auskunftsperson schlicht vergessen werden. Daß diese Gefahr nicht gering zu veranschlagen ist, haben verschiedene Studien nachgewiesen (z.B. Hammer 1984 u. 1985). Nach Hammer (1984) vergessen die Befragten systematisch vor allem Personen, die sie nicht häufig treffen oder die sie eine Zeitlang nicht gesehen haben sowie solche, die sie nicht so gut kennen. McCallister und Fischer (1983:78) nennen zusätzlich eine überproportionale Berücksichtigung von Nachbarn und Verwandten. Die Dauer der Beziehung scheint dagegen keinen oder nur einen geringen verzerrenden Einfluß zu haben. Darüber hinaus gibt es offensichtlich auch sozialstrukturell variierende Verzerrungen. So scheinen Frauen stärker bezüglich der Enge einer Beziehung zu selektieren als Männer. Diesem Problem versucht man in der Regel dadurch zu begegnen, daß der Stimulus zur Nennung von Netzwerkmitgliedern sehr allgemein gehalten wird. Entsprechende Beispiele sind

- die Frage nach den "drei besten Freunden" (Laumann 1973, Allbus 1980). Problematisch hieran ist, daß es erhebliche interindividuelle und interkulturelle Unterschiede darin gibt, was als Freundschaft definiert wird (Fischer 1982b, Burt 1983). Ähnliche Probleme machen die Fragen nach "Personen, denen sie sich nahe fühlen" (Wellman 1979) oder nach "Personen, die Sie gut kennen".
- die Frage nach den (maximal) fünf Personen, mit denen die Auskunftsperson "innerhalb des letzten halben Jahres wichtige Angelegenheiten besprochen" hat (Burt 1984) bzw. die "Ihnen in irgendeiner Weise nahe stehen oder wichtig für Sie sind" (Boissevain 1974, Antonucci/Israel 1986). Hier liegt der Unsicher-

heitsfaktor darin, daß es der Auskunftsperson überlassen bleibt, was für sie jeweils "wichtige Angelegenheiten" sind.

Mehrdimensionale Namensgeneratoren versuchen, die mit eindimensionalen Namensgeneratoren verbundenen Ungenauigkeiten und Unwägbarkeiten um den Preis eines mitunter beträchtlichen Erhebungsaufwandes zu vermeiden. Ziel dieses Aufwands ist eine zum einen umfassendere und zum zweiten spezifischere Liste von Netzwerkmitgliedern, als es mit einem einzigen Namensgenerator möglich wäre. Sind mehrere und präzise gefaßte Stimuli vorhanden, fallen den Befragten dazu mehr Personen ein als bei einem einzelnen, der u.U. wenig konkrete Situationen oder Interaktionen als "Aufhänger" anbietet. Diese Methode ist daher weniger anfällig gegen den Fehler, daß Netzwerkmitglieder einfach vergessen werden. Spezifischer ist diese Methode insofern, als sie über mehrere Stimuli detailliertere Informationen über einzelne Beziehungen (und damit über das Netzwerk insgesamt) erhebt als dies bei einem einzigen der Fall ist. Als Stimuli werden beispielsweise folgende verwendet (McCallister/Fischer 1983):

- wer hilft im Haushalt;
- mit wem unternehmen Sie gesellige Unternehmungen;
- mit wem sprechen Sie über persönliche Probleme;
- auf wessen Rat legen Sie bei wichtigen Entscheidungen Wert?

Diesen Vorteilen multipler Namensgeneratoren stehen jedoch erhebliche zeitliche Kosten gegenüber, was ihre Verwendung in Mehrthemenumfragen einschränkt. Zu viele solcher Stimuli können außerdem leicht zu einem Ermüdungseffekt führen, der die Reliabilität der Ergebnisse herabsetzt.

2.1.3 Die Beschreibung persönlicher Netzwerke

Beschreibungsdimensionen einzelner Beziehungen

Die einzelne Beziehung kann bei einer Erhebung mittels soziometrischer Namensgeneratoren analysiert werden. Es können folgende Merkmale unterschieden werden:

- a) Herkunftskontext
- b) Besuchs- und/oder Kontakthäufigkeit
- c) Dauer der Beziehung
- d) Räumliche Distanz
- e) Inhalt:

Operationalisierungen dieses Kriteriums fallen sehr unterschiedlich aus. Die einfachste Version sind bloße Dichotomien wie das Vorhandensein versus die Abwesenheit von sozialer Unterstützung. Man kann jedoch auch sehr viel mehr und

detailliertere Informationen über die tatsächlichen Interaktionen erhalten, wenn man verschiedene Arten von Hilfeleistungen unterscheidet (vgl. Kap. 2.2) und zusätzlich weitere Aktivitäten wie gesellige Unternehmungen oder auch Streitigkeiten mit einbezieht.

f) Multiplexität

Das Kriterium der Multiplexität oder auch Multidimensionalität bezieht sich auf die Anzahl der Inhalte oder Funktionen (s.o.) in einer Beziehung, und damit hängt auch die Definition von Uniplexität oder Multiplexität davon ab, was als einzelner Inhalt definiert ist.

g) Intensität oder Stärke

Manche Autoren operationalisieren sie "objektiv" über konkrete Transaktionen wie über die Menge der ausgetauschten Ressourcen (Hall/Wellman 1985) oder den Wert der ausgetauschten Ressourcen (Walster et al. 1978) In eine andere, "subjektive" Richtung gehen solche Operationalisierungen, die die Intensität einer Beziehung über den Grad der gegenseitigen Zuneigung oder das Ausmaß der subjektiv wahrgenommenen Bedeutung oder Wichtigkeit der Beziehung definieren. Granovetter (1973) definiert die Stärke einer Beziehung als Kombination aus mehreren objektiven wie subjektiven Dimensionen: dem Umfang der wechselseitig ausgetauschten Leistungen, der Menge der für die Pflege der Beziehung aufgewendeten Zeit sowie dem Grad der emotionalen Verbundenheit und des wechselseitigen Vertrauens.

h) Intimität

Die Intimität einer Beziehung wird im allgemeinen als hohes Maß an Vertrautheit miteinander und der gegenseitigen Kenntnis von sehr privaten und nicht jedermann zugänglichen Informationen über den anderen operationalisiert (Hinde 1981). Hall/Wellman (1985) definieren Intimität auch als die wahrgenommene emotionale Nähe oder Bindung.

i) Verpflichtung

Der Grad der in einer Beziehung empfundenen Verpflichtung bezeichnet das Ausmaß, in dem die Partner in dieser Beziehung diese als eine andauernde akzep-

tieren bzw. sich verpflichtet fühlen, die Beziehung optimal zu gestalten (Hinde 1981:14).

k) Reziprozität

Bei der Reziprozität als einem speziellen Aspekt der Symmetrie einer Beziehung geht es darum, inwiefern Leistungen gleichgewichtig geleistet bzw. erhalten werden. Die Reziprozität wird dann nicht eingehalten, wenn ein Partner in einer Beziehung mehr gibt als er erhält oder umgekehrt. Bei der Messung der Reziprozität gibt es wie bei der Symmetrie einer Beziehung erhebliche Probleme, da die meisten Austauschmedien nicht in einen einheitlichen objektiven Maßstab wie Geld umgerechnet und so auch gegeneinander verrechnet werden können, am wenigsten immaterielle Güter und die sogenannten "process benefits". Zudem ist Reziprozität in informellen Beziehungen etwas, was nicht unbedingt im Querschnitt, sondern im Längsschnitt hergestellt wird, so daß in Querschnittsuntersuchungen laufender Transaktionen gar nicht alle für die Herstellung von Reziprozität relevanten Austauschleistungen erfaßt werden können.

l) Strukturelle Positionen

Werden über einzelne Beziehungen zwischen der befragten Person "Ego" und anderen Personen hinaus auch die Verbindungen zwischen diesen anderen Personen untereinander erhoben, eröffnen sich weitere Analysemöglichkeiten dahingehend, daß die Position einzelner Personen innerhalb dieser Beziehungsstrukturen bestimmt werden kann. Ich möchte an dieser Stelle nur drei Möglichkeiten kurz erwähnen (Schenk 1984:250):

- der Grad der "*Zentralität*" eines Akteurs resultiert aus möglichst vielen direkten Verbindungen zu den anderen Partizipanten, so daß er von allen ohne Umwege erreicht werden kann;
- als "*Brücke*" bezeichnet man solche Akteure, die mehreren distinkten Gruppen innerhalb eines Netzwerks angehören;
- ein "*Gatekeeper*" ist ein Akteur, der Verbindungen nicht nur innerhalb eines definierten Netzwerks unterhält, sondern auch über relevante Außenbeziehungen zu anderen Netzwerken oder formalen Organisationen verfügt.

Beschreibungsdimensionen von Netzwerken

Netzwerke können über drei Arten von Merkmalen beschrieben werden: (1) über zusammenfassende Summen- oder Durchschnittsberechnungen von Merkmalsausprägungen der einzelnen konstituierenden Beziehungen; (2) über ganz-

heitliche Kognitionen und Emotionen bezüglich des Gesamtnetzwerks; sowie (3) über mathematisch-quantitative Strukturbeschreibungen im engeren Sinn.

Summen- oder Durchschnittsberechnungen

Netzwerkbezogene Aussagen sind auf der Basis von Informationen über dydische Beziehungen nur in Form von Summen- oder Durchschnittsberechnungen möglich. Daraus ergeben sich folgende zusätzliche, dann nicht mehr auf einzelne Beziehungen, sondern auf das gesamte Netzwerk bezogene Beschreibungsdimensionen, z.B.:

- die Spannweite des Herkunftskontextes aller Beziehungen;
- die "Hauptquelle" der Beziehungen als der Herkunftskontext, aus dem die meisten Beziehungen im Netzwerk stammen;
- die Größe des Netzwerks ist gleichbedeutend mit der Anzahl der Personen, mit denen "Ego" insgesamt in Beziehung steht.
- die mittlere Kontakthäufigkeit über alle Beziehungen hinweg;
- die mittlere (zeitliche) Dauer aller Beziehungen;
- die mittlere geographische Distanz. (räumliche Dispersion des Netzwerks)

Ganzheitliche Kognitionen und Emotionen

Im Unterschied dazu handelt es sich bei ganzheitlichen Kognitionen und Emotionen um von den Befragten selbst vorgenommene, subjektive Stellungnahmen zu ihrem Netzwerk oder zu Teilen davon. Wichtige Beispiele sind qualitative, nur subjektiv erfaßbare, auf ein gesamtes Netzwerk bezogene Dimensionen wie beispielsweise die empfundene Angemessenheit von Hilfeleistungen oder das Empfinden von Solidarität und Zusammengehörigkeitsgefühlen. Derartige Informationen "stellen ganzheitliche Einschätzungen der Qualität und Quantität des sozialen Netzwerks und der Beziehung zu ihm dar. In dieser generellen 'gestaltähnlichen' Einschätzung steckt die Bilanz der persönlichen Erfahrungen mit diesem Netzwerk. Generelle Einschätzungen und Überzeugungen über ein subjektiv wahrgenommenes Netzwerksegment sind aber nicht nur allein Resultat vergangener Erfahrung, sondern auch Resultat der individuellen Konstruktion der sozialen Wirklichkeit und daher auch...Ergebnis eines sozialen Deutungs-, Aushandlungs- und Konstruktionsprozesses" (Pfaff 1989:61).

Struktureigenschaften

Werden über die Beziehungen zwischen der Befragungsperson "Ego" zu anderen Personen auch die Beziehungen dieser Anderen untereinander erhoben, können Netzwerke über die summarische Darstellungen der einzelnen Beziehungen hinaus auch daraufhin untersucht werden, wie die Beziehungen untereinander zu einem mehr oder weniger lückenhaften Netz verbunden sind. Zur Veranschaulichung dieses Tatbestandes stelle man sich den Unterschied zwischen der Situation vor, daß man fünf Freunde hat, die jeweils auch untereinander befreundet sind, und der Situation, daß diese sich gar nicht oder kaum untereinander kennen. Als Hypothese kann angenommen werden, daß "dichte" Netzwerke (s.u.), im Unterschied zu nur lose verknüpften, mehr sind als die Summe ihrer konstituierenden Einzelbeziehungen, zum Beispiel, weil durch die wechselseitige Verbundenheit ein höheres Informationsniveau übereinander besteht oder weil die Chancen für gemeinsame, koordinierte Handlungen steigen (Fischer 1982a:152).

Die am häufigsten zitierte und untersuchte strukturelle Dimension ist die *Dichte*. Sie beschreibt das Ausmaß, in dem die Mitglieder des entsprechenden Netzwerks auf direktem Weg miteinander in Verbindung stehen. Die klassische Formel zur Berechnung der Dichte ist der Quotient aus der Anzahl der tatsächlichen direkten Verbindungen durch die Anzahl der insgesamt potentiell möglichen.²⁵ Es wird dabei leicht übersehen, daß Netzwerke mit dem gleichen Dichtewert ganz unterschiedlich strukturiert sein können. Deshalb kann es angebracht sein, verschiedene Dichtezonen innerhalb eines Netzwerks zu unterscheiden:

Mit "*Cliquen*" bezeichnet man Teile eines Netzwerks, in denen alle Personen direkt miteinander in Verbindung stehen. Cliques haben also definitionsgemäß einen Dichtewert von 1. Mit "*Cluster*" bezeichnet man Teile eines Netzwerks, die intern zwar nicht wie Cliques komplett untereinander verbunden sind, aber doch eine hohe interne Rate an direkten Verbindungen aufweisen, die sie von anderen Teilen des Netzwerks abhebt. Ein hoher Dichtewert eines Netzwerks kann also auch dadurch zustandekommen, daß es eine oder mehrere "Cliques" oder "Cluster" enthält, die jedoch untereinander kaum Verbindung haben.

²⁵ Mittlerweile ist auch eine Reihe komplizierterer Berechnungsformeln in der einschlägigen Literatur zu finden, auf die ich jedoch hier nicht eingehen werde.

2.2 Ein mehrdimensionales Konzept sozialer Unterstützung

Konzepte sozialer Unterstützung und ihre jeweiligen Operationalisierungen sind so vielfältig und divergierend, daß es kaum möglich erscheint, eine allgemeine und letztgültige Definition anzubieten. Wood (1984:314) behauptet mit einiger Ironie, daß die häufigste Vorgehensweise der "use-whatever-is-most-convenient-or-make-up-something-quick"-Ansatz sei. Das Ziel dieses Kapitels besteht darin, die verschiedenen konstituierenden Dimensionen des Unterstützungskonzepts voneinander zu unterscheiden und zueinander in Beziehung zu setzen.

2.2.1 Inhaltliche Typologie sozialer Unterstützung

Ich möchte im folgenden eine vergleichsweise detaillierte inhaltliche Typologie vorstellen, die nach Durchsicht der einschlägigen Literatur die theoretisch unterscheidbaren Elemente möglichst vollständig erfassen soll (u.a. Weiss 1974, Cobb 1976, Walker et al. 1977, Znaniecki-Lopata 1978, Gottlieb 1978, Barrera 1986, Badura 1981, Schäfer et al. 1981, Moos/Mitchell 1982, House/Kahn 1985, Pfaff 1989). Diese inhaltlichen Elemente können, im Anschluß an die in Kapitel 2.1 vorgeschlagene Definition sozialer Beziehungen, entweder dem Verhaltensaspekt oder dem kognitiven bzw. dem emotionalen Beziehungsaspekt zugeordnet werden (vgl. Schaubild 2.1). M.a.W.: Es handelt sich einerseits um konkrete Interaktionen, andererseits aber auch um die Vermittlung von Bewußtseins-oder Gefühlszuständen.

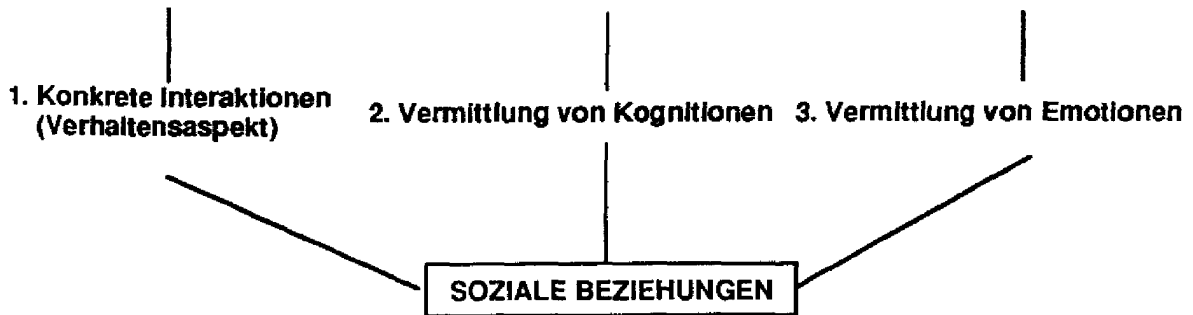
Die wesentliche Gemeinsamkeit der dem *Verhaltensaspekt* einer Beziehung zugeordneten Formen der sozialen Unterstützung besteht darin, daß prinzipiell beobachtbare, konkrete Interaktionen angesprochen werden. In Anlehnung an andere in der Literatur gebräuchliche Taxonomien könnte man diesen Bereich auch als "objektive" Unterstützung bezeichnen:

1) Arbeitshilfen

Unter diese Kategorie fällt eine ganze Palette unterschiedlicher, nach Anlaß, Umfang und erforderlicher Qualifikation breit streuender Arbeiten. Vom Arbeitsprozeß her betrachtet können solche Arbeiten entweder vom Hilfeleistenden ganz übernommen werden (beispielsweise Botengänge), oder er kann bei der Verrichtung dieser Arbeiten helfen (z.B. beim Tapezieren). Arbeitshilfen können weiterhin danach unterschieden werden, ob es sich um *personenbezogene* Dienstleistungen (Betreuungsleistungen) oder um *güterbezogene* Leistungen (Reparaturen, Hausarbeit) handelt.

Schaubild 2.1: Inhaltliche Typologie sozialer Unterstützung

<ul style="list-style-type: none"> 1 Arbeitshilfen <ul style="list-style-type: none"> 1.1 personenbezogene 1.2 güterbezogene 2 Pflege 3 Materielle Unterstützung <ul style="list-style-type: none"> 3.1 Sachleistungen 3.2 Geld 4 Intervention 5 Information 6 Beratung <ul style="list-style-type: none"> 6.1 sachbezogene 6.2 persönliche Dinge 7 Geselligkeit 8 Alltags-Interaktion 	<ul style="list-style-type: none"> 9 Vermittlung von Anerkennung <ul style="list-style-type: none"> 9.1 persönliche Wertschätzung (Achtung) 9.2 Status-Vermittlung 10 Orientierung 11 Vermittlung eines Zugehörigkeitsbewußtseins <ul style="list-style-type: none"> 11.1 Beteiligung 11.2 Gebraucht-werden 12 Erwartbarkeit von Hilfe 13 Ort für den Erwerb sozialer Kompetenzen 	<ul style="list-style-type: none"> 14 Vermittlung von Geborgenheit 15 Vermittlung von Liebe und Zuneigung 16 Motivationale Unterstützung
---	--	---



2) *Pflege*

Die Pflege wird von den oben genannten Arbeitshilfen deshalb unterschieden, weil sie nicht nur *für* einen Interaktionspartner geleistet wird, sondern *an* ihm, wenn er selbst partiell handlungsunfähig ist.

3) *Materielle Unterstützung*

Prinzipiell können zwei Arten materieller Unterstützung unterschieden werden: das Universal-Tauschmittel Geld sowie Sachleistungen (einzelne Gegenstände bis hin zur Wohnung). Materielle Unterstützung ist konzeptuell eindeutig von Arbeitshilfen zu unterscheiden, wird in den meisten Typologien jedoch mit ihnen zu einer Kategorie zusammengefaßt und als "praktische", "instrumentelle", "tangible" oder "ökonomische" Unterstützung bezeichnet.

4) *Intervention*

Die Intervention unterscheidet sich von den bisher besprochenen Arten sozialer Unterstützung insofern, als sie sich nicht direkt auf die Zielperson "Ego" selbst bezieht, sondern *für* "Ego" *bei* anderen Personen oder Institutionen erfolgt. Interventionen können zum einen innerhalb der Grenzen des persönlichen Netzwerks von "Ego" erfolgen, zum Beispiel in Form des Schlichtens eines Streits zwischen "Ego" und einem dritten Netzwerkmitglied. Zum anderen - und in diese Richtung wird "Intervention" meist verstanden - handelt es sich um ein Eintreten für "Ego" bei Personen oder Institutionen *außerhalb* dessen persönlichen Netzwerks, betrifft also Positionen, die für "Ego" selbst gar nicht direkt erreichbar sind.

5) *Information*

Unter "Information" werden hier allein sachbezogene Informationen im Sinne von praktischem Wissen oder von Auskünften verstanden: Informationen beispielsweise über freie Arbeitsplätze, die Berechtigung zu Sozialleistungen oder die Qualität von Ärzten. Nicht gemeint sind hier Ratschläge (s. 6) und auch nicht die Vermittlung von Verhaltensanforderungen und Normen (s. 10).

6) *Beratung*

Im Unterschied zu "Information" geht es hier um persönliche Ratschläge. Man sammelt von vielen Personen Informationen, aber nicht von jeder läßt man sich Ratschläge erteilen. Hierbei kann man wiederum zwischen (a) der Beratung bei sachlich vielleicht kniffligen, aber nicht den persönlichen Intimbereich betreffenden Problemen und (b) der Beratung bei persönlichen Problemen unterscheiden.

7) *Geselligkeit*

Gemeinsame Unternehmungen mit anderen Menschen wie zum Beispiel gegenseitige Besuche, Parties, Ausgehen etc. sind Aktivitäten, die mit Spaß verbunden sind. Sie können deshalb zu sozialer Unterstützung gezählt werden, weil sie allgemein zu einer positiven Gemütslage beitragen (Barrera/Ainley 1983, Wills 1985). Sie können sogar gezielt als Bewältigungsstrategie eingesetzt werden, um eine Person aus der Isolation oder einer depressiven Stimmung herauszureißen.

8) *Alltägliche Interaktionen*

Über gesellige Aktivitäten hinaus und jenseits konkreter Problemsituationen können auch ritualisierte, alltägliche Interaktionen sinnstiftend und verhaltensstabilisierend wirken (Badura 1987:26, Pfaff 1988:68). Sie vermindern den Druck ständiger Entscheidungsnotwendigkeiten, indem sie eine Konstante im Alltagsleben bilden und so Normalität mit herstellen. Diese Funktion bleibt in der Regel unterhalb der Bewußtseinschwelle und wird oft erst bei ihrem Wegfall als Stabilitätsverlust empfunden.

Von diesen über konkrete, beobachtbare Interaktionen definierten Inhalten sozialer Unterstützung lassen sich prinzipiell solche Inhalte unterscheiden, die als Vermittlung von Bewußtseins- und Gefühlszuständen angesprochen werden können:

9) *Vermittlung von Anerkennung*

Hier kann wiederum zwischen zwei Arten der Vermittlung von Anerkennung differenziert werden: (a) der Vermittlung persönlicher Wertschätzung und (b) der Status-Vermittlung.

Im ersten Fall geht es um die Vermittlung eines auf die Person insgesamt bezogenen Selbstwertgefühls über die Beeinflussung von Deutungs- und Bewertungsprozessen. Es wird in Beziehungen vermittelt, in denen ein Individuum erfährt, daß es als Mensch akzeptiert, geschätzt oder sogar bewundert wird.

Der Aspekt der Status-Vermittlung hebt sich davon ab, indem die Betonung auf der Bestätigung einer Position und der damit verbundenen Rollenerwartungen liegt: Bestimmte Beziehungen und Mitgliedschaften sind mit sozialer Anerkennung verbunden und vermitteln über ein entsprechendes Interaktionsverhalten der anderen, daß man ein geschätztes Mitglied eines Gemeinwesens ist (Antonucci/Depner 1982, Moos/Mitchell 1982, Wills 1985).

10) Orientierung

Während die "Beratung" sich auf die Bereitstellung von spezifischen Informationen zur Lösung spezifischer Problemstellungen bezieht, kann man unter "Orientierung" die Vermittlung umfassender Verhaltensmodelle und sozialer Normen verstehen, die von allgemeinerer Bedeutung für die Lebensführung sind. Eine mögliche "Schattenseite" dieser Funktion ist *soziale Kontrolle*, d.h. das Aufzwingen von Verhaltensmodellen u.U. auch dann, wenn sie der Person unangenehm oder unpassend erscheinen.

11) Vermittlung eines Zugehörigkeitsbewußtseins

Nach Cobb's Definition (1976) von "network support" ist "Zugehörigkeit" über das Bewußtsein gegeben, daß man in eine Gemeinschaft bzw. ein Netzwerk gegenseitiger Verpflichtungen und Kommunikation integriert ist. In dieselbe Richtung zielen Antonovsky's (1979) "sense of coherence" oder Pearlin's (1985) "sense of belongingness". Die Wahrnehmung einer solchen Zugehörigkeit kann über gemeinsame Angelegenheiten und Betroffenheiten (Weiss 1974), gegenseitige Verpflichtungen oder auch über wahrgenommene soziale Ähnlichkeiten (Einstellungen, Lebenshaltungen und Lebensstile) erfolgen.

Davon unterscheidbar ist eine spezifische Variante, die Weiss (1974) mit "opportunity for nurturing others" bezeichnet hat. Sie betrifft die Befriedigung, die man aus dem Bewußtsein ziehen kann, daß man von anderen Menschen gebraucht wird. Ein Beispiel dafür ist die Verantwortung für ein Kind (Gardner 1976). Für viele scheint dies dem Leben einen Sinn zu geben und stabilisierend auf das eigene psychische Wohlbefinden zu wirken.

12) Erwartbarkeit von Hilfe (Rückhalt)

Dem Zugehörigkeitsbewußtsein verwandt, aber konzeptuell davon unterscheidbar ist das Bewußtsein einer generellen Unterstützungsbereitschaft durch das soziale Umfeld ("sense of reliable alliance", Cobb 1974). Beide Dimensionen werden in

der Unterstützungsliteratur dennoch meist zu einer Kategorie zusammengefaßt (Cohen/Syme 1985, Pearlin 1985, Wills 1985, Pfaff 1989). Eine derartige Konfundierung läßt jedoch außer Betracht, daß man sich sehr wohl einer Gruppe oder einem Netzwerk zugehörig fühlen kann, dieses jedoch keineswegs gleichzeitig auch als Quelle allgemeiner Unterstützungsbereitschaft wahrgenommen werden muß. Im Gegenteil kann sogar die Wahrnehmung damit verbundener *Belastungen* vorherrschend sein.

13) Ort für den Erwerb sozialer Kompetenzen

Neben der Vermittlung gesellschaftlicher Wertvorstellungen ("Orientierung") werden in informellen Netzwerken auch soziale Kompetenzen vermittelt und eingeübt. Bestimmte Netzwerkstrukturen stellen in diesem Sinne unterschiedliche Entwicklungspotentiale für die Ausbildung persönlicher Kompetenzen dar (Bronfenbrenner 1979).

Von diesen insgesamt eher auf das kognitive Bewußtsein zielenden Dimensionen sozialer Unterstützung lassen sich die folgenden, primär emotional definierten Unterstützungskomponenten unterscheiden:

14) Vermittlung eines Geborgenheitsgefühls

Es beinhaltet das Empfinden von Stabilität, des Aufgehobenseins und Nicht-handeln-müssens. Aufgrund der engen Entsprechung dieses Gefühls mit den vorher beschriebenen Kognitionen "Zugehörigkeitsbewußtsein" und "Erwartbarkeit von Hilfe" werden alle drei oft unter dem gemeinsamen Oberbegriff der "emotionalen Unterstützung" zusammengefaßt (z.B. Schaefer et al. 1981). Es ist jedoch durchaus auch denkbar, daß die Vermittlung eines Zugehörigkeitsbewußtseins und die Vermittlung der Erwartbarkeit von Hilfe keine emotionale Geborgenheit vermitteln, nämlich beispielsweise dann, wenn Hilfe nur unter ganz bestimmten Bedingungen gewährt wird.

15) Vermittlung von Liebe und Zuneigung

16) Motivationale Unterstützung

Motivationale Unterstützung besteht darin, eine Person zu ermutigen, sie gegen Ängste und Hilflosigkeitsgefühle zu schützen und so zur "Wiedergewinnung des seelischen Gleichgewichts" beizutragen (Badura 1987:16). Dies kann darüber geschehen, daß die betreffende Person in den Erfolgsaussichten eigener Anstren-

gungen bestärkt wird und auftretende Frustrationen heruntergespielt werden (Wills 1985). Je nach Situation kann es auch eher angebracht sein, Anteilnahme und Mitgefühl zu zeigen (Pinneau 1976, Schaefer et al. 1981).

Bisherige Untersuchungen haben gezeigt, daß sich nur wenige Dimensionen sozialer Unterstützung auch empirisch eindeutig voneinander unterscheiden lassen. Lediglich in qualitativen, mit Intensivinterviews arbeitenden Untersuchungen lassen sich solch differenzierte Unterscheidungen auch empirisch nachvollziehen (z.B. Gottlieb 1978). Offensichtlich trennt eine nach theoretisch-analytischen Kriterien ausgerichtete, stark differenzierte Typologie wie die hier präsentierte einige Verhaltens- und Wahrnehmungsaspekte voneinander, die im Alltagsleben und deshalb auch in der Vorstellung der Befragten zusammen auftreten.²⁶ Neben methodischen Schwierigkeiten sind dafür auch zwei am Untersuchungsgegenstand selbst liegende Gründe verantwortlich:

- (1) Die *Multifunktionalität sozialer Beziehungen*: Beziehungen sind in der Regel nicht auf eine einzige Art der Hilfeleistung spezialisiert. Besonders die engeren Beziehungen haben eine "Tendenz zur ungeteilten Hilfsbereitschaft" (Pfaff 1989:33), die quasi in die mit bestimmten Positionen (bester Freund, Ehepartner) verbundenen Rollenerwartungen "eingelagert" ist.
- (2) Die *Multifunktionalität einzelner Interaktionen*: Einzelne Interaktionen wie die Beratung bei persönlichen Problemen oder materielle Hilfen können mehr als nur eine Bedeutung transportieren und daher auch mehrere Unterstützungsfunktionen erfüllen. Cobb/Jones (1984:49) beispielsweise weisen darauf hin, daß der symbolische Wert von Hilfen und materiellen Gaben oft wichtiger ist als ihr gegenständlicher Wert. Sie können zusätzlich sozialen Rückhalt, die Zugehörigkeit zu einem Netzwerk, Zuneigung oder persönliche Wertschätzung signalisieren. Es handelt sich dann um sogenannte "joint products", "process benefits" oder "kreative Güter" (Scitovsky 1977, vgl. Kap. 4.1). In der sozialpolitischen Diskussion um die Qualität sozialer Dienstleistungen ist diese Fähigkeit informeller Beziehungen zu "joint products" zwischen Arbeitshilfen und kognitiv-emotionalen Komponenten mitunter fast zur Ideologie erhoben worden, indem daraus eine prinzipielle

²⁶ In quantitativen empirischen Untersuchungen ließen sich etwa drei bis vier Dimensionen zuverlässig voneinander trennen, beispielsweise die zwischen den drei Dimensionen "aid", "affect" und "affirmation" (Kahn/Antonucci 1980) oder die von Barrera und Ainley (1983) faktorenanalytisch ermittelte Unterscheidung von "directive guidance" (Beratung, Information, Rückmeldung), "nondirective support" (Zugehörigkeit, Geborgenheit, Zuneigung), "positive interaction" (Geselligkeit, Alltags-Interaktion) und "tangible assistance" (Pflege, Arbeitshilfen, materielle Hilfe). Ähnlich strukturiert sind Pinneau's (1976) Unterscheidung zwischen "emotional", "tangible" und "appraisal support" sowie die von House (1981) zwischen "emotional", "instrumental" und "appraisal support".

Überlegenheit informeller Hilfe abgeleitet worden ist. In dieser Sichtweise macht es einen grundsätzlichen Unterschied, ob beispielsweise ein alte, gehbehinderte Frau von einer staatlichen Einrichtung versorgt wird oder aber von Nachbarn und Verwandten. Im ersten Fall würde sich die Hilfeleistung auf die Versorgung mit konkreten Gütern und Diensten beschränken, während im zweiten Fall gleichzeitig auch Zugehörigkeits- und Geborgenheitsgefühle vermittelt werden können.

2.2.2 Soziale Unterstützung als Interaktion

Soziale Unterstützung wird hier nicht als einzelne Leistung, Wahrnehmung oder Wirkung verstanden, sondern als *sozialer Austauschprozeß, in dem verschiedene Akteure und Beziehungskomponenten situationsspezifisch zusammenwirken* (Shumaker/Brownell 1984:13). Die Kernelemente einer solchen umfassenden Konzeption sind, daß

- (1) soziale Unterstützung als *zwischenmenschlicher Prozeß* unter Einschluß der Sichtweisen beider Beteiligten - des Bereitstellers und des Empfängers der Unterstützung - aufgefaßt wird (Shumaker/Brownell 1984, Shinn et al. 1984, Antonucci/Jackson 1986). Die soziale Umwelt eines Individuums wird in dieser Sichtweise nicht nur - wie häufig in der Unterstützungsforschung - als (passive) Ressource angesehen, die nur auf äußere Ereignisse reagiert (z.B. die Nachfrage nach Unterstützung) bzw. in Anspruch genommen werden kann, sondern sie wird auch als selbst (aktiv) handelndes soziales System verstanden (Pfaff 1989:150);
- (2) sowohl der *Verhaltensaspekt* als auch *subjektive Befindlichkeiten* einbezogen werden, d.h. neben tatsächlichen Transaktionen werden auch Intentionen, Wahrnehmungen und Bewertungen der Akteure betrachtet;
- (3) deshalb auch die Wirkung sozialer Unterstützung nicht a priori auf die Interpretation des Empfängers oder aber des Bereitstellers beschränkt wird. Soziale Unterstützung kann also in der Wahrnehmung *jedes* Beteiligten *entweder positiv oder negativ oder auch neutral* ausfallen: Die Pflege der einen Person stellt beispielsweise gleichzeitig eine hohe Belastung für eine andere Person dar; eine enge Einbindung bedeutet gleichzeitig auch eine u.U. unerwünschte soziale Kontrolle; die Übernahme familiärer Verpflichtungen kann einem das Gefühl vermitteln, gebraucht zu werden und ein wichtiges Mitglied einer Gemeinschaft zu sein, sie kann aber auch Streit, Frustrationen und Belastungen mit sich bringen. Solche Ambivalenzen sind nicht die Ausnahme, sondern die Regel in sozialen Beziehungen. Damit wird nicht nur der

Nutzen sozialer Unterstützung, sondern es werden auch die *Kosten* innerhalb von Unterstützungsprozessen zum Untersuchungsgegenstand gemacht;

- (4) der Wirkungszusammenhang sozialer Unterstützung nicht auf bestimmte Kontexte oder Situationen - zum Beispiel die Bewältigung bestimmter Belastungen - eingeschränkt wird.

Im Rahmen eines derart weit gespannten Unterstützungskonzepts können zusätzlich zu einer inhaltlichen Typologie sozialer Unterstützung (s.o.) weitere Dimensionen und Perspektiven unterschieden werden:

Strukturelle versus funktionale Perspektive

Von einer *strukturelle* Perspektive sozialer Unterstützung kann dann gesprochen werden, wenn bereits das bloße *Vorhandensein* bestimmter Beziehungsformen (Ehebeziehung, Existenz naher Verwandter, von Freunden etc.) oder *formal-quantitative* Merkmale von Beziehungen und Netzwerken (z.B. Besuchshäufigkeit, Dauer, Netzwerkgröße, Dichte) mit sozialer Unterstützung gleichgesetzt werden. Unabhängig von konkreten Belastungen und darauf erfolgenden konkreten Unterstützungsleistungen werden soziale Beziehungen als *externe Ressourcen* angesehen, die *generell* die Lebensführung und Problembewältigung erleichtern.²⁷ In der *funktionalen Perspektive* hingegen werden erst die beobachtbaren Transaktionen oder die Wahrnehmung bestimmter *Inhalte* sozialer Unterstützung als soziale Unterstützung bezeichnet. Auf der theoretischen Ebene ist die Zurückweisung einer strukturellen Definition leicht begründbar, denn soziale Beziehungen sind an sich nicht immer und unbedingt eine Quelle sozialer Unterstützung, sondern sie können auch eine Quelle von Streit und Belastungen oder auch schlicht ohne größere Bedeutung sein. Diese *Zweischneidigkeit sozialer Beziehungen* würde bei einer Gleichsetzung von sozialem Netzwerk und sozialer Unterstützung unterschlagen werden (Barrera 1986, Fischer 1982a, Wellman 1982). Es ist deshalb sinnvoller, wenn soziale Beziehungen, ihre formalen Eigenschaften und die Art ihrer strukturellen Anordnung als *mögliche Infrastruktur* für die Bereitstellung sozialer Unterstützung angesehen werden. In dieser Perspektive werden soziale Beziehungen und Netzwerke einerseits und Formen der sozialen Unterstützung andererseits zu unabhängigen bzw. abhängigen Variablen, die in ihrem Wirkungszusammenhang untersucht werden können.

Abgesehen davon ist es jedoch auf der *Operationalisierungsebene* durchaus wert zu diskutieren, inwiefern formal-quantitative Beziehungsmerkmale als Indikatoren für soziale Unterstützung angesehen werden können. Derartige Angaben

²⁷ Im Gegensatz zu externen Ressourcen bezeichnet man persönliche Fähigkeiten, Qualifikationen, Gesundheit, soziale Kompetenzen u.ä. als interne (Bewältigungs-) Ressourcen.

wurden in vielen empirischen Untersuchungen direkt als soziale Unterstützung interpretiert (Eaton 1978, Berkman/Syme 1979, Henderson 1980 u. 1982, Funch/Marshall 1983) oder doch so mit Gesundheit und Wohlbefinden in Beziehung gesetzt, als ob sie direkt soziale Unterstützung messen würden (Donald/Ware 1982, House/Robbins/Metzner 1982). Auch wenn mehrheitlich die Auffassung vertreten wird, soziale Beziehungen (und Netzwerke) einerseits und soziale Unterstützung andererseits als zwei strikt voneinander getrennte Konzepte zu behandeln, kann schon die bloße Existenz sozialer Beziehungen und alltäglicher Interaktionen als soziale Unterstützung angesehen werden (Syme/Seeman 1984), wenn es um Unterstützungsdimensionen wie die Status-Vermittlung, Geselligkeit oder das Eingebundensein in alltägliche Interaktionszusammenhänge geht. Hier können formal-quantitative Beschreibungsdimensionen wie das bloße Vorhandensein bestimmter Beziehungen oder Kontakthäufigkeiten durchaus als Näherungswerte für vorhandene soziale Unterstützung angesehen werden.

Objektive versus subjektive Perspektive

Caplan (1979) hat eine m.E. überzeugende Typologie aufgestellt, in der die objektive Perspektive nicht allein auf die Erhebung formaler Netzwerkdimensionen beschränkt und innerhalb einer funktionalen Konzeption sozialer Unterstützung die zwei Dimensionen "materiell versus psychisch" und "objektiv versus subjektiv" unterschieden werden. *Materielle* Unterstützung entspricht den im vorigen Abschnitt genannten inhaltlichen Dimensionen der Arbeitshilfen, der Pflege und der materiellen Unterstützung. *Psychische* Unterstützung umfaßt die Versorgung mit "Werten, Einstellungen, Überzeugungen und Empfindungen" (Caplan 1979:85) und deckt sich mit den Unterstützungsinhalten, die aus dem kognitiven und dem emotionalen Beziehungsaspekt zugeordnet waren.

Auf der anderen Unterscheidungsdimension heißt nun *objektive* Unterstützung ein Verhalten, von dem aus der Perspektive des *Bereitstellers oder des Beobachters* angenommen wird, daß es das physische oder psychische Wohlergehen einer Zielperson steigert, während in der *subjektiven* Perspektive soziale Unterstützung dadurch definiert wird, daß die *Zielperson* ein Verhalten auch selbst tatsächlich als Unterstützung erfährt und bewertet. Beide Perspektiven müssen keineswegs übereinstimmen, wie beispielsweise Shulman (1976) in einer der wenigen Untersuchungen nachgewiesen hat, in denen nicht nur "Ego", sondern auch dessen Interaktionspartner interviewt wurden.

Aus der Kombination beider Dimensionen bildet Caplan vier Kategorien sozialer Unterstützung, die in ihrer Gesamtheit den *Prozeßcharakter* sozialer Unterstützung betonen: (a) "objektiv-materielle" Unterstützung, (b) "objektiv-psychische Unterstützung", (c) "subjektiv-materielle" Unterstützung und (d)

"subjektiv-psychische" Unterstützung. Die vollständige Erfassung dieser vier Kategorien setzt allerdings nicht nur eine multiplexe Erhebung sozialer Beziehungen, sondern auch eine Befragung sowohl der Zielperson "Ego" als auch seiner Interaktionspartner voraus - ein sehr aufwendiges und daher selten durchgeführtes Verfahren. Diese Kategorisierung macht aber sehr gut deutlich, wo die "unvollständigen" Untersuchungsdesigns ihre jeweilige Schwachstelle haben. Sie ermöglicht eine Differenzierung von oftmals unterschiedslos und daher mißverständlich unter "subjektiver" Unterstützung zusammengefaßten Einzeldimensionen, nämlich:

- a) Wahrnehmungen und Bewertungen der Zielperson "Ego"(sie ist i.d.R. die alleinige Auskunftsperson in Untersuchungen) über objektiv-gegenständliche Handlungen und Verhaltensweisen der Netzwerkmitglieder wie Arbeitshilfen oder Ratschläge ("subjektiv-materiell");
- b) Wahrnehmungen und Bewertungen der Zielperson über die Vermittlung von Bewußtseins- und Gefühlszuständen wie beispielsweise soziale Anerkennung oder motivationale Unterstützung ("subjektiv-psychisch") sowie
- c) ein Verhalten, das das psychische Wohlergehen der Zielperson steigern *soll* (aus der Sicht des Bereitstellers oder des Beobachters) wie zum Beispiel eine Beratung bei persönlichen Problemen, aber eben nicht unbedingt auch tatsächlich steigern muß ("objektiv-psychisch").

Verfügbarkeit versus Angemessenheit und Quantität versus Qualität sozialer Unterstützung

Die *Verfügbarkeit* sozialer Unterstützung kann, aus objektiver Perspektive, als tatsächliches Unterstützungsverhalten (House/Kahn 1985:95) oder auch als wahrgenommene potentielle Verfügbarkeit operationalisiert werden. Wird tatsächliches Unterstützungshandeln (innerhalb eines definierten Zeitraums) abgefragt, so besteht die Gefahr, daß das Auftreten von Notsituationen oder alltäglicher Bedarf mit sozialer Unterstützung konfundiert wird: Bei dieser Meßmethode werden tendenziell die Personen die meiste Unterstützung berichten, die auch den größten Bedarf danach haben. So mißt zum Beispiel die Frage: "Wer hat Ihnen in den letzten zwei Jahren im Haushalt ausgeholfen, wenn Sie krank waren", diese Form der sozialen Unterstützung nur bei solchen Personen, die innerhalb dieses Zeitraums auch tatsächlich so krank gewesen sind, daß sie diese Hilfe benötigten. Deshalb ist es in aller Regel angebrachter, nach der hypothetischen oder *potentiellen* Verfügbarkeit zu fragen, in diesem Beispiel etwa mit der Frage: "Wenn Sie einmal krank sind, hätten Sie dann jemanden, der Ihnen im Haushalt aushilft?". Werden Fragen zur Verfügbarkeit zusätzlich nach der Menge der (hypothetischen

oder tatsächlich erfolgten) Unterstützung spezifiziert (etwa über die Anzahl der Helfer oder die Häufigkeit der Unterstützung), spricht man zusätzlich von der *Quantität* sozialer Unterstützung.

Bei der wahrgenommenen *Angemessenheit* sozialer Unterstützung steht dagegen die *Bewertung* der zur Verfügung stehenden Unterstützung vor dem Hintergrund individueller, situations- und persönlichkeitspezifischer Bedürfnislagen im Mittelpunkt. Theoretische Grundlagen dieser Perspektive sind phänomenologische Ansätze und Ansätze des symbolischen Interaktionismus' (Blumer 1969, Joas 1980, Berger/Luckmann 1970). In ihnen wird die Bedeutung kognitiver Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse hervorgehoben und Unterstützung primär als eine Art Information definiert, die der Zielperson von anderen Personen vermittelt wird (Cobb 1976, Schaefer et al. 1981, Badura et al. 1987). Für die Zielperson ist in dieser Sichtweise nicht unbedingt das relevant, was tatsächlich geschieht (konkrete Interaktionen), sondern wie sie diese Interaktionen erfährt und bewertet. Auf diesem Ansatz aufbauende Maße werden auch als Maße der *wahrgenommenen Qualität* sozialer Unterstützung bezeichnet.

Negative versus allein positive Unterstützung

Der Begriff "negative soziale Unterstützung" scheint ein Widerspruch in sich zu sein, doch ausgehend von der eingangs beschriebenen Konzeption sozialer Unterstützung als sozialem *Prozeß* und unter Berücksichtigung der grundsätzlichen Ambivalenz sozialer Beziehungen ist es durchaus möglich und sinnvoll, nach negativen Begleiterscheinungen zu fragen (Gottlieb 1979, House 1981, Wellman 1982, Thoits 1986b, Antonucci/Jackson 1986). Betrachtet man die Gesamtheit einer sozialen Beziehung, so wird darin eben nicht nur soziale Unterstützung ausgetauscht, sondern es sind auch andere Beziehungsmomente von Bedeutung: Es werden Verpflichtungen und Machtungleichgewichte aufgebaut, Konflikte ausgetragen und Belastungen aufgebürdet. Mit sozialer Unterstützung sind nicht unbedingt für alle Beteiligten nur Nutzen, sondern zumindest für eine Seite auch Kosten verbunden. Verschiedentlich wurde gezeigt, daß die Familienbeziehungen nicht nur Schutz und Rückzugsmöglichkeiten bieten, sondern sich die Übernahme von Rollenverpflichtungen in der Familie dann massiv negativ auf das Wohlbefinden auswirkt, wenn diese Rollenverpflichtungen mit hohen Verzicht und Belastungen verbunden sind (Gove/Hughes 1979, Pearlin/Turner 1987). Beispielsweise kann die Pflege einer Person eine ungeheure Belastung darstellen, die vor allem Frauen trifft. Oder die konkrete Annahme einer Hilfeleistung kann mit dem Eingeständnis der Unterlegenheit, der Abhängigkeit oder von mangelnder eigener Kompetenz verbunden sein; oder soziale Unterstützung wird mit der eigentlich ungewollten Übernahme einer Verpflichtung zur Gegenseite "erkauft".

Allgemein muß zwischen (1) der *Absicht* zur Unterstützungsleistung beim *Bereit-steller*, (2) der *Wahrnehmung und Interpretation* des Unterstützungsprozesses durch den *Unterstützungsempfänger* und (3) der von beiden u.U. unabhängigen *Unterstützungswirkung* unterschieden werden - und diese drei Aspekte können erheblich auseinanderklaffen (Shumaker/ Brownell 1984). Im Unterschied zur diesbezüglich einseitigen phänomenologischen Sichtweise muß die Wahrnehmung von Prozessen nicht identisch mit den tatsächlichen Wirkungen sein: Ein an sich gut verlaufenes Gespräch über persönliche Schwierigkeiten kann letztendlich zu einer falschen Problemlösungsstrategie führen (Wortman/Conway 1985:293); und umgekehrt kann ein von allen Beteiligten als schmerzlich und quälend empfundener Prozeß längerfristig positive Wirkungen zeitigen.

Gezielte (bewußte) und latente (unbewußte) soziale Unterstützung

Von *gezielter* sozialer Unterstützung kann dann gesprochen werden, wenn als Reaktion auf konkrete Probleme ein mehr oder weniger temporäres, spezifisches Unterstützungsverhalten initiiert wird, das - unabhängig vom Erfolg - vom Bereitsteller und/oder dem Adressaten auch als solches bewußt wahrgenommen wird (Pearlin 1985:52, Thoits 1986:419). Von *gezieltem* Unterstützungsverhalten kann vor allem im Zusammenhang mit der sogenannten "Puffereffekt"-These gesprochen werden (vgl. Kap. 3.3). *Latente* soziale Unterstützung wirkt dagegen mehr unterhalb der Bewußtseinschwelle (Pearlin 1985:52) und beruht beispielsweise auf der bloßen sozialen Verortung in bestimmten dauerhaften interpersonellen Beziehungen und Alltags-Interaktionen (Badura 1987:26). Ihre Wirkung wird oft erst dann bewußt, wenn sie plötzlich fehlt. Latente soziale Unterstützung wirkt unabhängig von spezifischen Belastungssituationen. Sie wird vor allem im Rahmen der sogenannten "Direkteffekt-These" angesprochen (vgl. Kap. 3.2).

Individuenbezogene versus netzwerkbezogene Unterstützung

Unterstützungsinhalte können u.a. auch danach unterschieden werden, ob sie für bestimmte einzelne Beziehungen oder global für das gesamte Netzwerk oder Netzwerksegmente (z.B. Verwandte, Freunde, Arbeitskollegen) erhoben worden sind - als Wahrnehmungen bezüglich des Vorhandenseins, der Menge oder der Qualität sozialer Unterstützung ("Netzwerkkognitionen", Badura 1987:49). Manche Unterstützungsinhalte sind eher auf der Ebene von Einzelbeziehungen vorstellbar, andere wiederum sind eher auf ganze Netzwerke bzw. Netzwerksegmente bezogen. Zu ersteren zählt beispielsweise die Vermittlung von Liebe, während die Vermittlung eines Zugehörigkeitsbewußtseins eher zu letzteren zählt.

2.3 Resümee

Bei sozialer Unterstützung handelt es sich um einen komplexen, prozeßhaft aufzufassenden Gegenstandsbereich. Man kann sich diesem Gegenstandsbereich aus verschiedenen Perspektiven nähern, die jeweils mit verschiedenen soziologischen und psychologischen Forschungstraditionen verknüpft sind. Deshalb kann er in seiner Gesamtheit kaum oder nur mit immensem Aufwand operationalisiert werden. Es dürfte allerdings auch nicht angebracht sein, einen Teil aus diesem Gesamtkonzept von vorneherein als *die* beste Standardkonzeption sozialer Unterstützung für alle Untersuchungszwecke herauszuheben. Jede Herangehensweise hat, wie wir gesehen haben, ihre Stärken und Schwächen, und welche jeweils zu bevorzugen ist, kann nur anhand eines konkreten Erkenntnisinteresses abgewogen werden. Insgesamt scheint es wenig strittig zu sein, daß verschiedene Unterstützungsinhalte so differenziert wie möglich abgebildet werden sollten, und daß *Inhalte* so eindeutig wie möglich von *Strukturen* der Unterstützungsproduktion zu trennen sind. Nur so kann spezifiziert werden, welche Formen sozialer Unterstützung aus welchen Strukturen für welche Zwecke unter welchen Umständen mobilisiert werden können.

Diese Unterscheidungen von Netzwerkmorphologien, Beziehungsmerkmalen und Funktionen, von verschiedenen Inhalten und Formen sozialer Unterstützung, von Quantität und Qualität, von positiven Wirkungen und negativen Begleiterscheinungen sozialer Unterstützungsprozesse erweisen sich zusammengenommen als elaborierte Methode, um die im ersten Kapitel diskutierte Gemeinschaftsfrage insoweit prüfen zu können, als sie den Mikrobereich der informellen Beziehungen betrifft. Dieser Bereich wird gewissermaßen in seine einzelnen Bestandteile zerlegt, so daß der im Gemeinschaftskonzept und in der Gemeinschaftsideologie behauptete Wirkungszusammenhang zwischen ihnen einer empirischen Überprüfung zugänglich wird. Viele der in diesem Kapitel angesprochenen Einzelkomponenten sind auch bereits, implizit oder explizit, in die Darstellungen und Argumentationen des ersten Kapitels eingeflossen, beispielsweise die Unterscheidung verschiedener inhaltlicher Unterstützungsdimensionen oder die Diskussion der Haushaltszugehörigkeit als rein formaler Kategorisierung sozialer Beziehungen bzw. Zugehörigkeiten. In der Gemeinschaftsdiskussion behauptete Zusammenhänge - zum Beispiel: Dichte und räumlich konzentrierte Netzwerke leisten mehr als lose verknüpfte, lang andauernde Beziehungen mehr als solche von kürzerer Dauer, Verwandtenbeziehungen mehr als sonstige - werden nun zu Untersuchungsfragen: Welche Arten von Beziehungen und Netzwerken leisten unter welchen Bedingungen welche Arten von sozialer Unterstützung?

3. Der Wirkungszusammenhang sozialer Unterstützung

In diesem dritten Kapitel soll nun gezeigt werden, wie die beiden im zweiten Kapitel näher beschriebenen zentralen Konzepte der Arbeit - persönliches Netzwerk und soziale Unterstützung - miteinander in Zusammenhang stehen. Dazu werden sie als Bestandteile eines umfassenderen Wirkungszusammenhangs aufgefaßt, der neben diesen beiden Konzepten noch weitere Komponenten mit einschließt (Kapitel 3.1). Für verschiedene Modellvorstellungen dieses Wirkungskomplexes spielt es eine wichtige Rolle, ob soziale Unterstützung nur bei konkreten Belastungen oder, zum Teil fast unbemerkt, auch im Alltag eine Rolle spielt (Kapitel 3.2). Davon abgesehen gibt es sowohl theoretische als auch empirische Hinweise, daß verschiedene formale Beziehungsmerkmale und wirksame Rollenbilder eine Art Arbeitsteilung innerhalb informeller Netzwerke bewirken, was die Zuständigkeit für verschiedene Unterstützungsformen angeht (Kapitel 3.3). Welche Unterstützung individuellebenötigt wird und welche Beziehungen überhaupt dafür vorhanden sind, hängt jedoch in starkem Maße von der jeweiligen Lebenslage ab (Kapitel 3.4). Das Reziprozitätsprinzip bezeichnet schließlich ein Handlungsprinzip, das im Zusammenspiel all dieser Faktoren einen herausragenden Stellenwert einnimmt (Kapitel 3.5).

3.1 Bedingungen des Unterstützungsprozesses

Die Konzeption sozialer Unterstützung als interpersoneller Austauschprozeß wird insbesondere in sozialökologischen Modellvorstellungen (Bronfenbrenner 1979) berücksichtigt, indem soziale Netzwerke als *eine* Größe innerhalb eines ganzen Systems sich *wechselseitig beeinflussender* Faktorenbündel wie Sozialstruktur, Institutionengefüge, Wertesysteme und Persönlichkeitsmerkmale aufgefaßt werden (vgl. Röhrle 1987, Badura 1987). In diesem Zusammenhang stellen sich also die folgenden drei Fragen: (1) Wie kommt es zu unterschiedlichen Ausprägungen sozialer Beziehungen und Netzwerke innerhalb der Bevölkerung; (2) wie hängen Beziehungs- und Netzwerk-Merkmale mit (verschiedenen Arten von) sozialer Unterstützung zusammen; und (3) in welcher Weise wirken verschiedene Arten sozialer Unterstützung auf die individuelle Lebensqualität? Innerhalb eines solchen Modell bedeutet die im folgenden vorgenommene, isolierte Betrachtung von

Zusammenhängen zwischen einzelnen Faktorenbündeln also bereits eine Vereinfachung der angenommenen tatsächlichen Wirkungszusammenhänge.

Soziale Unterstützung und Gesundheit bzw. Lebensqualität

Verschiedene Inhalte, Quantitäten und Qualitäten sozialer Unterstützung haben auch verschiedene Auswirkungen auf das individuelle Wohlbefinden. Dabei kann soziale Unterstützung entweder als Direkteffekt oder als Puffereffekt wirksam werden. Die Direkteffekt-These besagt, daß soziale Unterstützung unabhängig vom sozialen Kontext - und insbesondere unabhängig vom Ausmaß spezieller Belastungen - das individuelle Wohlbefinden steigert. Dagegen behauptet die Puffereffekt-These, daß soziale Unterstützung nur insofern das individuelle Wohlergehen steigert, als sie ansonsten direkt auf eine Person einwirkende Belastungen in ihrer Wirkung "abmildert" (vgl. dazu Kap. 3.2).

Beziehungen und Netzwerke als Determinanten der Unterstützung

Die Eigenschaften von Beziehungen und Netzwerken einerseits sowie Ausmaß und Qualität sozialer Unterstützung andererseits sind im letzten Kapitel als zwei möglichst voneinander zu unterscheidende Konzepte behandelt worden. Zwischen ihnen bestehen Abhängigkeiten in dem Sinne, daß bestimmte Merkmale von Beziehungen für bestimmte Formen der Unterstützung förderlicher sind als andere (vgl. Kap. 3.3). Diese unterschiedlichen "Eignungen" bedingen unterschiedlich große Unterstützungspotentiale von Netzwerken sowie eine arbeitsteilige Aufgabenverteilung innerhalb des Gesamtnetzwerks. Dies gilt für den Herkunftskontext von Beziehungen und damit verbundene Rollenerwartungen (z.B. Verwandte, Nachbarn, Arbeitskollegen) als auch für formal-quantitative Merkmale wie Dauer, Kontakthäufigkeit, räumliche Nähe oder Netzwerkgröße und -dichte. Es wird allerdings kein starrer Determinismus zwischen formalen Netzwerkkonfigurationen einerseits und verschiedenen Formen der sozialen Unterstützung andererseits unterstellt. Vielmehr wird ein Nutzungsspielraum innerhalb des Beziehungsnetzes hinsichtlich der Aktivierung sozialer Unterstützung angenommen (Wellman 1985:184).

Hinter dieser Vorstellung steckt, mehr oder weniger deutlich ausgesprochen, ein "*choice-constraint*"-Modell, dessen allgemeiner Ausgangspunkt die Annahme ist, daß Individuen versuchen, ihr persönliches Wohlbefinden im Rahmen gegebener Möglichkeiten zu steigern. Dies geschieht u.a. dadurch, daß sie sich über den Aufbau und die Aufrechterhaltung persönlicher Netzwerke die Voraussetzung für

soziale Unterstützung zu schaffen versuchen.²⁸ Eine solche handlungstheoretische Perspektive einzunehmen heißt, daß Individuen als *Akteure* ernstgenommen werden. Sie werden als fähig angesehen, eigenständig Handlungsziele für sich zu setzen und Handlungsalternativen zu unterscheiden und zu bewerten (Fischer 1982a:4, Lindenberg 1983:15). Der bekannten Konzeption von Parsons (1937) folgend läßt sich ein Verhalten durch folgende Elemente kennzeichnen:

- (1) *Ziele*: Alles soziale Handeln ist auf ein bestimmtes Ziel hin ausgerichtet, das allgemein darin besteht, die derzeitige Situation in Richtung auf eine gewünschte Zielsituation hin zu steuern;
- (2) *Situation*: Jedes soziale Handeln findet in einer Situation statt, in der zwei im Hinblick auf das soziale Handeln wesentliche Komponenten unterschieden werden können: (a) unveränderbare, gegebene *Rahmenbedingungen* sowie (b) verfügbare *Mittel* und *Ressourcen*, die für die Realisierung der Zielvorstellungen eingesetzt werden können;
- (3) *Normen*: Jedes soziale Handeln erfolgt im Rahmen vorhandener und wirksamer Normen bezüglich legitimer Handlungsziele und Mittel.

Die Rekonstruktion von Handlungszielen oder -interessen stellt einen Schwachpunkt solcher handlungstheoretischen Konzeptionen bzw. ihrer Überprüfbarkeit dar. Sie wird denn auch in den meisten handlungstheoretischen Darstellungen sozialer Netzwerke und sozialer Unterstützung eher ausgeblendet bzw. nur ex post als Erklärung rekonstruiert (z.B. bei Mitchell 1969, Fischer 1977 u. 1982a, Wellman 1982). In dieser Weise haben sie auch Eingang in die Diskussion der Gemeinschaftsfrage im ersten Kapitel gefunden. Solche Zielvorstellungen ergeben sich zunächst unmittelbar aus der in Kapitel 2.2.1 vorgestellten Typologie sozialer Unterstützung. Einige dieser Unterstützungsformen haben den Charakter von Grundbedürfnissen, wie beispielsweise Geborgenheit oder soziale Anerkennung; andere variieren im Ausmaß, in dem sie benötigt werden, stärker nach spezifischen Lebenslagen und Situationen. Die Valenz bestimmter Unterstützungsformen bezüglich eines Handlungsinteresses hängt also allgemein davon ab, wie stark sie

²⁸ Die Idee, persönliche Netzwerke und soziale Unterstützung als Ergebnis individueller Wahlentscheidungen zu modellieren, ist keineswegs neu. So betont beispielsweise Blau (1964), daß Menschen in "neue Assoziationen" eintreten und "alte" Beziehungen fortsetzen, weil sie sich dadurch Belohnungen erhoffen. Bereits Simmel (1908:6) sieht in diversen Interessen von Individuen den Grund dafür, daß sie sich in vielfach variierenden Formen mit anderen assoziieren. Jacobson (1985:343) bezeichnet die Aufrechterhaltung einer bestimmten Netzwerkgröße und -struktur als eine Funktion des Gleichgewichts zwischen darüber verfügbaren Unterstützungsleistungen einerseits und den diesbezüglichen Anforderungen an das Netzwerk andererseits. Eine Voraussetzung für diese Funktion ist allerdings, daß kulturell eine gewisse Flexibilität hinsichtlich des Ein- bzw. Ausschlusses bestimmter Mitglieder eines persönlichen Netzwerks vorhanden ist.

(a) den Charakter von überlebenswichtigen "Grundbedürfnissen" haben oder auch situationsspezifisch notwendig sind, (b) inwiefern strukturelle Alternativen (funktionale Äquivalente) zu informellen Netzwerken für die Bereitstellung verschiedener Arten sozialer Unterstützung vorhanden sind, und (c) welche Opportunitätskosten mit ihnen hinsichtlich anderer, konfligierender Bedürfnisse verbunden sind. Gemessen daran kann man die Bedürfnisse nach *sozialer Einbindung* überhaupt, nach *Liebe und Zuneigung* sowie nach *Geborgenheit* sicherlich weit oben ansiedeln, denn sie besitzen universale Gültigkeit, und es gibt für deren Befriedigung keine adäquaten strukturellen Äquivalente zu informellen Netzwerken.

Sicherheit wird von E.M. Rogers (1962) als sozusagen "letztes", d.h. anderen, spezielleren Zielen übergeordnetes Handlungsziel bezeichnet. Er hebt sie damit in den Rang einer quasi anthropologischen Konstante. Auch im Rahmen psychologischer Transaktionskostenansätze hat Sicherheit - bzw. die Reduzierung von Unsicherheit - den Rang einer übergeordneten Handlungsmaxime: Es wird unterstellt, daß "solche Transaktionsstrukturen, die Handlungsunsicherheit reduzieren, einen selektiven Vorteil gegenüber solchen haben, die das nicht tun" (Aldrich 1982:283). *Längerfristig* angelegte soziale Austauschbeziehungen sind grundsätzlich notwendig, um Vertrauen zu schaffen, um kollektive Normen zu verstetigen oder anzupassen und damit die soziale Integration des einzelnen abzusichern (Blau 1964:94). Diese Prozeßhaftigkeit wird insbesondere in Emersons (1976) Ansatz einer "mutual aid investment theory" hervorgehoben: Stabile Interaktionsmuster und Handlungserwartungen bilden sich erst - individuell bzw. langfristig durch Erfahrungsaufschichtung auch historisch - auf der Basis einer "Geschichte" erfolgreicher und weniger erfolgreicher Einzeltransaktionen heraus.

Die relative Bedeutung solcher allgemeiner und spezifischerer Verhaltensziele und -interessen kann nach verschiedenen Lebenslagen, Situationen und Persönlichkeitsmerkmalen unterschiedlich sein:

*Lebenslage*²⁹

Anforderungen an die jeweilige Ausgestaltung eines Netzwerks sowie entsprechende Realisierungschancen im Rahmen von Handlungsspielräumen sind in hohem Ausmaß von der individuellen *Lebenslage* abhängig. Beispielsweise definieren Erwerbsstatus, Alter, Geschlecht und die Stellung im Lebenszyklus unterschiedliche Einschränkungen, Belastungen und Chancen, und sie gehen mit spezifischen Bedürfnissen einher. Diese können den Bedarf an bestimmten Formen der

²⁹ Wegen seiner besonderen Bedeutung für den empirischen Teil dieser Arbeit wird dieser Punkt in Kapitel 3.4 noch ausführlicher dargestellt werden.

sozialen Unterstützung erhöhen (z.B. Pflegehilfe bei dauerhaften Behinderungen oder motivationale Unterstützung bei beruflicher Erfolglosigkeit); oder sie können das Angewiesensein auf soziale Unterstützung verringern (ein Arbeitsplatz kann durch gute Ausbildung oder durch gute Beziehungen erreicht, und ein Haus kann mit viel Eigenarbeit oder höherem Kapitaleinsatz erstellt werden); oder sie können für die Aufrechterhaltung von informellen Beziehungen hilfreich sein (freie Zeit und finanzielle Ressourcen zur Überbrückung größerer Entfernungen).

Ereignisse

Von diesen eher längerfristigen Konstellationen der Lebenslage unterscheidbar sind - trotz fließender Grenzen zwischen beiden - spezifische, kurzfristig eintretende bzw. vorübergehende *Ereignisse*. Um den Unterschied an einem Beispiel zu verdeutlichen: Der Familienstand "verwitwet" ist einerseits eine wesentliche Komponente von Lebenslagen; auf der anderen Seite stellt jedoch das Ereignis der Verwitwung auch einen zeitlich mehr oder weniger begrenzten Veränderungs- und Anpassungsprozeß dar. In diesem Sinn stellen Ortswechsel, Verlusterlebnisse wie der Verlust einer nahestehenden Person, Krankheiten oder Statuspassagen Belastungen dar, die Anpassungsprozesse erfordern und deshalb auch zu speziellen Anforderungen an ein Netzwerk führen bzw. sogar direkt mit Veränderungen im Netzwerk verbunden sind (Walker/MacBride/Vachon 1977, Znaniecki Lopata 1978).

Beziehungskontext und Interaktionssituation

Schließlich sollte auch die Einbettung des Unterstützungsprozesses in übergreifende *Beziehungskontexte* sowie die Abhängigkeit der Wirkung des Unterstützungshandelns von der jeweiligen *Interaktionssituation* beachtet werden. Anders als in klassischen Sozialstruktur-Konzeptionen kann Sozialstruktur auch als ein Gefüge tatsächlich bestehender, konkreter Sozialbeziehungen zwischen Akteuren in verschiedenen Positionen aufgefaßt werden. Das Eingebundensein in solche Interaktionssysteme beeinflußt ebenfalls Handlungsinteressen, definiert Abhängigkeiten und bestimmt Handlungsmöglichkeiten über die Eigenschaften, Interessen und Ressourcen der beteiligten Akteure.

Neben den unten erwähnten Persönlichkeitseigenschaften sind weitere, speziell auf den jeweiligen *Interaktionszusammenhang* bezogene Eigenschaften für die Wirkung sozialer Unterstützung wesentlich: die "Aufrichtigkeit und Vertrauenswürdigkeit" des Hilfeleistenden, mögliche "psychologische Sperrn" (Aufgeregtheit, empfundene Machtungleichgewichte zwischen den Akteuren) und

die "Selbstattribution von Verantwortlichkeit" des Hilfeempfängers (Cobb/Jones 1984:52f). Auch scheint Hilfe, die weder freiwillig noch gerne geleistet wird, im allgemeinen weniger effektiv zu sein als freiwillige Hilfe. Thoits (1986:420f) verweist darauf, daß die Effizienz sozialer Unterstützung von "soziokulturellen Ähnlichkeiten", einem gemeinsamen Erfahrungshintergrund, Sympathie und der Fähigkeit zur wechselseitigen Empathie abhängig ist. Jedenfalls ist zu beachten, daß *Unterstützungsprozesse* immer nur einen kleinen Ausschnitt aus der *Geschichte* bzw. der *Gesamtheit einer Beziehung* darstellen, in ihren Voraussetzungen und Konsequenzen aber immer in diesen Gesamtzusammenhang eingebettet sind.

Persönlichkeit

Analog zu den der Lebenslage zugeordneten "externen" Ressourcen und Belastungsquellen können persönliche Eigenschaften wie soziale Kompetenzen, Intelligenz, Durchsetzungsvermögen oder Selbstvertrauen als "interne" Ressourcen bzw. - je nach Ausprägung - auch als Belastungen angesehen werden. Vor allem im "person-environment-fit" - Paradigma wird die Rolle hervorgehoben, die Persönlichkeitseigenschaften über die Konditionierung von Zielvorstellungen sowohl für den Aufbau informeller Netzwerke als auch für die Wirkung sozialer Unterstützung haben können (Kaplan et al. 1977, Gottlieb 1983, Heller/Swindle 1983, Sarason/Sarason 1984). So dürften beispielsweise Umfang, Qualität und Unterstützungsbereitschaft jeweiliger persönlicher Netzwerke auch von der individuellen Fähigkeit abhängen, andere Personen für sich einnehmen zu können.

Tolsdorf (1976) hat einen anderen Teilaspekt mit dem Begriff unterschiedlicher "Netzwerkorientierungen" zu fassen versucht: Individuen unterscheiden sich zum Teil erheblich in ihrer Bereitschaft, Hilfe anzunehmen bzw. in dem Bestreben, möglichst alleine mit allen Problemen fertig zu werden. So hängt die "Veröffentlichungsbereitschaft" als die Bereitschaft einer Person, über ihre Probleme zu sprechen und in ihrem Netzwerk Hilfe zu suchen, nicht allein von situationsspezifischen Faktoren, sondern auch von der jeweiligen Persönlichkeit ab (Buchholz 1984). Dabei spielen vor allem unterschiedliche Wahrnehmungen eine Rolle, inwieweit man sich selbst als jemand sieht, der sein Leben unter Kontrolle hat. Zum zweiten spielen verschiedene *soziale* Kompetenzen eine erhebliche, wenn auch für verschiedene Formen der sozialen Unterstützung unterschiedlich starke Rolle. Dazu gehören die Fähigkeit zu Empathie, die Geschicklichkeit im Umgang mit anderen, ein selbstbewußtes Auftreten und die soziale Attraktivität (Heller 1979, Wortman/Conway 1985, Cohen/Syme 1985). Und schließlich spielen *individuelle Einstellungen* eine Rolle hinsichtlich der Anforderungen, die an das soziale Umfeld gestellt werden sowie hinsichtlich der Zeit- und sonstigen Res-

ourcen, die man in seine Pflege zu investieren bereit ist. Beispielsweise ist der Wunsch nach vielen Bekannten und/oder wenigen engen Freunden auch bei Menschen in gleicher Lebenslage individuell unterschiedlich ausgeprägt.

Makroebene

Die bisher genannten Bedingungsfaktoren waren alle auf der Individualebene angesiedelt. Zur Situation, in der sich die einzelnen Akteure befinden, gehört nicht nur ihre *relative* Position innerhalb der Sozialstruktur, sondern auch das *kollektiv* erreichte Niveau an gesamtgesellschaftlichen Ressourcen wie der Infrastrukturausstattung, dem Institutionengefüge, der wirtschaftlichen Prosperität etc.. Dazu gehören schließlich auch die Struktureigenschaften der sozialen Differenzierung insgesamt, der Grad der Heterogenität einer Gesellschaft, der Grad der Statuskonzentration sowie die Durchlässigkeit von Grenzen zwischen einzelnen sozialen Gruppen. Hypothesen dieser Art sind auch als Bestandteil des Gemeinschaftskonzepts genannt worden (vgl. Kap. 1.1): das Ausmaß der Wertedifferenzierung, die sozialstrukturelle Differenzierung, die Verstärkung sowie Ausmaß und Formen der gesamtgesellschaftlichen Arbeitsteilung zwischen verschiedenen "Allokationssystemen" wie Markt, wohlfahrtsstaatliche Institutionen und Verbände (Zapf 1981). Dabei ist vor allem zu beachten, welche institutionellen Angebote an Leistungen es gibt, die sich mit dem Leistungsspektrum informeller Netzwerke überschneiden. Eine der meistdiskutierten Thesen in diesem Zusammenhang ist die, daß der Ausbau der sozialen Sicherungssysteme zu einer nachlassenden Unterstützungsbereitschaft geführt habe.³⁰

3.2 Direkteffekt- und Puffereffekt-These

3.2.1 Der Direkteffekt sozialer Unterstützung

Im Rahmen der Direkteffekt-These wird soziale Unterstützung als Erfüllung elementarer, d.h. nicht situationsgebundener sozialer Bedürfnisse verstanden, die nur über adäquate soziale Beziehungen und Interaktionen erfüllt werden können (Caplan 1974, Badura 1981). Daß die soziale Einbindung einer Person in ein System sozialer Beziehungen sich direkt förderlich auf sein Wohlbefinden auswirkt, kann darauf zurückgeführt werden, daß Menschen grundsätzlich das Bedürfnis nach Zugehörigkeit und sozialer Verortung haben, um sich in ihrer

³⁰ Zu dieser Diskussion vgl. Badura/Gross 1976.

Umwelt zurechtzufinden und ihrem Leben einen Sinn zu geben (Cassel 1976, Cohen/McKay 1984, Wills 1985, Cohen/Syme 1985). Die folgenden drei theoretischen Strömungen können für die These einer direkten Wirkung sozialer Unterstützung auf Gesundheit und subjektives Wohlbefinden in Anspruch genommen werden: (1) die Notwendigkeit sozialer Integration in der Tradition der Durkheimschen Überlegungen zum egoistischen Selbstmord, (2) die im symbolischen Interaktionismus verankerte These der sozialen Beeinflussung des Selbstkonzepts sowie (3) die Bedeutung persönlicher Netzwerke als Ressource.

Bei sozial isolierten Menschen hat man einen vergleichsweise schlechteren Gesundheitszustand, eine höhere Mortalität und ein niedrigeres subjektives Wohlbefinden festgestellt (z.B. Lowenthal/Haven 1968, Cohen/Wills 1985, House 1986). Derartige Effekte lassen sich vor allem für solche Personen nachweisen, die überhaupt keine "starken" Beziehungen besitzen. Insofern ist die Bezeichnung "social-disconnected-These" dem Sachverhalt vielleicht am angemessensten (Berkman/Breslow 1983, Syme/Seeman 1984, Pearlin 1985, Badura 1987). Für eine Erklärung dieser Phänomene kann man auf die Überlegungen Durkheims zu den sozialen Ursachen von Selbstmorden zurückgreifen. Der von Durkheim als "egoistisch" bezeichnete Selbstmord hat zwei sich einander ergänzende Ursachen: soziale Beziehungsschwäche sowie fehlende sinnstiftende Verhaltensnormen. Die strukturelle Komponente der Einbindung in einen Interaktionszusammenhang wird von Durkheim durch den Familienstand - in Form des Vorhandenseins eines Ehepartners - sowie durch die "Dichte" von Familien - operationalisiert über die Anzahl und Zusammensetzung der Familienmitglieder - repräsentiert. Fehlen solche vergleichsweise dauerhaften Interaktionsformen, so fehlt auch den individuellen Handlungszielen und Orientierungen eine stabilisierend wirkende Bindung an gemeinsame Lebenszusammenhänge, an gemeinsame Ziele und Normen. Eine solche schützende Wirkung sozialer Einbindung ist nicht an bestimmte Situationen gebunden. Stabile, enge Beziehungen vermitteln gemeinsame Überzeugungen, geben das Gefühl, für eine gemeinsame Sache wichtig zu sein, geben so dem Leben insgesamt einen über individuelle Zielsetzungen hinausreichenden Sinn sowie seelischen Halt in Krisenzeiten:

"Schließlich findet in jeder ineinander verflochtenen und lebendigen Gemeinschaft ein ständiger Ideen- und Empfindungsaustausch von allen zu einem, von einem zu allen statt, und es gibt eine Art moralischer Unterstützung, die den einzelnen, statt ihn auf sich selbst zurückzuwerfen, an den kollektiven Kräften teilhaben läßt und ihn dadurch stärkt, wenn er sich am Ende fühlt" (Durkheim 1983:233).

In diesen Formulierungen Durkheims klingen bereits die drei Mechanismen der Vermittlung sozialer Integration an, die ich im folgenden weiter ausführen werde: (1) eine *latent* vorhandene, mehr oder weniger unterhalb der Bewußtseinsschwelle liegende Einbindung in *alltägliche* Interaktionszusammenhänge und

Rollenbeziehungen; (2) die Vermittlung von *kognitiven* Bewußteinszuständen und (3) die Vermittlung von *Gefühlszuständen*.

Die soziale Einbindung erfolgt zum Teil *unterhalb der Bewußtseinsschwelle* über ritualisierte Alltagshandlungen, die eine Gelegenheit für regulierte soziale Interaktion im Rahmen akzeptierter sozialer Rollen und Verhaltensweisen ermöglichen (Cohen/Syme 1985, Thoits 1985). Die entlastende und sinnstiftende Bedeutung solcher Bezüge ist dem Individuum zu einem großen Teil gar nicht bewußt (Pearlin 1985:52); sie wird erst bei einem Verlust solcher Bezüge plötzlich spürbar, beispielsweise nach der Scheidung einer vorher nur unbefriedigend erschienenen Ehe oder nach dem Ausstieg aus einem vorher nur als Belastung wahrgenommenen Berufsleben. Es handelt sich um eher unintendierte und unbeabsichtigte, in jedem Fall aber eher beiläufige Nebenprodukte und Begleiterscheinungen des regulierten und routinisierten, *alltäglichen Zusammenlebens*. Deshalb ist auch kein starker meßtechnischer Zusammenhang mit positiven Dimensionen des subjektiven Wohlbefindens zu erwarten (Cohen/Wills 1985). Oberhalb der Bewußtseinsschwelle kann sich die Einbindung in soziale Beziehungen als *Vermittlung eines Zugehörigkeitsbewußtseins* niederschlagen. Sie betrifft die Wahrnehmung, daß man durch gemeinsame Angelegenheiten und Betroffenheiten oder durch gegenseitige Verpflichtungen in einem sozialen Zusammenhang verortet ist und so "weiß, wo man hingehört". Ein solches Zugehörigkeitsbewußtsein wirkt entlastend, weil es das einzelne Individuum mit verhaltensstabilisierenden und sinnstiftenden Verhaltensnormen versorgt, die an seine verschiedenen Rollen innerhalb eines durch Normen regulierten Beziehungsgefüges gebunden sind. Es leistet damit einen wesentlichen Beitrag zur Ausbildung einer *sozialen Identität*.

Die emotionale Seite einer solchen Zugehörigkeit ist die Vermittlung eines *Geborgenheitsgefühls*. Es beinhaltet das Empfinden von Stabilität, Sicherheit sowie des Aufgehobenseins und Nicht-Handeln-Müssens (Pearlin 1985:50). Netzwerke, die ein Geborgenheitsgefühl vermitteln, signalisieren eine Rückzugsmöglichkeit vor Anforderungen aus der Umwelt, die als (zu) anstrengend empfunden werden. Defizite in der sozialen Einbindung sind denn auch mit einem erheblichen Risiko negativer emotionaler Befindlichkeiten behaftet, insbesondere mit dem Empfinden von Angst und Depressionen (Cohen/Syme 1985:7). Solche emotionalen Reaktionen bilden bereits bei Durkheim das "psychische Anschlußstück" zwischen fehlender sozialer Integration einerseits und Selbstmordhandlungen andererseits (Gerhards 1988:187). Ebenfalls als Direkteffekt wirksam sind *Geselligkeit* und die Vermittlung von *Liebe und Zuneigung* als die Erfüllung grundlegender zwischenmenschlicher Bedürfnisse sowie die die Vermittlung einer *Erwartbarkeit von Hilfe*.

In der Strukturperspektive schließlich definieren die *formalen Merkmale* von Beziehungen und Netzwerken Zugangschancen und -grenzen für latent vorhan-

dene soziale Unterstützung. Ebenso wie andere Ressourcen beeinflussen sie den *Handlungsspielraum*, den ein Individuum für die Verfolgung seiner Lebensziele zur Verfügung hat (Erikson 1978, Erikson/Aberg 1987). Insoweit diese Potentiale jedoch in der Wahrnehmung eines Individuums eine generelle Erwartbarkeit von Hilfe signalisieren, können sie direkt als eine Form der sozialen Unterstützung angesehen werden. Diese Wahrnehmungen repräsentieren ganzheitliche, "gestalt"-ähnliche Einschätzungen des Unterstützungspotentials einzelner Beziehungen, von Netzwerksegmenten oder des gesamten Netzwerks. Diese Einschätzungen können sich auf bestimmte mögliche (Not-) Situationen beziehen oder situationsunspezifisch sein. Sie vermitteln das Bewußtsein, über sozialen Rückhalt zu verfügen und tragen so zu einem allgemeinen Sicherheitsempfinden bei. Die Erwartbarkeit von Hilfe wirkt deshalb insbesondere gegen Angstgefühle und Depressionen, die aus dem Bewußtsein entstehen, mit möglichen Bedrohungen nicht fertig werden zu können.

Neben den bisherigen Ausführungen, die auf den Charakter von Netzwerken als *externe* soziale Ressource verwiesen haben, können persönliche Netzwerke auch als *Ort für den Erwerb sozialer Kompetenzen* angesehen werden, die zu einem flexiblen und angemessenen Verhalten befähigen (Bronfenbrenner 1979, Röhrle 1987). Der Erwerb solcher Kompetenzen führt direkt zu einem erfolgreicherem Problemlösungs-Verhalten, schlägt sich aber zudem kognitiv im *Selbstkonzept* (s.u.) nieder und trägt so auch indirekt zu einer Steigerung des individuellen Wohlbefindens bei (Shumaker/ Brownell 1984, Thoits 1982 u. 1985. Mit den Begriffen des Selbstbilds oder Selbstkonzepts bezeichnet man die "Vorstellungen und Gefühle, die ein Mensch im Laufe seines Lebens über sich als physisches, soziales und moralisches Wesen, über seine persönlichen Fähigkeiten und Zielvorstellungen und über seine Stellung in der Gesellschaft entwickelt hat" (Badura 1987:27 in Anlehnung an Rosenberg 1981 u. Gecas 1982). Theoretisch kann ein Einfluß sozialer Unterstützung auf das Selbstbild aus dem *symbolischen Interaktionismus* hergeleitet werden. Danach werden soziale Interaktionen bei den Beteiligten durch einen kognitiv-emotionalen Filter wahrgenommen und bewertet. Für die Ausbildung von Selbstwertgefühlen und von Selbstvertrauen ist insbesondere die Wahrnehmung und Einschätzung dessen, was man glaubt, wie andere Menschen einen selbst sehen, von Bedeutung ("reflected appraisal", Rosenberg 1981). Diese Einschätzungen resultieren in dem von Cooley so genannten "*looking-glass self*": Wie ich mich selbst wahrnehme, hängt weitgehend von dem Bild ab, das mir die anderen über mich vermitteln. Man kann drei Komponenten des Selbstbilds unterscheiden, die unterschiedliche Ebenen der Auseinandersetzung des Individuums mit seiner Umwelt ansprechen: *Selbstwertgefühl, Selbstvertrauen und Kohärenzempfinden* (Gecas 1982, Pfaff 1989).

Das *Selbstwertgefühl* umfaßt die allgemeine Wertschätzung und Selbstachtung, die eine Person von sich hat (Rosenberg 1979). Es beruht auf einem allgemeinen Akzeptiertwerden seitens der Umwelt sowie auf dem Bewußtsein, in einem weiteren Sinn kompetent und leistungsfähig zu sein. Bestätigungen des Selbstwertgefühls resultieren oft - als unintendierte oder auch intendierte Nebenfolgen - aus Austausch- und Interaktionsprozessen, deren primäre Bedeutung eine ganz andere, instrumentellere ist. Die Einbindung in soziale Beziehungssysteme ermöglicht es den einzelnen Individuen, Modelle eines angemessenen Verhaltens zu adaptieren und sich durch die Übernahme sozialer Rollen in seinem Verhältnis zu anderen zu bestimmen und zu bestätigen. Diese Bestätigung bezieht sich weniger auf seine speziellen Fähigkeiten und Leistungen, sondern auf die "angemessene", sozial erwünschte und akzeptierte Erfüllung von Verhaltensnormen und Rollenerwartungen.

Das *Selbstvertrauen* einer Person fußt auf seiner wahrgenommenen Fähigkeit, seine Lebensverhältnisse kontrollieren zu können. Wie bereits mehrfach angesprochen, stellen persönliche Netzwerke einen Ort für den Erwerb und die differenzierte Fortentwicklung spezifischer Kompetenzen dar. Die kognitiv-emotionale Filterung dieser Prozesse kann sich zum einen in einem *generellen Selbstvertrauen* niederschlagen, das auf der Überzeugung beruht, im allgemeinen allen Umweltanforderungen gewachsen zu sein und das Leben insgesamt "im Griff zu haben" ("sense of mastery", Pearlin et al. 1981). Zum zweiten kann sich das Selbstvertrauen auf die Kompetenz- und Kontrollüberzeugung hinsichtlich bestimmter Aufgaben und Situationen beziehen, zum Beispiel auf den Umgang mit Institutionen, auf geselliges Verhalten oder auf die Bewältigung beruflicher oder familiärer Krisen. Soziale Unterstützung kann hier vor allem über die Vermittlung von *sozialer Anerkennung* die Ausbildung von Selbstvertrauen fördern.

Das *Kohärenzempfinden* schließlich entspricht dem Bedürfnis, ein in sich stimmiges System von Überzeugungen zu entwickeln (McGuire 1968). Eine solche Stimmigkeit kann nur auf der Grundlage einer internen Selektion und Gewichtung der von außen vermittelten Normen, Werte und Rollenerwartungen erreicht werden. Dies wird umso mehr zu einer individuell zu erbringenden Leistung, je weniger eine solche Kohärenz im kulturellen System einer Gesellschaft vorgegeben ist, wie sie als geradezu definitorisches Merkmal vorindustrieller Gemeinschaften gelten kann. Die heutigen Lebensverhältnisse erlauben es jedoch nicht, daß diese Kohärenzfindung als bloßer Vollzug bzw. Internalisierung außenvermittelter Werte- und Normensysteme vonstatten geht (vgl. Kap. 1). Vielmehr muß das Individuum aus der angebotenen Vielfalt aller Möglichkeiten im Rahmen der *allgemeinen Normen für sich* solche Möglichkeiten auswählen, die untereinander und mit seinen Fähigkeiten vereinbar sind. In diesem im

Prinzip lebenslangen Prozeß kann soziale Unterstützung zum einen dadurch erfolgen, daß vom persönlichen Netzwerk Rollenerwartungen, Normen und Werte schon einer Vorauswahl unterzogen und vorstrukturiert vermittelt werden. Zum zweiten sind persönliche Netzwerke ein Ort für Rückmeldungen über das eigene Verhalten allgemein und im besonderen für soziale Bestätigung. Auf diese Weise wird dafür gesorgt, daß die einzelne Person bei ihren Selektions- und Strukturierungsbemühungen nicht allein bleibt.

Die einzelnen Wirkungsweisen sozialer Unterstützung im Rahmen der Direkt-effekt-These lassen sich vielleicht zu zwei grundlegenden Funktionen zusammenfassen: Zum einen geht es dabei um die Befriedigung von Solidaritäts-, Zugehörigkeits- und Rückzugsbedürfnissen und zum zweiten um die Ausbildung und Stützung individueller Orientierungs- und Handlungskompetenzen. Beide Funktionen ergänzen sich. Letzteres betrifft die "inneren Ressourcen", die notwendig sind, um gerade in komplexen Umwelten die Fähigkeit zu erlangen, flexibel, kompetent und effizient auf verschiedene Anforderungen und Bedrohungen reagieren zu können. Das alleinige Vertrauen auf sich selbst führt jedoch dann in die Gefahr einer Überforderung, wenn nicht zusätzlich eine emotionale Abfederung und das Bewußtsein vorhanden sind, im Bedarfsfall auf Hilfe rechnen zu können.

3.2.2 Der Puffereffekt sozialer Unterstützung

Während die Direkteffekt-These eine über bestimmte Situationen hinausreichende, allgemeine Wirkung sozialer Unterstützung auf das individuelle Wohlbefinden unterstellt, beschränkt die Puffereffekt-These eine positive Wirkung sozialer Unterstützung auf Situationen, in denen spezifische belastende Umstände oder Ereignisse in ihrer Wirkung gemildert bzw. "abgepuffert" werden. Dabei kann zwischen einer "harten" und einer "weichen" Version unterschieden werden. In der "harten" Version hat soziale Unterstützung dann und *nur* dann eine positive Wirkung auf das individuelle Wohlbefinden, wenn belastende Umstände vorhanden sind, auf die sie direkt bezogen ist. In der "weichen" Version wirkt soziale Unterstützung nicht ausschließlich als Reaktion auf spezifische Belastungen, sondern sie wirkt dann *stärker* als sonst. Mögliche Ansatzpunkte von Puffereffekten sozialer Unterstützung ergeben sich aus folgenden Fragen: (1) Wie wirken Belastungen; (2) wie werden wahrgenommene Belastungen bewältigt; und (3) wo kann soziale Unterstützung in das Bewältigungsgeschehen eingreifen?

Streß als wahrgenommene Belastung

Dieselben objektiven Faktoren und Ereignisse können von verschiedenen Personen unterschiedlich wahrgenommen bzw. in unterschiedlichem Ausmaß als belastend eingeschätzt werden. Will man Belastungen in ihrer individuellen Bedeutung angemessen erfassen, ist man deshalb auf entsprechende subjektive Indikatoren angewiesen. Dabei kann zwischen zwei verschiedenen Arten von "Streß" unterschieden werden: zeitlich kurzfristig auftretenden *Ereignissen* sowie langandauernden, *chronischen* Belastungen (Pearlin/Schooler 1978).

Das individuelle Bewältigungsgeschehen

Individuelle Streßbewältigung ("coping"-Verhalten) umfaßt alle Arten von Anstrengungen, die eine Person unternimmt, um belastende Lebensumstände bzw. Ereignisse selbst oder deren Einschätzung zu ändern oder mit den damit verbundenen negativen Folgen fertig zu werden. Einen differenzierten Zugang zum Bewältigungsgeschehen erhält man, wenn man ihn in folgende, chronologisch gegliederte Komponenten unterteilt:

- (1) Es treten *objektive*, temporäre oder chronische Belastungen auf. Solche Belastungen resultieren aus Störungen des "person-environment fit" (French et al. 1974). Entweder sind Ereignisse und Lebensumstände eingetreten, die sich nicht mit den eigenen Wünschen und Zielen vereinbaren lassen, oder die eigenen Aspirationen verändern sich derart, daß die derzeitige Lebenssituation nicht mehr als zufriedenstellend empfunden wird.
- (2) Diese Belastungen sind für die betroffenen Individuen nur insofern relevant, als sie auch als solche *subjektiv wahrgenommen* werden.
- (3) Diese Wahrnehmung ist die Basis für die jeweilige *Einschätzung der bedrohenden Situation*. Dabei hat sich die Unterscheidung zwischen
 - "primärer Bewertung" ("primary appraisal") und
 - "sekundärer Bewertung" ("secondary appraisal")

als sinnvoll erwiesen (Lazarus 1982, Lazarus/Folkman 1984). Die *primäre Bewertung* bezeichnet dabei die Einschätzung der "Relevanz" einer Situation bzw. einer Belastung im Hinblick auf das individuelle Wohlbefinden, d.h. die Frage, inwiefern sie als angenehm, als belastend oder als neutral eingeordnet wird. Der Begriff der *sekundären Bewertung* bezieht sich dagegen auf die Einschätzung der Verfügbarkeit und Adäquatheit von externen wie internen Bewältigungsressourcen. Schätzt man diese hoch ein, vermindert sich dadurch der Bedrohlichkeit eines Stressors.

- (4) Als Reaktionen auf derartige Ungleichgewichte zwischen Umweltbedingungen und -anforderungen einerseits und persönlichen Aspirationen andererseits sind *drei verschiedene Bewältigungsstrategien* möglich:³¹
- eine Änderung der bedrohlichen objektiven Situation selbst;
 - eine Änderung der subjektiven Bedeutung der Situation;
 - eine Linderung der kognitiv-emotionalen Folgen der empfundenen Belastung.

Die erste Alternative, die sogenannte *problembezogene Bewältigung*, setzt an einer Änderung der belastenden Situation selbst an. Dies kann entweder durch die Anpassung der Lebensumstände an die eigenen Bedürfnisse und Möglichkeiten oder umgekehrt durch die Anpassung des eigenen Verhaltens an die als gegeben hingenommenen Lebensumstände oder, drittens, auch durch einen Rückzug aus der belastenden Situation erfolgen: Zum Beispiel wird entweder ein unbefriedigender Arbeitsplatz gewechselt, oder es wird versucht, die Arbeitsbedingungen zu ändern, oder man paßt sich den Gegebenheiten an, so gut es geht.

Die zweite Alternative einer *wahrnehmungsbezogenen* Bewältigungsstrategie besteht darin, objektiv belastende Ereignisse nur selektiv zu rezipieren und besonders belastende Momente auszublenden (Pearlin/Schooler 1978, Pfaff 1989). Dies ist beispielsweise dann der Fall, wenn bei einer schweren Krankheit deren lebensbedrohender Charakter zu übersehen versucht wird, um die Kräfte auf die akute Schmerzbewältigung zu konzentrieren. Ein zweiter Ansatzpunkt ist hier die Kausalattribution, also die Ursachenzuschreibung für die objektive Belastung. Gottlieb (1983:281) erwähnt hier die Vermeidung herabsetzender Selbstbezeichnungen und Schuldzuweisungen, die einer erfolgreichen Bewältigung nicht dienlich sind.

Schließlich kann sich die Bewältigung einer Streßsituation drittens auf die *Linderung der kognitiv-emotionalen Folgen* der empfundenen Belastung - belastungsbedingter Störungen des affektiven Gleichgewichts und Beeinträchtigungen des Selbstkonzepts - beziehen. Solche Anstrengungen sind beispielsweise dann notwendig, wenn als Ursache einer Belastungssituation eigenes Versagen angenommen wird, was dazu führen kann, daß die betreffende Person ihr seelisches Gleichgewicht und ihr Selbstvertrauen verliert (Pearlin et al. 1981, Moos/Billings 1982, Pfaff 1989). Solche Bemühungen beziehen sich also im Unterschied zu den bisherigen Strategien nicht auf die Belastungssituation selbst

³¹ Sie entsprechen weitgehend der von Pearlin und Schooler (1978) sowie von Moss und Billings (1982) vorgeschlagenen Unterscheidung dreier Ansatzpunkte des individuellen Bewältigungsgeschehens: (a) einschätzungsbezogene Bewältigung ("appraisal-focused" bzw. "perception-focused coping"), (b) problembezogene Bewältigung ("problem-focused coping") und (c) emotionsbezogene Bewältigung ("emotion-focused coping").

bzw. ihre Wahrnehmung, sondern auf die darauf folgenden Reaktionen wie Depressivität, Fatalismus, Angst oder Verzweiflung.

Ansatzpunkte sozialer Unterstützung

Soziale Unterstützung durch das persönliche Netzwerk kann nun an allen beschriebenen "Stationen" des individuellen Streßbewältigungsprozesses helfend eingreifen (Thoits 1986): der problembezogenen Wiederherstellung des "person-environment fits", der Wahrnehmung und Bewertung des Stressors sowie der Linderung der kognitiv-emotionalen Folgen der Belastung. Dabei greifen individuelle Bewältigungsbemühungen und externe soziale Unterstützung ineinander. Ein Eingreifen von Mitgliedern des persönlichen Netzwerks kann sich im Rahmen problembezogener Bewältigungsstrategien direkt auf die Veränderung der belastenden Umweltbedingungen richten, und zwar unabhängig von etwaigen Bemühungen der belasteten Person selbst. Diese Form der Unterstützung kann auf Aufforderung dieser Person geschehen oder aber eigenständig initiiert sein, eventuell sogar schon bevor die betroffene Person den Stressor überhaupt erst als solchen erkannt hat, bzw. bevor sich eine Situation überhaupt so weit entwickelt hat, daß sie akut bedrohlich wird (präventive soziale Unterstützung). Problembezogene soziale Unterstützung kann aber auch als quasi flankierende Maßnahme in ein bereits initiiertes Bewältigungshandeln der betroffenen Person eingreifen. Innerhalb der in Kapitel 2.2.1 vorgestellten Typologie sozialer Unterstützung kämen für solche Strategien insbesondere die Formen der Intervention, der Information, der materiellen Unterstützung und der Arbeitshilfen in Frage.

Auf der Ebene der Wahrnehmung und Bewertung eines Stressors können Mitglieder des persönlichen Netzwerks insofern das Ausmaß der empfundenen Belastung senken, als sie etwa Verantwortungs- und Schuldzuweisungen beeinflussen (Wahrnehmungsebene), die Bedeutung von Belastungen herunterspielen (primäre Bewertung) oder die Fähigkeit des Betroffenen zur Problemlösung herausstreichen, Beistand versprechen (Reis 1984:40) oder auch auf das Vorhandensein formaler Hilfeinstanzen hinweisen (sekundäre Bewertung). Bei sozialer Unterstützung dieser Art handelt es sich hauptsächlich um die Kategorien der Information, der Beratung und der Signalisierung einer Erwartbarkeit von Hilfe.

Soziale Unterstützung kann schließlich auch bei der Bewältigung der Folgen von Belastungen ansetzen, und zwar sowohl bei der Verarbeitung negativer Emotionen als auch bei der Wiederherstellung eines intakten Selbstbilds. Negativen Emotionen wie Depression, Angst, Ärger und Mutlosigkeit kann insbesondere durch motivationale Unterstützung, durch die verstärkte Vermittlung von Liebe und Zuneigung und eines Geborgenheitsgefühls sowie durch das Einbeziehen in aufheiternde, gesellige Aktivitäten begegnet werden. Deren positive Wirkung

besteht darin, daß von Problemen abgelenkt, die Stimmungslage gehoben und Optimismus vermittelt wird. Die Vermittlung persönlicher Anerkennung zielt hingegen eher auf eine Stärkung des Selbstwertgefühls und des Selbstvertrauens, die durch Hilflosigkeitsgefühle bei unbewältigten Schwierigkeiten unter Druck geraten, und zwar insbesondere dann, wenn die Verantwortung dafür sich selbst zugeschrieben wird (Pearlin et al. 1981).

3.3 Beziehungen und Netzwerke als Einflußfaktoren sozialer Unterstützung

3.3.1 Merkmale und Qualität von Beziehungen und Netzwerken

Verschiedene Eigenschaften persönlicher Beziehungen und Netzwerke bedingen eine unterschiedliche Eignung, bestimmte Formen der sozialen Unterstützung zu vermitteln.

Qualitative versus quantitative Merkmale

Wie vor allem die Diskussion der Direkteffekt-These gezeigt hat, gibt es latente und zum Teil unbewußte Formen der sozialen Unterstützung, deren Bedeutung als soziale Unterstützung mit inhaltsbezogenen Fragen kaum faßbar ist. Beispiele sind Alltags-Interaktion, Status-Vermittlung, Geselligkeit. Auf der Operationalisierungs-Ebene werden deshalb formale Netzwerk- und Beziehungsmerkmale gerne als Indikatoren, als "Proxies", für derartige Formen der Unterstützung verwendet. Dagegen wird u.a. ins Feld geführt, daß formale Merkmale in bisherigen Untersuchungen keinen oder einen nur geringen Zusammenhang mit Maßen des subjektiven Wohlbefindens gezeigt haben (Marsella/Snyder 1981). Diese verbreitete Argumentation greift jedoch m.E. insoweit zu kurz, als der - statistisch gesehen - fehlende oder geringe Zusammenhang mit subjektivem Wohlbefinden ein methodischer Artefakt sein kann. Status-Vermittlung und die sinnstiftende, verhaltensstabilisierende Wirkung alltäglicher Interaktionen sind typische Beispiele sozialer Unterstützungsdimensionen, die unterhalb der Bewußtseinsschwelle angesiedelt sind und sich deshalb von vorneherein kaum in bewußten Äußerungen niederschlagen können.

Zum zweiten ergibt sich die Bedeutung quantitativ-formaler Merkmale daraus, daß sie strukturelle Möglichkeiten und Grenzen definieren, überhaupt im Bedarfsfall informelle Unterstützung rekrutieren zu können. Auch diese Funktion eines latenten Ressourcenpotentials spiegelt sich nur unvollkommen in der sub-

jektiven Vermittlung einer generellen Erwartbarkeit von Hilfe oder dem Empfinden sozialen Rückhalts wider, da diese einen Filter von situationsspezifischen Bedürfnissen und selektiver Aufmerksamkeit durchlaufen. Die Möglichkeit der Mobilisierung von Hilfe für derzeit nicht akute oder zumindest nicht im Vordergrund stehende, verdrängte oder noch gar nicht konkret absehbare Belastungen und Risiken ist in solchen Kognitionen nur bedingt präsent. Statistisch manifestiert sich diese latente Bedeutung von Netzwerken für das individuelle Wohlbefinden am ehesten dann, wenn mehrere Einzelangaben - Anzahl Verwandter, Anzahl enger Freunde, Kontakthäufigkeiten u.ä. - zu umfassenden, summarischen Indizes der sozialen Einbindung kombiniert werden (Cohen/Wills 1985). Solche Maße zielen auf die Identifizierung von Personen ab, die entweder nur einseitig sozial eingebunden sind (beispielsweise nur in den Verwandtenkreis oder nur in die Nachbarschaft) oder sogar insgesamt kaum Kontakte besitzen und als sozial isoliert bezeichnet werden können.

In der einschlägigen Literatur vergleichsweise weniger umstritten ist die Bedeutung sogenannter qualitativer Beziehungs- und Netzwerk-Merkmale wie Symmetrie, Vertrautheit, Intimität, Intensität etc. (Thoits 1985; vgl. Kap. 2.1). Hier ist es jedoch sowohl theoretisch wie empirisch mitunter schwierig, solche Beziehungsdimensionen oder ganzheitliche Netzwerk-Einschätzungen eindeutig von inhaltlichen Dimensionen sozialer Unterstützung zu trennen (Reis 1984). Ein klar definierter Status als erklärende Variable - mit sozialer Unterstützung als Zielvariable - läßt sich jedenfalls schwerer definieren, als es bei formalen Beschreibungsdimensionen der Fall ist.

"Starke" und "schwache" Beziehungen

Die meisten Untersuchungen sozialer Unterstützung konzentrieren sich auf das engere soziale Umfeld einer Person, weil hier von vorneherein die wichtigste Quelle für Hilfen aller Art vermutet wird. Es ist vor allem das Verdienst Granovetters (1973), auf die spezielle "Stärke schwacher Beziehungen" aufmerksam gemacht zu haben. "Schwache" Beziehungen sind im Gegensatz zu "starken" Beziehungen dadurch gekennzeichnet, daß sie weniger zeitintensiv sind, mit einem geringeren emotionalen Engagement verbunden sind, nicht intim und wenig multiplex sind. Solche Beziehungen sind eher am Rande eines persönlichen Netzwerks angesiedelt, wo sie unter Umständen als "Brücke" zu anderen Beziehungskreisen dienen können. Sie können deshalb auch als Einstieg dienen, wenn man sein bisheriges soziales Umfeld verlassen und in andere Kreise und Milieus "hineinriechen" oder ganz überwechseln will. Besonders bei lebenszyklisch bedingten Statusveränderungen oder nach einschneidenden, unerwarteten Ereignissen können neue Informationen, Orientierungen und Rollenmuster notwendig

werden, für die die bisherigen eingefahrenen Kontaktzirkel wenig Unterstützung bieten. Sie können im Gegenteil sogar hinderlich sein, weil sie tendenziell die gewohnten Verhaltensweisen verstärken und davon abweichendes Verhalten sanktionieren. Aber auch ohne solche weitreichenden Veränderungsabsichten stellen "schwache" Beziehungen Anknüpfungspunkte für neue Kontakte dar und erschließen ansonsten nicht direkt zugängliche Hilfequellen für verschiedene Arbeitshilfen, verstreute Informationen und Interventionsmöglichkeiten.

Schon definitionsgemäß ist die Vermittlung tieferer Gefühle wie Geborgenheit und Liebe eine Domäne starker Beziehungen. Aber auch zeitaufwendige und dauerhafte Formen der sozialen Unterstützung wie umfangreiche Arbeitshilfen und Pflegeleistungen sowie die motivationale Unterstützung sind in starken Beziehungen eher zuhause als in schwachen. Unter den kognitiv vermittelten Dimensionen sozialer Unterstützung fördern "starke" Beziehungen am ehesten ein Zugehörigkeitsbewußtsein. Dagegen scheinen für die Vermittlung von Orientierung sowohl starke als auch schwache Beziehungen notwendig zu sein (s.u.), und soziale Anerkennung und Wertschätzung sind u.U. glaubhafter und wirkungsvoller über schwache Beziehungen vermittelt als über starke (Gelfand/Gelfand 1982, zitiert in Nestmann 1988:62).

Unter dem Aspekt der *sozialen Integration* erfüllen in einer arbeitsteiligen, pluralisierten Gesellschaft sowohl starke als auch schwache Beziehungen elementare und nicht wechselseitig substituierbare Funktionen. Starke Beziehungen vermitteln Geborgenheit, Zugehörigkeit sowie das Bewußtsein, für andere wichtig zu sein und einen Platz in der Gemeinschaft zu haben, an dem sie nicht beliebig austauschbar sind. Aus dem Homophilieprinzip (Laumann 1966) folgt, daß zumindest bei gewählten Sozialbeziehungen die Übereinstimmung bei Einstellungen und Wertemustern hoch ist. Dies sorgt mit dafür, daß das einzelne Individuum durch dauernde Bestätigung von handlungsrelevanten Normen und Werten entlastet und in der Ausbildung kohärenter Selbst- und Weltbilder unterstützt wird. In hochdifferenzierten Gesellschaften würden starke Bindungen allein jedoch mit hoher Wahrscheinlichkeit zu einer Fragmentierung der Gesellschaft in einzelne zwar intern kohäsive, aber kaum miteinander in Verbindung stehende Einzelgruppen führen. Die Vernetzung der einzelnen Gruppen untereinander kann nur über schwache Beziehungen erfolgen, in die die einzelnen Personen nur partiell und mit wenig Verpflichtungen involviert sind. Auf der kognitiven Ebene der Ausbildung einer sozialen Identität sorgen schwache Beziehungen dafür, daß der einzelne über die Grenzen seiner Kleingruppe hinaus mit der Heterogenität der die Gesellschaft insgesamt ausmachenden Lebensweisen, Verhaltensmuster, Anforderungen und Möglichkeiten bekannt gemacht wird; seine starken Beziehungen können ihm davon nur einen kleinen Ausschnitt vermitteln. Schwache

Beziehungen sind insofern eine Voraussetzung dafür, daß sich das einzelne Individuum nicht nur als Mitglied seines engeren sozialen Umfelds, sondern auch als Mitglied der gesamten Gesellschaft definieren und einordnen kann.

Reziprozität³²

Reziproke Beziehungen sind vor allem für die Aufrechterhaltung von Selbstvertrauen und Selbstwertgefühl sowie die Vermittlung von sozialer Anerkennung wichtig. Nicht reziproke Beziehungen können den Glauben an die eigene Kompetenz unterminieren und das Gefühl hervorrufen, daß man als Person nichts zu bieten hat und für seine soziale Umgebung nur eine Last darstellt (DiMatteo/Hays 1981, Wood 1981, Wood 1984). Fühlt man sich dem Interaktionspartner unterlegen oder unfähig, erhaltene Hilfen mit einiger Wahrscheinlichkeit erwidern zu können, besteht nach den Annahmen der Equity-Theorie (Walster et al. 1978) die Tendenz, solche Verpflichtungen nach Möglichkeit zu vermeiden. Nimmt man sie aus irgendwelchen Gründen - wie zum Beispiel aus existentieller Not - dennoch an, besteht die Gefahr einer Beschädigung des Selbstvertrauens (Carveth/ Gottlieb 1979, Barrera 1981 u. 1986, Gottlieb 1983).

Kontakthäufigkeit

Die Kontakthäufigkeit ist die wohl am häufigsten verwendete und gleichzeitig am häufigsten kritisierte Beschreibungsdimension persönlicher Beziehungen, sofern sie als Operationalisierung für soziale Unterstützung verwendet wird. Ihr Einfluß auf subjektives Wohlbefinden ist in einer Vielzahl von Untersuchungen geprüft und zum Teil unterschiedlich beurteilt worden (z.B. Lowenthal/Haven 1968, Duff/Hong 1981, Fischer et al. 1977, Larson 1978, Henderson et al. 1978, Berkman/Syme 1979). Reis (1984:48) kam in einem Überblicksartikel zu dem Resümee, daß die Bedeutung der Kontakthäufigkeit zumindest dann eher gering ist, wenn mögliche intervenierende Variablen wie Gesundheitszustand, Alter, und Einkommen kontrolliert werden. Eine Ausnahme stellt allerdings der Extremfall fast totaler sozialer Isolation dar, für den sich - auch bei Kontrolle anderer Faktoren - substantielle Negativ-Auswirkungen nachweisen lassen. Insbesondere die Häufigkeit von Verwandtschaftskontakten schlug sich kaum positiv im subjektiven Wohlbefinden nieder, während die Interaktionshäufigkeit mit Freunden und Bekannten einen vergleichsweise stärkeren Einfluß zeigte. Lee (1985:29) führt

³² Vgl. dazu ausführlich Kapitel 3.5.

dies darauf zurück, daß Verwandtschaftskontakte oft Pflichtkontakte sind, während Kontakte mit Freunden eher auf Freiwilligkeit beruhen und mehr an Spaß und an Freizeitinteressen orientiert sind.

Netzwerkgröße

Ebenfalls eine der meistgenannten Determinanten sozialer Unterstützung ist die Größe des persönlichen Netzwerks. Größere Netzwerke scheinen vor allem für die Beschaffung von Informationen und eine breite Palette diverser Arbeitshilfen von Vorteil zu sein (Walker/MacBride/Vachon 1977, Schulz 1985). Große Netzwerke sind auch hilfreich bei dem Wunsch, sich aus dem inneren Zirkel eines Netzwerks zu lösen: Sie bieten, eher als kleine Netzwerke, Kompensationsmöglichkeiten beim Lösen einzelner Beziehungen (Hammer 1983) und beinhalten über ihre im Vergleich zu kleinen Netzwerken tendenziell größere Anzahl an schwachen Beziehungen mehr Brückenbeziehungen zu anderen Kontaktkreisen. Die Verfügbarkeit emotionaler Unterstützung ist jedoch von der Größe eines Netzwerks unabhängig oder sogar negativ mit ihr korreliert (McFarlane et al. 1984).

Netzwerkdichte

Die Stärken dichter Netzwerke liegen vor allem in der Aufrechterhaltung und Bestärkung sozialer Identitäten, in der Bereitstellung motivationaler Unterstützung, der Vermittlung eines Zugehörigkeitsbewußtseins, von Geborgenheit sowie von sozialem Rückhalt (Walker/MacBride/Vachon 1977, Mitchell/Trickett 1980). Besonders in Krisensituationen, wenn es darauf ankommt, die betreffende Person mit konsistenten, selbstbildstärkenden Informationen zu versorgen und das Unterstützungshandeln von verschiedenen Personen effektiv zu koordinieren, haben dichte Netzwerke Vorteile gegenüber nur lose verbundenen.

Diese Vorteile werden allerdings mit einem vergleichsweise hohen Maß an sozialer Kontrolle erkauft, die als störend empfunden werden kann. Dies wird insbesondere dann der Fall sein, wenn man aktiv in neue Lebenskontexte strebt bzw. durch eher ungewollte Ereignisse, wie beispielsweise eine Verwitwung, dazu gedrängt wird. Ein dichtes, auf den "alten" Lebenskontext zugeschnittenes Netzwerk bietet dann weniger Chancen dafür, neue Verhaltensmuster, Kontakte und Perspektiven zu vermitteln (Wood 1984:324). Sie erschweren eher die Anpassung an die gewünschte Veränderung als daß sie sie fördern (Hirsch 1979:274). In empirischen Untersuchungen über jüngere Frauen nach einer Verwitwung sowie über ältere Frauen, die wieder ein College besuchten, war denn auch die Dichte des Netzwerks negativ mit dem subjektiven Wohlbefinden korreliert (Hirsch 1980).

Soziale Homogenität versus Heterogenität des Netzwerks

Heterogenität bezüglich verschiedener Sozialmerkmale oder Einstellungen ist am ehesten in großen und lose verknüpften Netzwerken bzw. bei schwachen Beziehungen zu erwarten. Insofern decken sich die damit verbundenen Vor- und Nachteile bezüglich der Produktion verschiedener Formen sozialer Unterstützung weitgehend mit entsprechenden bisherigen Ausführungen. Sozial heterogene Beziehungen sind deshalb schon definitionsgemäß Brücken zu andersartigen Lebenszusammenhängen und -welten. Bei ihnen ist die Wahrscheinlichkeit größer, daß eine Person auch einmal mit konfligierenden Einstellungen und Verhaltensweisen konfrontiert wird, was allerdings bei eher unsicheren Menschen auch zur Belastung werden kann.

Räumliche Nähe

Allgemein kann die Überwindung von Entfernungen als Kostenfaktor für die Bereitstellung sozialer Unterstützung betrachtet werden, der umso mehr ins Gewicht fällt, je schwieriger sich die Überwindung von Entfernungen individuell gestaltet, je geringer das Ausmaß der zu erwartenden sozialen Unterstützung ist, je universalistischer die Art der Unterstützung bzw. je austauschbarer ein Netzwerkmitglied für eine spezifische Form der sozialen Unterstützung ist. Diese Austauschbarkeit ist bei emotions- und selbstbildbezogener Unterstützung tendenziell geringer als bei alltäglichen Arbeitshilfen. Größere Entfernungen werden jedoch auch dann zu einer kaum überwindbaren Barriere, wenn die benötigte Unterstützung eine längere oder andauernde Anwesenheit erforderlich macht, wie beispielsweise bei umfangreichen Arbeitshilfen (Hausbau) oder bei der Pflege chronisch Kranker. Räumliche Nähe ist insbesondere für die Hilfe bei alltäglichen kleinen Verlegenheiten von Bedeutung sowie in Notsituationen, in denen eine sofortige Hilfe unabdinglich ist. Darauf beruht die ansonsten eher bescheidene Rolle von Nachbarn als Quelle sozialer Unterstützung (vgl. Kap. 3.3.2).

3.3.2 Herkunftskontext von Beziehungen und Rollenerwartungen

Im Zeitalter der Individualisierung und des Wertewandels - so wird zumindest behauptet - erweisen sich traditionelle Leitbilder und Unterstützungserwartungen an bestimmte persönliche Beziehungen wie Ehe, Verwandtschaft oder Nachbarschaft zunehmend als trügerisch. Nichtsdestoweniger hat sich in vielen Untersuchungen der Herkunftskontext oder Rollencharakter einer Beziehung immer noch als eine der wichtigsten Determinanten des tatsächlichen Unterstützungsverhaltens erwiesen (Politser 1980, Antonucci 1985).

Ehe- und Partnerbeziehung

Hohe Erwartungshaltungen bestehen besonders bei Partner- und Familienbeziehungen. Auf die herausragende schützende Bedeutung der (ehelichen) Partnerbeziehung hat bereits Durkheim in seiner Untersuchung über den "Selbstmord" hingewiesen. Sie ist in einer ganzen Reihe von Untersuchungen im Rahmen der Lebensqualitätsforschung (z.B. Bradburn 1969, Campbell u.a. 1981, Lang/Müller-Andritzky 1984) sowie der Gesundheitsforschung (z.B. Weiss 1974, Pearlin/Johnson 1977, Burke/Weir 1977, Berkman/Syme 1979, Schott 1987, Waltz 1987) immer wieder bestätigt worden. In den meisten Untersuchungen ist allein die Tatsache des Verheiratetseins als Indikator für die Bedeutung einer Ehebeziehung als Unterstützungsressource benutzt worden. Dagegen kann eingewendet werden, daß der Familienstand einer Person zum einen stark mit anderen Bewältigungsressourcen assoziiert ist und zum zweiten nicht allein ein Indikator für soziale Unterstützung ist, sondern noch viele weitere Beziehungsaspekte mit einschließt (Kessler/McLeod 1985:227). Zum dritten muß schließlich beachtet werden, daß der Ehe- bzw. Partnerstatus in verschiedenen Lebensphasen eine ganz unterschiedliche kontextuelle Bedeutung haben kann: Nicht verheiratet zu sein ist für ein zwanzigjährige Person etwas anderes als für eine vierzigjährige.

In neueren Untersuchungen ist deshalb verstärkt die spezifische Qualität der Ehebeziehung als entscheidender Faktor in den Vordergrund gerückt worden (Glatzer/Herget 1984, Diewald 1986, Schott 1987, Waltz 1987). Untersuchungen, die sowohl den Ehestatus an sich als auch die spezifische Qualität der Ehebeziehung als mögliche Einflußfaktoren untersucht haben, haben gezeigt, daß beides zu einem höheren Wohlbefinden beitragen kann. Insbesondere für Frauen scheint eine gute, emotional starke und vertrauensvolle Ehebeziehung sehr wichtig zu sein, während für Ehemänner bereits die Tatsache des Verheiratetseins einen positiven Effekt hat (Burgess 1985). Dabei ist die Ehebeziehung offensichtlich mehr als nur eine mögliche Vertrauten-Beziehung unter mehreren Möglichkeiten. So betont Weiss (1973), daß Ehebeziehungen besser als selbst enge Freundschaftsbeziehungen in der Lage sind, emotionale Geborgenheit zu vermitteln. Brown und Harris (1978) haben gezeigt, daß eine enge, intime Bindung an ihren Ehemann Frauen besser vor Depressionen schützt als gleichfalls enge Beziehungen zu Verwandten oder Freundinnen. Ehepartner werden auch bei einer breiten Palette von Belastungssituationen und für eine Vielzahl von anderen Unterstützungsformen weit vor anderen Verwandten und auch weit vor Freunden als erste Hilfequelle genannt (Hoyt/Babchuk 1983).

Worauf diese besondere, über sonstige Vertrauten-Beziehungen hinausreichende Qualität besteht, wird in der einschlägigen Unterstützungsliteratur jedoch kaum thematisiert. Eine genuin das Unterstützungskonzept anwendende Erklärungsmöglichkeit besteht darin, daß die Ehebeziehung zumindest von ihrem

Anspruch her zwei Domänen sozialer Unterstützung in sich vereint, die ansonsten eher getrennt vermittelt werden: die Betonung emotional-expressiver Elemente wie Zuneigung, Intimität und sozialer Gemeinsamkeit als Domäne von Freundschaften (s.u.) auf der einen Seite und eher der Verwandtschaft zuzurechnende Elemente wie Verlässlichkeit, Dauerhaftigkeit, Exklusivität auf der anderen. Sie ist - ob ehelich oder nichtehelich - im emotionalen Bereich der Vermittlung von Liebe und Zuneigung kaum substituierbar, da sie in fast exklusiver Weise Liebe mit Geborgenheit verknüpfen kann. Es muß jedoch betont werden, daß für diese beiden Faktoren nicht das bloße Vorhandensein, sondern ganz besonders die Qualität der jeweiligen Partnerbeziehung entscheidend ist. Ein weiterer, dritter Punkt ist schließlich, sofern es sich um eine formale Ehe handelt, ihre Stellung als Institution mit juristisch verankerten Rechten und Pflichten.

Familie und Verwandtschaft

Familie und Verwandtschaft haben sich in fast allen Untersuchungen als die wichtigste und konstanteste Hilfeinstanz innerhalb persönlicher Netzwerke nach dem Ehepartner erwiesen (z.B. Wentowski 1981, Grunow et al. 1983, Lee 1985, Diewald 1986, Kerber 1986, Antonucci/Jackson 1986, zusammenfassend: Kaufmann u.a. 1989). Insbesondere bei chronischen Krankheiten und Notsituationen, die umfangreiche und zeitintensive Hilfe erforderlich machen, erwiesen sie sich als kaum substituierbare Helfer. Der komparative Vorteil von Verwandtenbeziehungen gegenüber nichtverwandtschaftlichen scheint weiterhin darin zu liegen, daß die normative Verpflichtung zur Hilfe und damit ihre Erwartbarkeit und Verlässlichkeit im allgemeinen größer sind als in anderen Beziehungen. Trotz dieser Bedeutung verwandtschaftlicher Beziehungen als Unterstützungspotential haben mehrere Untersuchungen gezeigt, daß die Häufigkeit von Verwandtenkontakten - und zwar im Unterschied zu Kontakten mit Freunden - keinerlei positiven Einfluß auf das individuelle Wohlbefinden haben (Schulz/Rau 1985:135).

Für diesen speziellen Solidarcharakter von Verwandtenbeziehungen können drei Faktoren als maßgeblich angesehen werden. Zum einen sind sie - zumindest in ihrer Existenz, weniger in ihrer konkreten Ausgestaltung - vorgegeben und damit der individuellen Beliebigkeit ein Stück weit entzogen. Zweitens ist dieser Sonderstatus auch in der Gesetzgebung an mehreren Stellen kodifiziert. Drittens und damit zusammenhängend erleichtert diese Institutionalisierung und der Status als vorgegebene, zugeschriebene Sozialbeziehungen den Aufbau von situationsübergreifenden, generalisierten Reziprozitätsverhältnissen in Form wechselseitiger Verpflichtungen (vgl. Kap. 3.5): Umfangreiche soziale Unterstützung kann gegeben und akzeptiert werden, weil die Wahrnehmung besteht, daß über den gesamten Lebenslauf hinweg von irgendeiner anderen Person im Verwandtschafts-

system bereits vergleichbare Vorleistungen für einen selbst erbracht worden sind bzw. bei zukünftigen eigenen Notlagen erwartbar ist. Derartige Erwartungen, die eine prinzipielle Symmetrie von Beziehungen innerhalb eines definierten Beziehungssystems unterstellen, sind nur dann plausibel, wenn diese Beziehungen auf Dauer angelegt sind und bei Umweltveränderungen oder individuellen Präferenzänderungen nicht gleich in Frage gestellt werden. Ein komparativer Vorteil liegt also darin, daß selbst bei getrübt emotionaler Qualität von Verwandtenbeziehungen noch soziale Unterstützung erwartbar ist.

Diese Charakterisierung trifft nicht auf alle Verwandtenbeziehungen gleichermaßen zu. Innerhalb des Verwandtschaftssystems gibt es eine offensichtliche hierarchische Gliederung hinsichtlich normativer Solidaritätsverpflichtungen (Tyrell 1979, Cantor 1979). In dieser Rangfolge kommt (nach der Ehebeziehung) das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern an erster Stelle, gefolgt vom Geschwisterverhältnis (Wentowski 1981, Hoyt/Babchuk 1983). Sie sind die Personen, die für eine längere Phase ihres Lebens in einem Haushalt zusammen als Familie gelebt haben. Andere Verwandtschaftsbeziehungen, etwa zwischen Enkeln und Großeltern oder Nichten bzw. Neffen und Onkeln bzw. Tanten sind wesentlich weniger verbindlich im Hinblick auf Hilfeverpflichtungen. Trotz dieser im Durchschnitt eindeutigen Rangfolge wäre es jedoch eine zu einseitige Sichtweise, würde man die genealogische Rangfolge als *allein* entscheidend für die Organisation des verwandtschaftlichen Austauschs von Unterstützungsleistungen ansehen (Wentowski 1981:605). Regelmäßige Interaktionen und das Teilen gemeinsamer Lebenserfahrungen spielen ebenfalls eine Rolle und können diese Rangfolge modifizieren. Anders als bei der besonderen Bedeutung eines Ehepartners scheinen Verwandte eher untereinander substituierbar zu sein.

Die Bedeutung von Verwandtenbeziehungen als Unterstützungspotential hat jedoch auch Grenzen. Speziell für die Gruppe der alten Menschen äußert Lee (1985:28) die Vermutung, daß das Akzeptieren verwandtschaftlicher Hilfe mit erheblichen psychischen Kosten verbunden ist, so daß auf sie lieber verzichtet wird, solange man nicht wirklich darauf angewiesen ist. Diese psychischen Kosten ergeben sich daraus, daß Verwandtschaftsbeziehungen eher als andere Beziehungen dem Verdacht ausgesetzt sind, mehr aus Verpflichtung denn aus Neigung aufrechterhalten zu werden. Dieser Verdacht kann das Selbstwertgefühl bedrohen und das Gefühl vermitteln, auf Wohltätigkeit angewiesen zu sein. Freundschaftsbeziehungen dagegen sind vergleichsweise stärker von gemeinsamen Interessen, Erfahrungen, gegenseitiger Sympathie und Anerkennung geprägt (s.u.). Sie vermitteln das Gefühl, für andere ein attraktiver Interaktionspartner zu sein: "Man kann sich seine Freunde aussuchen, aber nicht seine Verwandten. Und vielleicht noch wichtiger ist: Man *wird* von seinen Freunden ausgesucht, nicht jedoch von seinen Verwandten" (Lee 1985:29).

M.E. ist diese Argumentation Lees jedoch insofern unvollständig bzw. einseitig, als sie für umfangreiche Hilfe in Notlagen dieselben Gesetzmäßigkeiten unterstellt wie für Besuchskontakte und die Vermittlung von persönlicher Wertschätzung. Voraussetzung für den "Erfolg" von Besuchskontakten und die Vermittlung von Zuneigung und persönlicher Anerkennung sind sicherlich wechselseitige Sympathien, geteilte Interessen und gemeinsame Vorlieben. Voraussetzung für die Akzeptanz sozialer Unterstützung in Krisen und Notlagen ist jedoch vor allem das Bewußtsein einer symmetrischen, hinsichtlich Geben und Nehmen längerfristig ausbalancierten Beziehung. Es kann sehr wohl die Qualität solcher Unterstützung steigern, wenn sie mit großer persönlicher Sympathie einhergeht; wenn sie aber eine Voraussetzung dafür wäre, würde dies andererseits die Berechenbarkeit und Erwartbarkeit der Hilfe beeinträchtigen und somit den diesbezüglichen Sonderstatus von Verwandtenbeziehungen sogar gefährden. Besuchskontakte unter Verwandten mögen zwar teilweise nicht um ihrer selbst willen gepflegt werden und deshalb auch lästig sein. Ihr Sinn besteht dann eher darin, die Verwandtenbeziehungen insgesamt auf einem gewissen Verbindlichkeitsniveau zu bestätigen.

Freundschaft und Bekanntschaft

Bei "Freundschaft" handelt es sich um einen Begriff, der sowohl interkulturell als auch subkulturell eine verschiedene Bedeutung haben kann (Fischer 1982b, Burt 1983). Eine allgemein verbindliche Definition von Freundschaft gibt es nicht: "It may be true of friendship as it is of jazz: if you need a definition of it, you'll never understand it" (Donelson/Gullahon zitiert in: Dickens/Perlman 1981:91). Es ist jedoch sinnvoll, idealtypisch mindestens zwei Arten von Freundschaft bzw. Freundschaft und Bekanntschaft so zu unterscheiden, daß der Unterschied zwischen beiden in den jeweils damit verbundenen Belohnungen und Kosten liegt (Jackson 1977): niedrige Kosten und geringe Belohnungen ("Convenience") versus hohe Kosten und hohe Belohnungen ("Commitment"). Die Grenze zwischen beiden Typen ist fließend und kann individuell unterschiedlich definiert sein, weil auch die Erwartungen an Freundschaft, die Anforderungen an Verbindlichkeit und Intensität sowie die Präferenzen für bestimmte Interaktionsinhalte verschieden sind.

Für das *Entstehen* einer Freundschaft sind vor allem gegenseitige Neigung, Sympathien, Ähnlichkeiten, ein gemeinsamer Lebensstil und gemeinsame Interessen sowie ein ähnliches Alter förderlich. Im Unterschied zu Verwandtenbeziehungen beruhen Freundschaften stärker auf wechselseitigen Wahlentscheidungen. Eine spezifische "Domäne" von Freundschaftsbeziehungen ist vor allem jede Form von Geselligkeit, gemeinsamen Unternehmungen und Freizeitaktivitäten

(Fischer 1982a:132). In ähnlicher Weise sprechen Verbrugge (1979:1288) von häufigen Kontakten, sozialer Ähnlichkeit und gemeinsamen Interessen sowie Davis/Todd (1985:19) von gegenseitiger Anerkennung als prinzipiell Gleiche (Symmetrie der Beziehung), wechselseitigem Vertrauen, wechselseitiger Unterstützung, von Verständnis füreinander und gemeinsamen Erlebnissen als typischen Merkmalen besonders engerer Freundschaftsbeziehungen.

Von den verschiedenen Formen sozialer Unterstützung sind Freundschaften zwar nicht ausschließlich, aber vorrangig für Geselligkeit, für die Vermittlung von Anerkennung und Wertschätzung, für den Erwerb neuer Kompetenzen und Orientierungen, für die Vermittlung von Normen und Informationen sowie für motivationale Unterstützung wichtig (vgl. Belle 1982, Davis/Todd 1985). Freundschaften schützen vor Gefühlen sozialer Isolation und sozialer Marginalität sowie von Langeweile. Sie stärken das Selbstwertgefühl und unterstützen ein positives Lebensgefühl. Diese Bedeutungen beruhen vor allem darauf, daß es sich bei Freundschaften um soziale Wahlen handelt, die, eher als andere Beziehungen, persönliches Akzeptiertsein und soziale Attraktivität vermitteln.

An ihre Grenzen scheinen Freundschaftsbeziehungen oft dann zu stoßen, wenn es um ernste Lebenskrisen und wirklich schwere Familienkonflikte geht, die u.U. längerfristige und in dieser Zeit einseitige Hilfestellungen erforderlich machen. Dem entspricht, daß die Norm der unmittelbaren bzw. direkten Reziprozität in Freundschaftsbeziehungen stark ausgeprägt ist (Antonucci/Jackson 1986:14). Kleinere Schwierigkeiten und schwelende Dauerkonflikte werden zwar durchaus unter Freunden bzw. Freundinnen erörtert, jedoch nur bei begrenzter Intensität der Schwierigkeiten (Buchholz 1984). Wenn man Bradburns (1969) Konzeption einer Zweidimensionalität der subjektiven Lebensqualität übernimmt und als Kombination einer (a) Steigerung des positiven Lebensgefühls und (b) Vermeidung negativer Gefühlszustände auffaßt, dann sind Freundschaftsbeziehungen insbesondere für die erste Komponente von Bedeutung. Bezüglich sozialer Unterstützung unterscheidet sich das mit Freundschaft verbundene Rollenbild also, trotz einiger Überschneidungen, in spezifischer Weise von den Rollenbildern von Ehe oder Verwandtschaft.

Nachbarschaft

Als nachbarschaftliche Beziehungen werden hier nur solche Beziehungen angesprochen, die primär aus der Gemeinsamkeit des Wohnortes entstanden sind (Hamm 1973:18). Verwandte, die in der Nachbarschaft leben, fallen also nicht unter diesen Begriff. Die Frage des Integrations- und Unterstützungspotentials von Nachbarschaften ist eine der klassischen Fragestellungen sowohl in der Stadtsoziologie (Park 1925, Klages 1958, Pfeil 1955 u. 1959, Gans 1974, Schubert

1977, Strohmeier 1983) als auch in der Sozialplanung und sozialpolitischen Interventionsforschung (Perry 1929, Hamm 1973, Collins 1973, Caplan 1974, Froland et al. 1981).

Als nachbarliches Leitbild konstatieren fast alle Untersuchungen übereinstimmend ein "mehr oder weniger distanziertes Verhältnis" (Zapf/Heil/Rudolph 1969:140). Diese Distanz kann allerdings sehr verschieden ausgeprägt sein: Sie reicht von völliger Kontaktlosigkeit über flüchtige Notiznahme und bloßen Grußkontakt bis hin zu lockerem Gesprächskontakt mit gelegentlichen Besuchen und Aushilfen. Völlige Kontaktlosigkeit im Nachbarschaftsbereich ist selten; das Schwergewicht liegt auf den beiden anderen Kontaktstufen. Wichtig bei allen drei Kontaktformen ist allerdings, daß sie unverbindlich sind, d.h. daß sie mit einem Mindestmaß an Verpflichtungen verbunden und keinen festen Normen unterworfen sind. Es steht jedem weitgehend frei, zu welcher Kontaktform man sich entschließt. Dieses Leitbild schließt engere Nachbarschaftsbeziehungen mit höherem Verpflichtungscharakter zwar nicht aus, gibt ihnen jedoch einen über den normativen Charakter von Nachbarschaft hinausreichenden Sonderstatus. Die meisten empirischen Befunde weisen darauf hin, daß am ehesten sozial homogene Nachbarschaften kontaktfördernd sind (Klages 1958, Gans 1974).

Das Distanzbedürfnis den Nachbarn gegenüber wird mit einem weitverbreiteten Unsicherheitsgefühl und damit verbundener Verhaltensunsicherheit erklärt (Klages 1958:109). Im Gegensatz zur traditionellen Nachbarschaft, die unausweichlich vorgegeben und sozial homogen war, dominiert heute eher ein Fremdheitsgefühl. Es existieren keine festen Normen, und die Basis des Zusammenlebens erscheint gerade wegen der unausweichlichen räumlichen Nähe mit den zwangsläufigen Berührungspunkten als labil. Unter diesen Umständen ist es sicherer, um sich herum einen neutralen, nicht konflikthanfälligen Sozialraum zum Schutz der Privatsphäre zu schaffen. Völlige Fremdheit den Nachbarn gegenüber würde jedoch auf eine andere Weise Unsicherheit schaffen, denn es würde die Vertrautheit mit der unmittelbaren Wohnumgebung einschränken.

Geringe räumliche Distanz als erleichternder Faktor für das Anknüpfen und die Aufrechterhaltung informeller Beziehungen ist heute weniger bedeutsam denn je, denn die ausgebauten Möglichkeiten der Telekommunikation sowie der Ausbau des öffentlichen und vor allem des Individualverkehrs erleichtern es, auch größere Distanzen zu überbrücken. Allerdings gibt es auch heute Personengruppen, deren räumliche Beweglichkeit eingeschränkt ist oder deren Lebensmittelpunkt im Haus bzw. in der näheren Wohnumgebung liegt, nämlich insbesondere alte Menschen und nicht erwerbstätige Frauen mit kleineren Kindern. Bei diesen Gruppen ist am ehesten ein Ansatzpunkt für intensivere Nachbarschaftskontakte gegeben. Aus den genannten Gründen sind Art und Umfang sozialer Unterstützung unter Nachbarn normalerweise von eher geringer Bedeutung. Sie beschränkt

sich in aller Regel auf kleine Aushilfen und auf Hilfe in Notsituationen, wenn also die geringe räumliche Distanz die Voraussetzung für den Erfolg der Hilfe ist. Es handelt sich hierbei meist um Einzelsituationen und weniger um regelmäßige Hilfeleistungen.

3.4 Die Lebenslage als Determinante des Netzwerk- und Unterstützungsverhaltens

In Kapitel 3.1 wurde darauf hingewiesen, daß das Vorhandensein und die Wirkung sozialer Unterstützung innerhalb verschiedener, z.B. durch soziodemographische Zugehörigkeiten definierter Kontexte erheblich variieren kann (Cohen/Syme 1985:12, Wood 1984:318). Der Aufbau und die Pflege sozialer Beziehungen sowie das Leisten sozialer Unterstützung sind als soziales Verhalten zu begreifen, das im Rahmen von Opportunitätsstrukturen, Ressourcenlagen und damit verbundenen Verhaltensperspektiven strukturiert wird. Die Situation, in der die Handlung sich vollzieht und die von den Handelnden kognitiv gefiltert wird, besteht aus zwei Komponenten: den sich außerhalb der individuellen Kontrollmöglichkeiten befindlichen "*Gegebenheiten*" ("Opportunitäten") und den für die Realisierung von Interessen zur Verfügung stehenden *Mitteln*. Die in einer Gesellschaft insgesamt vorhandenen Gegebenheiten und Mittel sowie ihre (ungleiche) Verteilung in der Bevölkerung werden durch die *Sozialstruktur* einer Gesellschaft repräsentiert. Wellman (1985:161) betrachtet Positionen innerhalb der Sozialstruktur insbesondere unter dem Blickwinkel einer unterschiedlichen Rolle innerhalb der gesamtgesellschaftlichen Arbeitsteilung:

"Clearly, community members differ in their structural locations in systems of production and reproduction: they operate in different contexts, have access to different sorts of resources, and deal with different sorts of contingencies. The kinds of work they do should affect the kinds of communities they maintain, the kinds of resources which flow through their community ties, and the kinds of problems and opportunities with which they have to deal."

Auch Fischer (1982a:5) erklärt unterschiedliche Netzwerkstrukturen vor allem über unterschiedliche Entscheidungsspielräume, Ressourcen und Bedürfnisdispositionen, die mit unterschiedlichen Positionen in einer solcherart definierten Sozialstruktur verbunden sind:

"The range of choice people have in both establishing and sustaining relations varies. The woman who works usually meets more people than the one who is at home all day; the elderly person who is still agile can keep in contact with more friends than the infirm one; an affluent individual can travel more than the poor person can. In these ways, circumstances ... influence, but do not determine, the relations we make and maintain. Most of these circumstances are socially patterned These patterns of circumstances might loosely be called a society's social structure. And ... aspects of the

social structure limit individual's discretion to form and maintain personal networks; they bound what otherwise would be the free expression of personality, taste, and will."

Unter der Vielzahl soziodemographischer Merkmale, die Lebenslagen definieren, haben sich vor allem folgende als bedeutsam für die Variation von Netzwerken und sozialer Unterstützung erwiesen:

Geschlecht

Zusammenfassende und allgemeine Aussagen über geschlechtsspezifische Unterschiede in der Zusammensetzung sozialer Netzwerke sowie über die Verfügbarkeit sozialer Unterstützung sind schwierig. Entsprechende empirische Untersuchungen berichten teilweise widersprüchliche Befunde, was u.a. auch darauf zurückzuführen ist, daß Geschlechtsunterschiede stark mit anderen Faktoren wie Erwerbsstatus, Familienstand und Alter interagieren. Dieses ist jedoch längst nicht in allen Untersuchungsdesigns und Ergebnisinterpretationen ausreichend berücksichtigt worden. Ich möchte mich deshalb auf einige wenig umstrittene Befunde beschränken. Insbesondere im Bereich der emotionalen Unterstützung scheinen Frauen im allgemeinen über wirksamere Hilfebeziehungen zu verfügen als Männer (Fischer 1982a u. b, Burda/Vaux/Schill 1984, Kaufmann u.a. 1989). Mit diesem Umstand korrespondiert auch ein geschlechtsspezifisch unterschiedliches Bewältigungsverhalten: Frauen haben eine vergleichsweise höhere Veröffentlichungsbereitschaft bei persönlichen Schwierigkeiten und stützen sich bei der Bewältigung solcher Probleme entsprechend häufiger auf die Hilfe anderer Personen. Eher als Männer gestehen sie Hilflosigkeitsgefühle, Schwäche und Trauer ein. Sie greifen deshalb auch in größerem Umfang auf Unterstützungsformen zurück, die auf die Bewältigung derartiger Belastungsfolgen zielt (Wills 1983, Defares et al. 1985).

Noch eindeutiger sind geschlechtsspezifische Unterschiede bezüglich des Leistens sozialer Unterstützung. Das größere emotionale Engagement von Frauen in ihren engen Beziehungen führt dazu, daß sie weit mehr als Männer selbst Ansprechpartner bei persönlichen Problemen sind, und zwar nicht nur für andere Frauen, sondern auch für Männer. Insbesondere fühlen sie sich selbst in hohem Maße für das Wohlergehen ihrer Familie zuständig, was sie nicht selten in die Gefahr einer ständigen psychischen Überforderung treibt und Beziehungen labil werden läßt (Pearlin/Johnson 1977, Fischer 1982a, Finch/Groves 1983). Für Frauen stellt sich die Frage negativer Begleiterscheinungen von Unterstützungsprozessen wohl in besonderem Maße. Viele Autoren sprechen in diesem Zusammenhang von einer Art emotionaler Ausbeutung von Frauen in informellen Netzwerken (Kessler/McLeod/Wetherington 1985, Keupp 1987:48, Nestmann 1988:103). Dazu gehört auch, daß es innerhalb von Ehen und Familien hauptsächlich an den

Frauen liegt, die gesamten Kontaktnetze zu Verwandten und teilweise auch zu Freunden und Bekannten aufrecht zu erhalten und zu pflegen (Wellman 1982).

Ähnliches gilt für persönliche Dienstleistungen im Bereich von Pflege und sonstiger Betreuung. Dieser - oft mit Verzicht und großen psychischen, zeitlichen und z.T. auch physischen Belastungen verbundene - Bereich sozialer Unterstützung scheint immer noch fast ausschließlich Frauenarbeit zu sein, und zwar vor allem innerhalb von Familie und Verwandtschaftsbeziehungen (Allan 1983, Grunow et al. 1983, Keupp 1987, Kaufmann et al. 1989). Insofern ist es sicherlich zutreffend, daß "die Interessen des Staates an der Familie ... nicht die Interessen der Frauen daran" sind (Ostner 1981).

Alter und Stellung im Lebenszyklus

Alter und Stellung im Lebenszyklus definieren in erheblichem Umfang sowohl spezifische Anforderungen an das persönliche Netzwerk als auch Möglichkeiten zum Aufbau und zur Aufrechterhaltung dieser Netzwerke. Mit zunehmendem Alter scheinen die persönlichen Netzwerke sowohl in ihrem Umfang zu schrumpfen als auch räumlich stärker im Nahbereich konzentriert zu sein (Fischer 1982a). Die Ursachen dafür liegen auf der Hand: Freundschaften gehen durch den Tod der Freunde oder durch Umzüge in die Brüche, ohne durch neue Beziehungen ersetzt werden zu können. Allgemein sinken die Möglichkeiten zum Anknüpfen neuer Kontakte aufgrund einer geringeren Beweglichkeit sowie des Fehlens von sozialen Kontexten, aus denen neue Beziehungen rekrutiert werden könnten. Der Umfang von Verwandtschaftsbeziehungen schließlich hängt mit zunehmendem Alter mehr und mehr auch vom eigenen generativen Verhalten und dem der nachwachsenden Generationen ab. Ist die Zahl der eigenen Kinder klein bzw. sind gar keine eigenen Kinder vorhanden, dünnt sich das Verwandtschaftsnetzwerk bei alten Menschen zunehmend aus, denn die Vorgängergeneration ist bereits gestorben und die eigene Generation von Verwandten ist ebenfalls zunehmend von Todesfällen betroffen. Eine Reihe von Untersuchungen hat allerdings gezeigt, daß keineswegs alle alten Menschen aufgrund dieser Tendenzen von sozialer Isolation bedroht sind. Ein Teil der Altenbevölkerung scheint sehr wohl in der Lage zu sein, ausreichende, differenzierte und intensive Sozialbeziehungen aufrecht zu erhalten und zu gestalten (Shanas et al. 1968, Thomae 1976). Statt von einem relativ homogenen Bild der Altenbevölkerung zu sprechen, die mehrheitlich eher zurückgezogen bis sozial isoliert lebt, scheint es eher angebracht zu sein, gerade innerhalb dieser Personengruppe von erheblichen Differenzierungen nach gesundheitlichen, lebensgeschichtlichen und auch schichtspezifischen Unterschieden auszugehen.

Veränderungen von Unterstützungsbeziehungen im Lebensverlauf sowie lebensgeschichtliche Bedingtheiten solcher Beziehungen sind theoretisch plausibel und oft thematisiert worden. Kahn/Antonucci (1980) haben mit dem Begriff des "convoy" und Antonucci/Jackson (1986) mit dem Begriff der "support bank" eine plastische Darstellung dieser Bedeutung versucht. Mit der Metapher eines "Konvoi" aus Schiffen verweisen sie darauf, daß es das ganze Leben über eine Anzahl von Personen gibt, die das eigene Leben begleiten und Unterstützung leisten. Wie bei einem Schiffskonvoi bleiben einige Personen/Schiffe (fast) die ganze Reise beisammen, während andere relativ früh wieder verschwinden und wieder andere zwischendurch für begrenzte Zeit hinzustoßen. In länger andauernden Beziehungen werden dabei Verpflichtungen nach einer Logik ähnlich einem Bankkonto aufgebaut, so wie man "Soll und Haben" auf einer Bank verrechnet, nur daß die "Währung" nicht Geld, sondern soziale Unterstützung ist. Man hat einer anderen Person früher einmal geholfen und damit etwas "gut", oder man hat selbst Hilfe bekommen und ist damit eine Verpflichtung zur Gegenhilfe eingegangen (vgl. Kap. 3.5).

Allerdings gibt es bisher meines Wissens keine empirischen Längsschnittuntersuchungen, die die Veränderung derselben Netzwerke tatsächlich über einen *längeren* Zeitraum, z.B. über mehrere Stadien im Lebenszyklus hinweg verfolgt hätten. Aus Querschnittsuntersuchungen lassen sich, wenn überhaupt, dann nur sehr bedingt Schlußfolgerungen über Veränderungen im Längsschnitt ziehen. Vergleiche zwischen Personen, die sich (in Querschnittsuntersuchungen) in unterschiedlichen Lebensstadien befinden, blenden beispielsweise die *kohortenspezifisch* unterschiedlichen Lebensbedingungen dieser Menschen zwangsläufig vollkommen aus. Insofern erscheint es gewagt, von den Verhaltensweisen innerhalb der heutigen Altenbevölkerung - mit ihren von Krieg und Nachkriegszeit geprägten Erfahrungen und Lebensverläufen - umstandslos auf die Lebensverhältnisse der künftigen Altengeneration zu schließen. Wenigstens liegen einige Untersuchungen über einzelne Statusübergänge innerhalb des Lebensverlaufs vor, die gezeigt haben, daß damit einschneidende Veränderungen im persönlichen Netzwerk verbunden sein können bzw. sich die Anforderungen, die an das Netzwerk gestellt werden, drastisch verändern (Billings/Moos 1981), wie beispielsweise nach Gründung einer Familie (Perleth 1988). So orientiert sich nach der Geburt eines zweiten oder dritten Kindes der Kontaktkreis junger Familien immer stärker auf Verwandtenbeziehungen, und zwar auf Kosten des Bekanntenkreises (Buhr/Strack/Strohmeier 1987:64).

Die Unterscheidung verschiedener Lebenphasen auf der Basis von Längsschnittdaten erlaubt so zwar keine zuverlässigen Aussagen über lebenszyklische *Veränderungen*. Das ändert jedoch nichts daran, daß sie konkrete Lebenslagen definieren, die mutmaßlich mit jeweils unterschiedlichen Bedürfnissen, Chancen

und Einschränkungen hinsichtlich der Gestaltung von Unterstützungsbeziehungen verbunden sind (Fischer et al. 1977). Familien mit kleinen Kindern sind beispielsweise in der Gestaltung ihrer Netzwerke offensichtlich stärker an die nähere Umgebung gebunden als kinderlose Ehepaare (Diewald 1986). Sie haben - im Hinblick auf Kinderbetreuung oder zumindest insofern, als sie mit anderen über ihre Kinder reden wollen - einen anderen Kontakt- und Unterstützungsbedarf. Zu beachten ist, daß solche Lebensphasen sich für Männer und Frauen zum Teil sehr unterschiedlich darstellen. Die Familienbildung stellt zum Beispiel für die dann u.U. nicht mehr erwerbstätig bleibende Frau einen größeren Einschnitt dar als für ihren weiterhin erwerbstätigen Mann (s.u.). Es gibt bisher aber kaum Untersuchungen, die einen geschlossenen Vergleich für die ganze Pluralität von Lebensformen in den verschiedenen Lebensphasen ermöglichen, d.h. mit einem identischen Instrumentarium und vor allem mit denselben Netzwerk- und Unterstützungsindikatoren

Erwerbsstatus

Insbesondere Wellman (1982, 1985) hat auf die große Bedeutung des Erwerbsstatus wie allgemein der Stellung innerhalb der gesamtgesellschaftlichen Arbeitsteilung für die Ausprägung von informellen Netzwerken hingewiesen. Erwerbstätige Ehemänner beispielsweise hatten in seiner Untersuchung hauptsächlich Kontakte zu Verwandten, die von ihren nichterwerbstätigen Ehefrauen als "gatekeeper" gepflegt wurden. Diese Kontakte vermittelten, neben Geselligkeit, hauptsächlich kleinere Arbeitshilfen, aber wenig emotionale Unterstützung. In dieser Hinsicht stützten sie sich fast ausschließlich auf ihre Ehefrauen.

Nicht erwerbstätige Ehefrauen verfügten sehr viel häufiger als ihre Ehemänner über Nachbarschaftskontakte, und ihre Beziehungen zu Verwandten vermittelten, im Gegensatz zu den Verwandtschaftsbeziehungen erwerbstätiger Männer, auch erheblich mehr an emotionaler Unterstützung. Allerdings waren sie auch am stärksten in regelmäßige, verwandtschaftliche Hilfeverpflichtungen wie Krankenbetreuung, Hausarbeit und Kinderbetreuung eingebunden (s.o.). Im Vergleich dazu hatten alleinlebende Männer und Frauen sehr viel seltener solche Verpflichtungen. Sie hatten hauptsächlich Kontakt zu Freunden, und diese Freundschaften waren wenigstens zum Teil explizit auf die Vermittlung von emotionaler Unterstützung hin ausgelegt. Erwerbstätige Ehefrauen hatten im Vergleich dazu weniger Freundesbeziehungen und konzentrierten sich innerhalb der Verwandtschaft im Vergleich zu Hausfrauen stärker auf wenige enge Einzelbeziehungen.

Einkommen, Bildung und soziale Schicht

Im Gegensatz zu sozialromantischen Vorstellungen einer besonderen Unterstützungsqualität sozialer Netzwerke in den unteren Bevölkerungsschichten zeigen fast alle Untersuchungen, daß Menschen mit höherer Bildung und einem höheren Einkommen tendenziell auch die besseren Unterstützungsbeziehungen haben (Fischer et al. 1977, Fischer 1982a, Diewald 1986). Ihre Netzwerke sind im Schnitt größer, räumlich weiter verstreut, enthalten mehr Freundschaftsbeziehungen und vermitteln insbesondere mehr an kognitiv-emotionalen Formen der sozialen Unterstützung.

Stadt/Land - Unterschiede

Die Auswirkungen von Verstädterungsprozessen und verschiedenen Bauformen sind eine der klassischen Fragestellungen im Zusammenhang mit der Stabilität und Leistungsfähigkeit informeller Netzwerke. Die empirischen Ergebnisse zu diesem Thema sind nicht ganz eindeutig, zeigen jedoch eher bei der Netzwerkzusammensetzung und -struktur Unterschiede als bei der (Unterstützungs-) Qualität der Beziehungen. Städter scheinen über weniger dicht geknüpfte Netzwerke mit einem höheren Anteil an außerverwandtschaftlichen Kontakten zu verfügen. Wenig untersucht ist die Frage, ob entsprechende Stadt-/Land-Unterschiede auf unterschiedliche sozialökologische Kontextbedingungen zurückzuführen sind oder eher darauf beruhen, daß in Städten andere Menschen als auf dem Land wohnen, mit individuell anderen Interessen und Ressourcen (Esser 1989). Neuere Untersuchungen zeigen, daß entsprechende Unterschiede nur zum Teil - und zwar (statistisch) zum geringeren Teil - auf genuin unterschiedliche Umweltkontexte zurückzuführen sind. Entscheidender hierfür sind Prozesse der Selbst-Selektion, die dazu führen, daß in Städten weniger Familien mit kleinen Kindern, dafür aber durchschnittlich jüngere und wohlhabendere Menschen wohnen (Fischer 1982a).

3.5 Reziprozität als Handlungsprinzip

Das Reziprozitätsprinzip kann als die vielleicht wesentlichste Voraussetzung für das Funktionieren von Unterstützungsbeziehungen angesehen werden. Mit "Reziprozität" bezeichnet man wechselseitige Austauschleistungen zwischen Individuen oder Gruppen (Gouldner 1960:163), wobei sowohl gegenständliche Güter und Dienstleistungen als auch die Vermittlung von Bewußtseins- und Gefühlszuständen in die Bewertung der Reziprozität mit einfließen können. Diese allgemeine Definition läßt noch offen, welches die jeweiligen Austauschmedien sind, in

welchem Zeitraum sich der wechselseitige Austausch abspielen kann, und in welchem Ausmaß die ausgetauschten Wohlfahrtserträge gleichwertig sein müssen. Sie muß deshalb in zweierlei Hinsicht präzisiert bzw. spezifiziert werden. Zum einen muß der Reziprozitätsbegriff gegen einen anderen Begriff abgegrenzt werden, mit dem er in Beziehung steht, nämlich: Äquivalenz. Zum zweiten können verschiedene Formen bzw. Mechanismen der Reziprozität unterschieden werden: "unmittelbare", "aufgeschobene" und "generalisierte" Reziprozität.

Reziprozität und Äquivalenz

Die Vorstellung von Reziprozität als einem wechselseitig lohnenswerten Austauschprozeß bezieht sich auf die prinzipielle Gegenseitigkeit von Unterstützung. Das Prinzip der Äquivalenz geht über diese Definition insofern hinaus, als zusätzlich die absolute Gleichwertigkeit der ausgetauschten Medien gefordert ist. Zwei Formen von Äquivalenz können unterschieden werden: eine heteromorphe und eine homeomorphe Form (Gouldner 1960:172). In der heteromorphen Form sind die wechselseitig ausgetauschten "benefits" von verschiedener Art, aber sie sollten im Fall der Äquivalenz den gleichen Wert besitzen. Sofern sie nicht direkt und intersubjektiv in einen einheitlichen Maßstab wie Geld unzurechenbar sind, kann dieser Wert im heteromorphen Fall nur von den jeweiligen Akteuren in der jeweiligen Austauschsituation subjektiv vereinbart werden. Vor allem in solchen Fällen existiert also ein gewisser Spielraum bei der Festlegung von Äquivalenz, der im Sinne von Normen, Angemessenheits- und Gerechtigkeitsvorstellungen ausgenutzt werden kann. Eine überindividuelle, "objektive" und allgemein gültige Definition von Äquivalenz ist unter diesen Bedingungen nicht möglich. In der homeomorphen Form ist eine objektive Äquivalenz insofern definierbar, als die Austauschmedien gleich sind und deshalb eine exakte Gleichwertigkeit der ausgetauschten Dinge festgestellt werden kann, sofern es sich um konkrete Güter oder Dienste handelt. Aber auch dann können subjektive Bewertungen in die Äquivalenzdefinition mit hineinspielen, etwa wenn Äquivalenz auf bestimmte Situationen und Notlagen sowie jeweils verfügbare Ressourcen bezogen wird (Gouldner 1960:173).

Zweitens lassen sich verschiedene Formen von Reziprozität als Variationen des genannten Grundprinzips unterscheiden, die jeweils von bestimmten Rahmenbedingungen abhängig sind (Gouldner 1960, Wentowski 1981, Emerson 1972, Cook 1978). Wesentlich an diesen Unterscheidungen ist, daß das Reziprozitätsprinzip nicht nur auf einzelne Transaktionen bezogen, sondern auch im Kontext einer gesamten Beziehungsgeschichte und darüber hinaus im Rahmen eines ganzen Systems von Beziehungen betrachtet werden kann. Wie wir sehen werden, sind es insbesondere diese erweiterten Reziprozitätsvorstellungen, die in differenzierten

Gesellschaften zur Kohäsion der informellen Sozialbeziehungen beitragen. Sie stellen Mechanismen dar, die eine *Vereinbarkeit von Solidarität und Egoismus, von sozialer Sicherheit und individueller Autonomie* herstellen helfen.

Der Begriff der *"balancierten Reziprozität"* (Sahlins 1965, Dowd 1984) kennzeichnet Austauschhandlungen, in denen Dinge, die man erhalten hat, innerhalb einer begrenzten Zeitperiode (annähernd) äquivalent erwidert werden. Im Kern dasselbe meinen auch Clark/Mills (1979) mit ihrem Begriff der "Austauschbeziehungen" ("exchange relationships"), grenzen diesen Begriff jedoch eindeutiger auf solche Transaktionen ein, in denen Geben und Nehmen zeitlich unmittelbar miteinander verbunden sind. Eindeutiger ist hier die explizite Unterscheidung zwischen "unmittelbarer" ("immediate") und "aufgeschobener" ("deferred") Reziprozität (Wentowski 1981). Ihr wesentliches Unterscheidungskriterium besteht darin, ob Reziprozität in unmittelbar miteinander verbundenen, zeitlich verknüpften Transaktionen oder aber im Kontext einer ganzen Beziehungsgeschichte hergestellt wird. Beide stellen relativ eindeutig voneinander zu unterscheidende Subkategorien von balancierter Reziprozität dar. Im Gegensatz dazu wird mit *"unbalancierter" Reziprozität* ein Austauschverhalten angesprochen, in dem die Äquivalenz oder auch nur die Gegenseitigkeit der ausgetauschten Unterstützung innerhalb einer bestimmten Beziehung nicht mehr gewährleistet sein muß. Andere Begriffe für diese Art von Reziprozität sind "gemeinschaftlicher Austausch" (Clark/Mills 1979) oder "generalisierte Reziprozität" (Wentowski 1981). Diese Formen der "unmittelbaren", "aufgeschobenen" und "generalisierten" Reziprozität sollen im folgenden näher im Hinblick auf ihre jeweiligen Funktionsweisen dargestellt werden.

Unmittelbare Reziprozität

Von unmittelbarer Reziprozität wird dann gesprochen, wenn ein mehr oder weniger gleichzeitiger Austausch von - zumindest annähernd - äquivalenten Leistungen erfolgt. Der reziproke Ausgleich zwischen gegebenen und erhaltenen Leistungen erfolgt direkt, d.h. Geben und Nehmen sind unmittelbar in einer einzigen Transaktion miteinander gekoppelt. Voraussetzung dafür ist, daß die "terms of trade" klar definiert sind. Voraussetzung dafür wiederum ist, daß die Austauschmedien möglichst formal quantifizierbar bzw. standardisierbar sind, so daß sich der exakte Gegenwert leicht ermitteln läßt oder von vorneherein offensichtlich ist. Vor allem bei konkreten Gütern und Diensten und insbesondere bei Geld - dem generalisierten Austauschmedium schlechthin - ist dies ohne große Probleme möglich. Unmittelbare Reziprozität ist deshalb die angemessene Strategie für Personen, die ihre gegenseitige Verpflichtung auf ein Minimum beschränken wollen. Die Gleichzeitigkeit und Äquivalenz des Gebens und Nehmens sorgt da-

für, daß nach einer Transaktion keine Verpflichtungen für eine Seite offenbleiben. Das Prinzip der unmittelbaren Reziprozität kennzeichnet deshalb vor allem wenig verbindliche und kurzzeitige Beziehungen (Wentowski 1981:603).

Das Prinzip der unmittelbaren Reziprozität setzt allerdings voraus, daß jede der beteiligten Personen oder Gruppen zu einem gegebenen Zeitpunkt über die notwendigen Ressourcen verfügt, um für sich alle benötigten Dinge einzutauschen. Eine der elementarsten menschlichen Erfahrungen besteht jedoch darin, daß gerade dies in den Wechselfällen des Lebens nicht immer gewährleistet ist. Auch lassen sich nicht alle Bedürfnisse nach sozialer Unterstützung im Sinne des Äquivalenzprinzips wertmäßig bestimmen. Das Prinzip der unmittelbaren Reziprozität ist insofern ungeeignet, um soziale Unterstützung in Notsituationen zu gewährleisten und würde deshalb als alleinige Austauschnorm soziale Sicherheit und Geborgenheit unmöglich machen.

Die Konzepte der aufgeschobenen und der generalisierten Reziprozität bieten einen Ausweg aus diesem Dilemma. Sie tragen dem Umstand Rechnung, daß die Bedeutung einzelner Transaktionen sich nicht allein aus der jeweiligen Situation ergibt, sondern im Kontext der gesamten Geschichte (retrospektiv und prospektiv) einer Einzelbeziehung oder eines ganzen Systems von Beziehungen gesehen werden muß. Beziehungen sind als längerfristige Serien von Austauschgelegenheiten aufzufassen, in denen verschiedene Bedarfssituationen den Auslöser für verschiedene einzelne Transaktionen darstellen. Wie Emerson (1972, 1976) in seiner Diskussion der Rationalitätsannahme in Austauschtheorien betont, folgen einzelne Transaktionen nicht immer einer Motivation, daß direkte, lohnenswerte Gegenleistungen erwartet werden. Eine solche Motivation kann der Auslöser für Austauschhandlungen sein, muß es aber nicht. Die Motivation zu einzelnen Transaktionen kann auch "das Resultat einer vorgelagerten *Konditionierung* des Verhaltens in längerfristigen Austauschbeziehungen sein", indem bestimmte Verhaltensweisen selektiv bestärkt und verfestigt werden (Emerson 1976:341). Die Kosten und Nutzen einer bestimmten Austauschhandlung erhalten ihre Bedeutung u.U. also erst in der Langzeitperspektive und nicht nur aus der jeweiligen einzelnen Interaktionssituation.

Aufgeschobene Reziprozität

In diesem Sinne argumentieren auch Evans und Northwood (1979) mit ihrem Konzept einer "mutual aid investment theory". Jede einzelne Beziehung folgt einem bestimmten Ablaufschema. Bevor innerhalb einer Beziehung die Erwartung bestehen kann, daß Hilfe in Notsituationen auf Gegenseitigkeit beruht, muß erst einmal, schrittweise, ein gewisses Maß an Vertrauen in diese Beziehung aufgebaut werden, und dieses Vertrauen muß mehr oder weniger dauernd bestätigt

und damit regelrecht "gepflegt" werden. Reziprozität stellt sich also nicht in einer einzelnen Situation ein, sondern ist das summarische Ergebnis vieler einzelner Transaktionen im Verlauf einer gesamten Beziehung. Zeitpunkt und Äquivalenz der Gegenleistung sind dadurch weniger festgelegt. Erst das Vertrauen in einen langfristigen Ausgleich von Leistungen und Gegenleistungen innerhalb einer Beziehung führt zur Bereitschaft, prinzipiell und zumindest phasenweise offene Verpflichtungen bzw. einen Überschuß an Investitionen in eine Beziehung zu akzeptieren. Förderlich für eine solche Vertrauensbildung ist die relative Sicherheit, daß die Beziehung an sich andauern wird, also nicht an einem für eine Partei ungünstigen Zeitpunkt - im Sinne einer Bilanz der beiderseitigen Investitionen - einfach abgebrochen wird. Die *Erwartbarkeit der Dauer einer Beziehung* stellt also ein wesentliches Potential für die Möglichkeit aufgeschobener Reziprozität dar. Sogenannte zugeschriebene Beziehungen wie Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen haben in dieser Hinsicht einen selektiven Vorteil gegenüber anderen Beziehungen.

Antonucci und Jackson (1986:15) sprechen bildhaft von einer Art "Unterstützungs-Bank" ("support bank"), bei der die Menschen mit allen Personen aus ihrem sozialen Umfeld eine Art längerfristig angelegtes Konto unterhalten, auf dem erhaltene Unterstützung ("Soll") einerseits und selbst an andere geleistete soziale Unterstützung ("Haben") andererseits gegeneinander verrechnet werden. Die Austauschpartner streben im allgemeinen danach, ein im wesentlichen ausgeglichenes Konto zu haben oder, besser noch, eine kleine "Haben" - Reserve für Notzeiten zur Verfügung zu haben. Investitionen in eine längerfristig angelegte Austauschbeziehung vergrößern also die Erwartung, in Notzeiten Unterstützung zu erhalten, d.h.: Sie schaffen mehr Sicherheit.

Bei diesem Unterstützungskonto handelt es sich letztendlich um einen kognitiven Anpassungsmechanismus. Die kognitive Wahrnehmung von Unterstützungsleistungen muß nicht unbedingt mit "objektiven", d.h. von Beobachtern wahrgenommenen Soll- und Haben-Beträgen übereinstimmen. Sobald die Austauschmedien nicht allein homeomorph und hoch formalisiert sind, kann deren Wert sowieso kaum überindividuell "objektiv" festgelegt und insofern auch von beiden Beteiligten unterschiedlich wahrgenommen werden. Die daraus folgende potentielle Unsicherheit über den "wirklichen" Kontostand hat zweierlei Konsequenzen für das Funktionieren des Reziprozitätsprinzips. Zum einen schafft sie einen Interpretationsspielraum, der - auch bei fehlender strikter Äquivalenz der bisher insgesamt ausgetauschten Unterstützung - ein Akzeptieren von Hilfe aufgrund bisheriger gegenseitiger Unterstützung erleichtert bzw. umgekehrt auch eine Verpflichtung zur Hilfe schafft. Dieser Mechanismus erleichtert es insbesondere alten und gebrechlichen Menschen, von ihren engen Verwandten Hilfe auch dann anzunehmen, wenn sie diese Hilfe gar nicht mehr erwidern können (Antonucci/Jackson

1986:17). Die Akzeptanz wird dadurch erleichtert, daß es mit diesen engen Verwandten - vor allem den eigenen Kindern - eine längere Vorgeschichte von gegenseitigen Hilfestellungen gibt, wozu auf Seiten der Kinder die Erfahrung gehört, selbst einmal von den Eltern, nämlich vor ihrem Erwachsenwerden, in einem Zustand der relativen Hilflosigkeit und Unselbständigkeit versorgt worden zu sein.

Zum zweiten schafft die relative Ungenauigkeit der Unterstützungsbilanzierung im aufgeschobenen Reziprozitätskonzept mehr Spielraum für den Austausch von sozialer Unterstützung im kognitiv-emotionalen Bereich. Solche Unterstützungsformen erfordern einen u.U. beträchtlichen Einsatz, dessen Äquivalenzwert - wichtig für die Kalkulation im Rahmen der unmittelbaren Reziprozität - jedoch schwer zu bestimmen ist. Mit dem Mechanismus einer aufgeschobenen Reziprozität wird also der Weg frei für ein stärker bedürfnisorientiertes Unterstützungsverhalten (Wentowski 1981:604). Es ermöglicht damit Solidarität mit *situativ* Schlechtergestellten, wenn auch kaum Solidarität mit *prinzipiell* Schlechtergestellten - denn von denen ist auch in der Längsschnittperspektive keine annähernd äquivalente Erwidierung von Unterstützungsleistungen zu erwarten.

Generalisierte Reziprozität

Wentowski (1981:604) fand in ihrer Untersuchung, daß innerhalb einer einzelnen Beziehung der Austausch von Leistungen manchmal auch nicht mehr mit dem Prinzip einer aufgeschobenen Reziprozität zu erklären war. Es hatte sich offensichtlich ein tieferes Bewußtsein des Verpflichtetseins entwickelt, auch dann noch Hilfe zu leisten, wenn weder alte Schulden offen sind (im Sinne der "support bank") noch die Erwidierung der zu leistenden Unterstützung erwartet werden kann. Wentowski erklärt dieses Phänomen, in Anlehnung an Sahlins (1965), mit der Erwartung, daß sich in einem größeren Rahmen, d.h. über den Rahmen dieser einzelnen Beziehung hinaus, Geben und Nehmen im Leben insgesamt in etwa ausgleichen. Von generalisierter Reziprozität kann also dann gesprochen werden, wenn der (kognitive) Ausgleich zwischen Geben und Nehmen nicht mehr im Rahmen einer einzelnen Beziehung erwartet wird, sondern auf der Ebene eines ganzen *Systems* von Beziehungen (Gouldner 1960, Emerson 1972b, Ekeh 1974, Cook 1978).

Für Cook (1978) bezieht sich das Konzept einer generalisierten Reziprozität allein auf solche Systeme von Beziehungen, in denen alle Transaktionen in einem wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis voneinander stehen, wenn auch über mehrere Stationen. Reziprozität stellt sich in solchen Systemen etwa folgendermaßen ein: "A" gibt etwas an "B"; "B" gibt etwas an "C"; "C" gibt etwas an "D";

und "D" gibt wiederum etwas an "A", wodurch der Kreislauf geschlossen wird. Auf diese Weise bleiben Geben und Nehmen nachvollziehbar aufeinander bezogen und kalkulierbar, wenn auch der Ausgleich zwischen Geben und Nehmen nicht mehr innerhalb einer einzelnen Beziehung geregelt wird. Diese Form des Ausgleichs ist von verfestigten Austauschstrukturen und Vertrauensbildungsprozessen innerhalb von definierten Netzwerken oder Teilsystemen von Netzwerken abhängig.

Über diesen direkten Bezug von Austauschprozessen untereinander geht Gouldner hinaus, wenn er, in Anlehnung an Malinowski (1983), vom "*Volksglauben*" ("folk belief") an Reziprozität und von der moralischen *Norm* der Reziprozität spricht. Mit "Volksglaube" bezeichnet er die allgemeine Erwartung, daß über einen längeren Zeitraum hinweg sich Geben und Nehmen irgendwie ausgleichen werden. Darüber hinaus existiert jedoch auch eine "generalisierte moralische Norm" der Reziprozität, die fordert, daß man denen helfen soll, die eine bestimmte Hilfe benötigen, welche man selbst einmal von irgendwelchen anderen in Zukunft benötigen könnte oder in der Vergangenheit bereits einmal benötigt hat. Wie Gouldner bemerkt, würden viele Menschen die Hilfe, die sie benötigen, nicht erhalten, wenn Grundlage der Unterstützung allein die - unmittelbare oder aufgeschobene - "balancierte" oder die in geschlossenen Tauschringen organisierte Reziprozität wäre. Schließlich ist man nicht nur selbst unter Umständen nicht in der Lage, die von anderen benötigte Hilfe unmittelbar oder über einen längeren Zeitraum hinweg zu erwidern, sondern die Menschen, mit denen man in geschlossenen Tauschsystemen verbunden ist, verfügen überhaupt nicht über die Ressourcen, die man gerade benötigt.

Bezeichnet nun die generalisierte Norm, unter diesen Umständen zu helfen, noch ein Reziprozitätsverhältnis, oder handelt es sich dabei um die reine, altruistische Wohltätigkeit? Zwei Argumente sprechen jedenfalls dagegen, daß Wohltätigkeit in nennenswertem Umfang die gesellschaftsstabilisierende Basis für solidarisches Handeln sein kann. Auf der *Geberseite* widerspricht wiederholtes, für den Geber defizitäres Handeln - ich gebe mehr als ich erhalte - rationalen Verhaltensmaßstäben, denn ich beraube mich damit langfristig meiner eigenen Ressourcen. Ich würde dadurch also nicht nur immer weniger motiviert, anderen Hilfe zu leisten, sondern auch immer weniger dazu fähig. Man braucht also nicht einmal den negativ behafteten Ausdruck des Egoismus bemühen, um die Mängel des Wohltätigkeitsprinzips zu verdeutlichen. Und auf der *Empfängerseite* bestehen oft ebenfalls erhebliche Vorbehalte, eine benötigte Hilfe prinzipiell ohne Gegenleistung anzunehmen, weil damit das Eingeständnis von Unterlegenheit verbunden ist.

Es spricht vieles dafür, auch ein solches, scheinbar außerhalb des Reziprozitätsgedankens angesiedeltes Hilfeverhalten auf die Reziprozitätsnorm zurückzu-

führen: Wenn Du willst, daß Dir geholfen wird, dann muß Du auch anderen helfen. Die Einhaltung und der Geltungsbereich dieser Norm können jedoch nicht - wie es bei der balancierten Reziprozität der Fall ist - über die direkte Kontrolle von Leistung und Gegenleistung geregelt werden. Dazu sind bei der generalisierten Reziprozität andere Mechanismen notwendig, wobei drei sich wechselseitig bestärkende Komponenten unterschieden werden können: (a) der bereits erwähnte "Volksglaube" an die Geltung der allgemeinen Reziprozitätsnorm, (b) die Internalisierung der Reziprozitätsnorm innerhalb der Sozialisation und vor allem (c) eine Erfahrungsaufschichtung und -antizipation, daß diese Form von Reziprozität einerseits notwendig und andererseits halbwegs verläßlich ist. Die sozialisatorische Vermittlung und damit die Verbreitung der Reziprozitätsnorm ist eine Voraussetzung dafür, daß der Volksglaube an die Erwartbarkeit einer allgemeineren Form von Reziprozität eine reale Basis hat. Es handelt sich dabei jedoch nicht um eine allein hinreichende Bedingung. Sie muß unterstützt werden durch spezifische Erfahrungen, die das Verhalten in diese Richtung konditionieren. Dazu gehören zum einen Erfahrungen, die einem vermitteln, daß man selbst einmal in der Lage war oder möglicherweise sein wird, außerhalb balancierter Reziprozitätsverhältnisse auf Unterstützung angewiesen zu sein:

..."Die Menschen haben zu allen Zeiten und überall beobachten können, wie andere in schwierige Lagen geraten, plötzlich einem unglücklichen Schicksal, Krankheit, Undankbarkeit ausgesetzt sind und wie alle mit der Zeit unausweichlich alt, müde, gebrechlich, unschön, schwächer - in irgendeiner Weise vermindert - werden. Wenn sie solche Umstände antizipieren und erfahren, fühlen sich die Menschen daran erinnert, daß einmal eine Zeit kommen wird, wo auch sie Hilfe von anderen benötigen, die sie nicht mehr erwidern können." (Gouldner 1972:119)

Eine Voraussetzung für die Erwartbarkeit von Hilfe außerhalb einer unmittelbaren Reziprozität besteht also in der Fähigkeit zur *Empathie*, d.h. der Möglichkeit bzw. Fähigkeit, sich in die (Bedarfs-) Situation des jeweils anderen hineinversetzen zu können. Diese Fähigkeit zur Empathie ist vor allem dann plausibel zu erwarten, wenn eine Vergleichbarkeit oder Reversibilität von Lebenslagen - sowie von Milieus als dem subjektiven Spiegelbild von Lebenslagen - gegeben ist, und je weniger bestimmte Notlagen einer individuellen Verantwortlichkeit zugeschrieben werden. Im Gegensatz zur unmittelbaren und aufgeschobenen Reziprozität und auch im Unterschied zur generalisierten Reziprozität bei Cook, die an ein kontingentes System von konkreten Austauschbeziehungen gebunden bleibt, ist diese allgemeine Norm der Reziprozität sehr viel weniger strukturell abgesichert. Man kann gegen diese Norm verstoßen, ohne daß die Gefahr von Sanktionen groß wäre. Umgekehrt verbessert man dadurch, daß man selbst nach diesem Prinzip handelt, allenfalls marginal die eigenen Chancen, auch selbst auf derartige Unterstützung durch andere rechnen zu können. Insofern ist die Verlässlichkeit von Hilfe auf der Basis dieses Prinzips vergleichsweise gering.

3.6 Resümee

Für den Bereich von Beziehungsmustern und Unterstützungsleistungen hat die Auflösung der traditionell gemeinschaftlichen Garantiertheiten und Selbstverständlichkeiten hin zu einer Differenziertheit von Leistungsanforderungen und -verfügbarkeiten geführt. Diese sind in hohem Maße durch unterschiedliche Persönlichkeitseigenschaften, variierende Lebenslagen und wechselnde Situationen beeinflusst und entsprechend heterogen. Die weiterhin bestehende Wirksamkeit von Rollenverpflichtungen und sicherheitsstiftenden Handlungsprinzipien wie dem der Reziprozität lassen es zumindest als fraglich erscheinen, von einem umfassenden "Gemeinschaftsverlust" zu sprechen, soweit damit die soziale Einbindung an sich und die Gewährleistung verschiedener Formen der sozialen Unterstützung gemeint ist.³³

Dennoch stellt sich dann, wenn wegen abnehmender normativer Verbindlichkeiten die "Gemeinschaftsbildung im kleinen" zu einer - mehr als früher - individuell zu erbringenden Leistung wird, nicht nur die Frage nach verschiedenen nebeneinander bestehenden Lebensformen, sondern auch die nach möglichen Verlierer- bzw. Risikogruppen. Das heißt auch, daß gar keine einheitliche Antwort auf die Frage des Gemeinschaftsverlusts, die für alle Bevölkerungskreise gültig ist, möglich ist. Sie läßt sich deshalb vielleicht eher zu einer Gegenüberstellung von *Pluralisierungs*-These und *Polarisierungs*-These präzisieren. Die These einer Pluralisierung stellt eine eher freundliche Diagnose dar. Sie sieht in der Heterogenität der Beziehungsformen eine Vielfalt von - eher mehr als weniger gelungenen - Formen der Lebensführung entsprechend den unterschiedlichen diesbezüglichen Präferenzen innerhalb der Bevölkerung. Dagegen setzt die Polarisierungsthese ein grundsätzliches Mißtrauen, daß tatsächlich alle oder wenigstens fast alle Menschen derart in der Lage sind, ihre soziale Einbindung zu bewerkstelligen und so zu gestalten, daß sie über ausreichende soziale Unterstützung verfügen und auch nicht von anderen als Helfer ausgenützt werden.

Die Darstellungen zum Wirkungszusammenhang sozialer Unterstützung in diesem Kapitel haben Anhaltspunkte für beide Thesen geliefert. Damit ist jedoch noch keineswegs geklärt, in welchem Ausmaß sie, in Relation zueinander, jeweils zutreffen und eine angemessene Interpretation der Unterschiede geben, die innerhalb der Gesamtbevölkerung bezüglich der sozialen Einbindung und des Unterstützungsverhaltens anzutreffen sind. Dies soll Gegenstand der folgenden empirischen Untersuchung sein, deren Ansatz im vierten Kapitel dargestellt werden wird.

³³ Für die Diskussion darüber hinausreichender Aspekte des Gemeinschaftsverlusts siehe Kapitel 1.

4. Ziele, Vorgehensweise und Datenbasis der empirischen Untersuchung

Nach der Darstellung der theoretischen Grundlagen werden im vierten Kapitel die Möglichkeiten einer Umsetzung dieser Konzepte in die folgende empirische Untersuchung dargestellt. Dabei geht es zunächst um die Frage, wie sich die zuletzt dargestellten hochdifferenzierten Konzepte mit dem Instrumentarium der Sozialberichterstattung erfassen lassen (Kapitel 4.1). In Kapitel 4.2 wird dargestellt, auf der Basis welchen Datenmaterials dies hier versucht worden ist. Die vorrangige konzeptuelle Vorgehensweise besteht dabei darin, daß neben multivariaten Analysen auch versucht wurde, die Vielfalt unterschiedlicher Lebensformen möglichst detailliert einzufangen und die dort jeweils vorhandenen Beziehungs- und Unterstützungsformen vergleichend abzubilden (Kapitel 4.3).

4.1 Netzwerke und soziale Unterstützung als Gegenstand der Sozialberichterstattung

Schon fast apokalyptische Visionen wie die einer "autistischen Gesellschaft" (Hoffmann-Nowotny 1980) oder einer "Zerstörung der lebensweltlichen Grundlagen der Daseinsbewältigung" (Beck 1986) haben wieder Konjunktur. Es drängt sich mitunter der Verdacht auf, daß solche Deutungen selbst ein Stück zivilisatorischer Bewältigung eines Übergangsbewußtseins sind, das über die Analyse faktischer Veränderungen hinausgeht. Auch in Formulierungen wie den oben zitierten meint man, sowohl etwas von dem "Leiden" als auch etwas von der "Lust" an offenen Übergangssituationen, an "Unübersichtlichkeiten" und fehlenden Eindeutigkeiten (Schwengel 1988:18f) wiederzufinden, die für ein derartiges, wenig distanzierendes Daseinsgefühl typisch sind. Der Sozialberichterstattung kommt gerade unter solchen Umständen die Aufgabe zu, die Tragfähigkeit, d.h. die empirische Relevanz solcher Gesellschaftsdeutungen zu überprüfen und verlässliches Orientierungswissen für die Gesellschaftspolitik bereitzustellen. Um beim Thema dieser Arbeit zu bleiben: Notwendig sind Basisinformationen über die Auswirkungen des sozialen Wandels, und das heißt: nicht nur über die Ausbreitung neuer Haushalts- und Familienformen, sondern auch über die Folgen dieser Strukturveränderungen für die soziale Integration und die informellen Unterstützungspotentiale. Ziel der vorliegenden empirischen Untersuchung ist eine Darstellung der Pluralisierung von Lebensformen hinsichtlich ihrer Folgen für

die soziale Integration, für das jeweilige Ausmaß informeller Unterstützungsleistungen und damit letztendlich für die individuelle Lebensqualität. Haushaltsstatistiken oder Heirats- und Scheidungsziffern allein liefern hierzu keine angemessenen Informationen. Im Unterschied und in Ergänzung zu Untersuchungen, die auf einer Darstellung demographischer und haushaltsstruktureller Veränderungen im Zeitverlauf beruhen (z.B. Hoffmann-Nowotny 1987, Huinink 1989), werden in der vorliegenden Untersuchung deshalb verschiedene traditionelle und sich neu ausbreitende Lebensformen zum Ausgangspunkt genommen, um ihre jeweiligen Folgen für soziale Integration und soziale Unterstützung im Vergleich darzustellen.³⁴

Der theoretische Ansatz der Wohlfahrtsproduktion als konzeptuelle Grundlage der Sozialberichterstattung weist mehrere Parallelen zu dem in den letzten beiden Kapiteln dargestellten Konzept der sozialen Unterstützung auf:

- (1) Die *Mehrdimensionalität* beider Konzepte: Sowohl soziale Unterstützung als auch Wohlfahrt bzw. Lebensqualität umfassen jeweils mehrere Leistungsbereiche und schließen sowohl objektive als auch subjektive Komponenten mit ein.
- (2) Beide Konzepte beinhalten, mehr oder weniger explizit, eine grundsätzliche *Handlungs- und Prozeß-Orientierung*. Was Lebensqualität bzw. soziale Unterstützung letztendlich ausmacht, ist das Ergebnis von Handlungen, Wahrnehmungen und Emotionen aller an der Produktion beteiligter Instanzen.
- (3) Die Theorie der Wohlfahrtsproduktion fragt nach "spillover" - Effekten, "Nebenfolgen", "process benefits", "joint products" (Zapf 1981a, Zapf 1982, Glatzer 1986, Juster/Courant/Dow 1981) oder "kreativen Gütern" (Scitovsky 1977). Der gemeinsame Nenner dieser Begriffe ist die Erkenntnis, daß jede auf ein bestimmtes, primäres Ziel ausgerichtete Tätigkeit in unterschiedlichem Ausmaß beabsichtigte und unbeabsichtigte, positive und negative Begleiterscheinungen bzw. Zusatzeffekte haben kann. In ähnlicher Weise

³⁴ Die eingangs diskutierte Gemeinschaftsfrage kann auf diese Weise sicherlich nur in eingeschränktem Umfang überprüft werden. Der Untersuchungsansatz setzt bei den tatsächlich beobachtbaren, ausschließlich über "objektive" Verhaltensregelmäßigkeiten definierten Lebensformen an; sie thematisiert nicht die Prinzipien der Lebensführung selbst, für die diese Lebensformen gewissermaßen sichtbare Ausdrucksformen auf der Verhaltensebene darstellen, d.h.: inwiefern sie bewußt oder eher unbewußt gewählt worden sind; inwiefern hinter ihnen eine höchst partikuläre, eigenständige biographische Orientierung steht oder sie den Vollzug von - mehr oder weniger milieuspezifischen - Konventionen darstellen; inwiefern die jeweiligen sozialen Beziehungen also Bindungen sind, die das Verhalten außerhalb individueller Kosten/Nutzenkalküle festlegen und nicht selbst Gegenstand dieser Kalküle sind; und inwiefern sie tatsächlich oder in der Wahrnehmung der Befragten dauerhaft und verlässlich oder aber künd- und austauschbar sind.

beschäftigen sich Theorien der sozialen Unterstützung damit, welche Beziehungen multiplexe soziale Unterstützung ermöglichen und welche nicht; unter welchen Umständen gutgemeinte Unterstützung negative Auswirkungen hat; welche Belastungen mit Hilfeleistungen verbunden sind; welche Arten der sozialen Unterstützung gemeinsam auftreten können und sich gegenseitig sinnvoll ergänzen und welche sich eher gegenseitig ausschließen.

- (4) Es wird jeweils zwischen (Produktions-) *Strukturen* einerseits und *Leistungen* bzw. *Ergebnissen* andererseits unterschieden. Die Wohlfahrtsrelevanz objektiver Lebensbedingungen liegt letztendlich in einem Ressourcen- oder Dispositionskonzept begründet, das sich auf "Chancen oder Möglichkeiten" bezieht (Hradil 1987:160). Die Bedeutung von Ressourcen kann allerdings erheblich zwischen verschiedenen, durch objektive oder subjektive Parameter definierten Handlungskontexten variieren. Lebensqualität ließe sich deshalb allein danach bemessen, wie die Individuen diese Ressourcen und Leistungen bewerten. In Theorien der sozialen Unterstützung findet diese Debatte seine Entsprechung in der Kontroverse zwischen Ressourcenansätzen und transaktionalen Bewältigungskonzepten. Das Ressourcenkonzept und die Direkteffekt - These (vgl. Kap. 3.2.1) betonen die Bedeutung einer großen Palette von Unterstützungs-Ressourcen, die die Lebensqualität unabhängig von konkreten Belastungssituationen erhöhen bzw. durch die es einem Individuum generell leichter fällt, mit Belastungen aller Art fertig zu werden. Viel von dieser Wirkung spielt sich unterhalb der Bewußtseinschwelle ab. Im Unterschied dazu gehen Puffereffekt - These bzw. transaktionale Bewältigungsansätze (vgl. Kap. 3.2.2) davon aus, daß bei der Bewältigung von Belastungen und bei der Wirkung sozialer Unterstützung spezifische Emotionen und kognitive Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse eine entscheidende Rolle spielen, und daß die Wirkung sozialer Unterstützung in hohem Maße kontextabhängig ist.
- (5) Deshalb ist es sinnvoll, sowohl *objektive* als auch *subjektive* Indikatoren in die Untersuchung mit einzubeziehen. Gegen eine allein auf objektiven Dimensionen beruhende Untersuchung kann eingewendet werden, daß insbesondere die "höheren" Lebensziele nicht direkt an objektive Lebensbedingungen gekoppelt, sondern subjektive Konstrukte an sich sind: z.B. Selbstverwirklichung, Geborgenheit, Selbstwertgefühl. In gleicher Weise handelt es sich auch bei einem Teilspektrum der sozialen Unterstützung um genuin subjektive Konstrukte (vgl. Kap. 2.2). Aber auch bei "objektiven" Unterstützungsdimensionen hängt deren Wirkung von Intentionen, Wahrnehmungen und Bewertungen im Rahmen des gesamten Unterstützungsgeschehens ab (vgl. Kap. 3.1). Gegen eine allein subjektive Konzeption spricht dagegen, daß expandierende Ansprüche und Wünsche und eine Vielzahl weiterer die

individuelle Wahrnehmung beeinflussender Faktoren dazu führen können, daß die von Individuen abgegebenen Bewertungen ihren objektiven Lebensbedingungen kaum entsprechen. Es gibt nicht nur (objektiv) gutgestellte Personen, die ihre Lebensbedingungen auch als gut bewerten, sondern auch solche, die erhebliche Unzufriedenheiten äußern; und umgekehrt gibt es (objektiv) Schlechtgestellte, die ein hohes Maß an subjektivem Wohlbefinden äußern (Zapf 1981). In beiden Fällen wäre es verfehlt, auf der Basis eines rein objektivistischen oder subjektivistischen Ansatzes eine hohe bzw. niedrige Lebens- bzw. Unterstützungsqualität zu definieren.

4.2 Datenbasis und Untersuchungsmöglichkeiten

Für die empirischen Untersuchungen wurden insgesamt fünf repräsentative Bevölkerungsumfragen ausgewertet: die Wohlfahrtssurveys von 1978, 1980, 1984 und 1988 sowie der Allbus 1986. Es handelt sich jeweils um sogenannte Mehrthemen - Umfragen, d.h. der Themenbereich "soziale Netzwerke und soziale Unterstützung" stellt nur einen - zum Teil auch nur kleinen - Teilbereich im jeweiligen Frageprogramm dar. Eine detaillierte Erfassung des mehrdimensionalen Wirkungszusammenhangs sozialer Unterstützungsprozesse, wie sie in den letzten Kapitel propagiert wurde, ist damit nicht möglich. Um nur ein Beispiel zu nennen: Die Indikatoren der subjektiven Lebensqualität und diejenigen Formen der sozialen Unterstützung, die theoretisch am ehesten einen (statistischen) Zusammenhang damit zeigen könnten, sind nicht in denselben Datensätzen enthalten. Die Vorteile einer "Sammel-Auswertung" dieser Umfragen liegen jedoch in anderen Punkten:

- 1) In der Summe aller fünf Umfragen stehen breit gefächerte Informationen zur *Beschreibung* der unterschiedlichen Dimensionen von Netzwerk- und Unterstützungspotentialen zur Verfügung (s. Tabelle 4.1).
- 2) Die Umfragen stellen, jede für sich, viele Informationen zur Verfügung, um die insbesondere in soziologisch oder interdisziplinär orientierten Ansätzen der Unterstützungsforschung betonte Abhängigkeit informeller Netzwerke und Unterstützungsprozesse von *sozialen Kontexten* zu untersuchen. Sowohl von der Fallzahl als auch vom Material zur Erfassung von verschiedenen Lebenszusammenhängen her haben solche Umfragen Vorteile im Vergleich zu den meisten spezialisierten Fallstudien.
- 3) Es können mit einem *identischen Instrumentarium* und zum *gleichen Zeitpunkt* vergleichbare Informationen für die *Gesamtheit* der (erwachsenen)

Bevölkerung eingeholt werden. In spezielleren Untersuchungen und Fallstudien wird oft nur eine bestimmte Bevölkerungsgruppe (z.B. Verwitwete, Herzinfarkt-Rehabilitanten, Alleinerziehende) oder eine bestimmte Form von sozialer Unterstützung (z.B. Pflege, materielle Unterstützung, soziale Integration) angesprochen.

Die Wohlfahrtssurveys 1978, 1980, 1984 und 1988

Bei den sogenannten "Wohlfahrtssurveys" handelt es sich um Querschnittsbefragungen mit jeweils ca. 2000 Fällen.³⁵ Die Grundgesamtheit der Wohlfahrtssurveys bilden alle Personen mit deutscher Staatsbürgerschaft, die in der Bundesrepublik und West-Berlin in Privathaushalten leben und das 18. Lebensjahr vollendet haben. Aus dieser Grundgesamtheit wurde jeweils eine mehrstufige Zufallsstichprobe auf der Grundlage der jeweils neuesten ADM-Stichprobe (Arbeitskreis Deutscher Marktforschungsinstitute) gezogen. Auswahlseinheiten sind auf der ersten Stufe Stimm- und Wahlbezirke, auf der zweiten Stufe Privathaushalte und auf der dritten Stufe die Befragungspersonen selbst. Die Repräsentativität der Stichproben kann insgesamt als zufriedenstellend bezeichnet werden, mit einigen für Umfragen typischen Verzerrungen: "Junge, ledige und männliche Personen werden von den Interviewern nicht so leicht erreicht wie andere Gruppen; sie sind deshalb leicht unterrepräsentiert" (Glatzer/Zapf 1989:374). Für die Auswertung dieser Umfragedaten werden solche Verzerrungen durch die Anwendung eines "Personengewichts" bzw. eines "Haushaltsgewichts" korrigiert, d.h. es werden Anteile von bestimmten Personengruppen bzw. von Haushalten an der Gesamtstichprobe verringert oder vergrößert.³⁶

Die Wohlfahrtssurveys wurden im Sonderforschungsbereich 3 "Mikroanalytische Grundlagen der Gesellschaftspolitik" unter der Leitung von W. Zapf, W. Glatzer und H.-H. Noll entwickelt. Für den hier behandelten Themenbereich war insbesondere W. Glatzer zuständig. Das in der Bundesrepublik einzigartige Konzept der Wohlfahrtssurveys liegt darin, daß mehrere verschiedene Lebensbereiche nacheinander angesprochen werden und dabei jeweils sowohl *objektive Lebensbedingungen* als auch darauf bezogene *subjektive Einstellungen und Bewertungen* erhoben werden. Diese können dann zu verschiedenen globalen Maßen der

³⁵ Wohlfahrtssurvey 1978: 2012 Befragte; Wohlfahrtssurvey 1980: 2427 Befragte; Wohlfahrtssurvey 1984: 2067 Befragte; Wohlfahrtssurvey 1988: 2144 Befragte.

³⁶ Die genauen Gewichtungsfaktoren ergeben sich aus dem Vergleich der Merkmalsverteilungen in der Stichprobe mit den Daten der amtlichen Statistik. In den Wohlfahrtssurveys wurden die Personen nach Alter, Geschlecht und Bundesland, die Haushalte nach Bundesländern und Gemeindegrößenklassen gewichtet.

subjektiven Lebensqualität in Beziehung gesetzt werden.³⁷ Das Frageprogramm der bisher vier durchgeführten Wohlfahrtssurveys ist teilweise identisch, was die Möglichkeit bietet, etwas über den zeitlichen Verlauf der Wohlfahrtsentwicklung in der Bundesrepublik aussagen zu können.³⁸

Der Allbus 1986

Beim "Allbus" ("Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften") handelt es sich um eine alle zwei Jahre durchgeführte Bevölkerungsumfrage mit einem ebenfalls teilweise konstanten, aber insgesamt doch stärker als bei den Wohlfahrtssurveys wechselnden Frageprogramm. Das Forschungsprogramm wurde Mitte der siebziger Jahre als gemeinsames Vorhaben von ZUMA (Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen) in Mannheim und dem Kölner Zentralarchiv für empirische Sozialforschung konzipiert. Verantwortliche Antragsteller für die bisherige Serie der Allbus-Umfragen von 1980, 1982, 1984, 1986 und 1988 waren R.M. Lepsius, K.U. Mayer, W. Müller, H. Esser, F.U. Pappi, E.K. Scheuch und R. Ziegler. Die einzelnen Allbus-Umfragen haben unterschiedliche inhaltliche Schwerpunkte. Einer der inhaltlichen Schwerpunkte des hier verwendeten Allbus 1986 war die Zusatzbefragung "Soziale Beziehungen und Hilfeleistungen" als Teil einer international vergleichenden Untersuchung des "International Social Survey Programme" in Australien, Großbritannien, Bundesrepublik Deutschland, Österreich, Italien, Ungarn und den USA. Im Unterschied zu den Wohlfahrtssurveys sind im Allbus 1986 keine subjektiven Bewertungen sozialer Netzwerke und sozialer Unterstützung enthalten. Die Grundgesamtheit, aus der die Stichprobe für den Allbus gezogen wurde, ist mit der der Wohlfahrtssurveys identisch. Das gleiche gilt für die Vorgehensweise der Stichprobenziehung. Die realisierte Fallzahl liegt deutlich über der Fallzahl der Wohlfahrtssurveys, was die Einbeziehung spezieller Bevölkerungsgruppen in das Auswertungsdesign erleichtert. Die Fallzahl des Allbus 1986 liegt bei 3095 Befragten; davon haben 2809 Befragte auch den Sonderteil über "Soziale Beziehungen und Hilfeleistungen" beantwortet.

Innerhalb der Serie der Wohlfahrtssurveys sind die entsprechenden Frageformulierungen in aller Regel identisch. Dies gilt jedoch nicht unbedingt für Vergleiche zwischen Wohlfahrtssurveys und Allbus. So sind beispielsweise die Besuchshäufigkeiten mit Verwandten und Freunden in Wohlfahrtssurveys und

37 Einen Überblick über die mit diesem Konzept verbundenen Analysemöglichkeiten bietet insbesondere der von W. Glatzer und W. Zapf herausgegebene Band "Lebensqualität in der Bundesrepublik. Objektive Lebensbedingungen und subjektives Wohlbefinden", Frankfurt, New York 1984 sowie der Datenreport 1989.

38 Siehe dazu Kapitel 9.

Allbus unterschiedlich kodiert. Für die Analyse- und Vergleichsmöglichkeiten entscheidender sind jedoch die unterschiedlichen Frageformulierungen und Antwortkategorien bei verschiedenen Arten der sozialen Unterstützung. Zum Teil wird nach Hilfen für die eigene *Person*, zum Teil für den eigenen *Haushalt* gefragt; teilweise geht es um tatsächlich geleistete, teilweise auch um potentielle Hilfen; die Differenzierung der Netzwerkmitglieder, denen man hilft bzw. von denen man Hilfe erhält, reicht von innerhalb vs. außerhalb des eigenen Haushalts über Verwandte vs. Freunde/Bekannte vs. Nachbarn bis zur Nennung einzelner Personen.

Berücksichtigt man die Anzahl der Indikatoren, die Differenziertheit der Antwortkategorien und die Möglichkeiten, Zusammenhänge zwischen verschiedenen Analysedimensionen zu untersuchen, so liegt das Schwergewicht der Auswertungen eindeutig bei zwei der fünf Umfragen: dem Wohlfahrtssurvey 1984 und dem Allbus 1986. Die drei restlichen Wohlfahrtssurveys bieten zu diesen beiden Datensätzen lediglich einige Ergänzungen und - was ansonsten selten einmal möglich ist - die Gelegenheit zu einigen Längsschnittbetrachtungen.

4.3 Die Pluralisierung von Lebensformen

Mit *Lebensformen* bezeichne ich hier die verschiedenen haushaltsspezifischen Formen des Zusammenlebens in unterschiedlichen Lebensphasen. Diese Lebensformen können als "sozialstrukturelle Basis von Lebensstilen" (Zapf u.a. 1987:30f) oder auch als integraler Bestandteil derselben angesehen werden. Definiert man *Lebensstile* in einer bestimmten Sichtweise allgemein als "Formen der Angstbewältigung" und der Lebensführung, so gilt dies für *Lebensformen* speziell im Hinblick auf Formen des Zusammenlebens und einen spezifischen Aspekt der Angstbewältigung, nämlich die Angst vor Vereinsamung und Vereinzelung; und beziehen sich *Lebensstile* auf eine "Individualisierung der Sozialstruktur" insgesamt, so betrifft die Differenzierung von *Lebensformen* zunächst die Destandardisierung des Familienzyklus und die Erosion von Ehe und Familie als verbindliche Verhaltensmodelle und lebenslange Daseinsformen.

Insbesondere die auffällige Zunahme kleiner und nichtfamilialer Haushaltstypen wird häufig als ein Anzeichen für Vereinzelung und Isolationsgefahr interpretiert (vgl. Kap. 1). Die Privathaushalte werden im Schnitt immer kleiner, weil es immer weniger Kinder gibt³⁹ und der Anteil der Einpersonenhaushalte rasant

³⁹ Die durchschnittliche Kinderzahl je 100 Ehen betrug für den Ehejahrgang von 1900 fast 400 Kinder, für den Ehejahrgang 1940 noch ca. 210 und auch für den von 1960 noch knapp über

zunimmt - er liegt in Großstädten wie Frankfurt, Hamburg und München mittlerweile bei fast 50%, in Berlin sogar schon leicht darüber (Bundesdurchschnitt 1987: 35%, vgl. Datenreport 1989:45). Bei diesen Haushalten handelt es sich überwiegend um Verwitwete und in zweiter Linie um alleinwohnende, jüngere Singles.⁴⁰ Dazu gesellen sich zunehmend Geschiedene, die nicht bald wieder eine neue Ehe eingehen⁴¹, sowie Ledige, die spät oder gar nicht heiraten. Zusammen mit den Alleinerziehenden, den kinderlosen Paaren und den unverheiratet zusammenlebenden Paaren repräsentieren sie diejenigen Lebensformen, die die höchsten Zuwachsraten zu verzeichnen haben.⁴² Man kann diese Lebensformen noch weiter differenzieren, indem beispielsweise bei den Ein-Elternteil-Familien zwischen den "üblicheren" alleinerziehenden Mütter und den wesentlich selteneren alleinerziehenden Väter unterschieden oder in der Längsschnittperspektive nach Erst-, Zweit- und Drittehen unterschieden wird. Solche Lebensformen lassen sich jedoch bei der gängigen Stichprobengröße repräsentativer Bevölkerungsumfragen nicht mehr angemessen abbilden.⁴³

Wie im zweiten Kapitel dargestellt worden ist, können Haushaltsstrukturen allein kein angemessener Indikator für die soziale Integration und das Vorhandensein und die Qualität von Unterstützungsbeziehungen sein. Ob mit dem offensichtlichen Strukturwandel der Formen des Zusammenlebens eine "Liberalisierung" oder aber ein "Verlust an Gemeinschaft" verbunden ist, kann erst auf der Grundlage von Untersuchungen entschieden werden, die auch die Sozialbeziehungen außerhalb des eigenen Haushalts in die Untersuchung mit einbeziehen. Solche Untersuchungen haben nicht nur das Problem, kaum alle Formen der sozialen Unterstützung einbeziehen zu können, sondern sie kämpfen auch mit der Schwierigkeit, die Vielfalt der heute vorhandenen Lebensformen abzubilden. Zum einen wird eine entsprechende Typologie schnell unübersichtlich, wenn man alle theoretisch wichtigen Komponenten berücksichtigt will: Familienstand

200, fiel jedoch im Lauf der siebziger Jahre auf etwa 160 Kinder. Dieser Rückgang wurde auch durch vermehrte nichteheliche Geburten nicht ausgeglichen. Zur Bestandserhaltung der Bevölkerung wären übrigens 230 Kinder notwendig (Vierter Familienbericht:33f).

40 Die Einpersonenhaushalte befinden sich etwa zur Hälfte in Großstädten. Alleinwohnende Verwitwete machen mit 47% den größten Teil der Einpersonenhaushalte aus; Ledige stellen etwa ein Drittel (vorläufige Auswertungen der Volkszählung 1987).

41 Die Wiederverheiratungsquote von Geschiedenen ist zwischen 1965 und 1985 sowohl bei Männern als auch bei Frauen um mehr als 10% gesunken (Statistisches Jahrbuch 1989).

42 Der Anteil der *Alleinerziehenden* an allen Familien mit ledigen Kindern erreichte 1982 bereits 14%. Es kann sich dabei um Ledige, Geschiedene, Getrenntlebende oder Verwitwete handeln.

43 Für eine Übersicht über die demographische Entwicklung neuer Lebensformen vgl. auch Hoffmann-Nowotny 1987, Höpflinger 1987 und Lüscher/Schultheis/Wehrspau 1988.

und Haushaltsgröße, eheliches und nichteheliches Zusammenleben, Anzahl der Kinder und Alter der Kinder, Geschlecht, Alter und eventuell den Erwerbsstatus aller Haushaltsmitglieder. Zum zweiten ist bei einer Gesamt-Fallzahl von 2000 bis 3000 Befragten schnell die kritische Schwelle erreicht, ab der wegen zu geringer Fallzahlen für differenzierte Subgruppen keine Aussagen mehr möglich sind.

Tabelle 4.1: Typologie von familiären und nichtfamiliären Lebensformen

	WS 1984	Allbus 1986	Frauen ⁴	Alter ⁴
	N=	N=	%	ø
<i>Familienhaushalte</i>				
Paar ¹ , jüngstes Kind unter 6 Jahre	179	335	56	32
Paar, jüngstes Kind 6-12 Jahre	181	264	55	39
Paar, jüngstes Kind 13-17 Jahre	185	215	55	46
Paar, jüngstes Kind über 17 Jahre	224	216	47	53
Ledig, bei Eltern wohnend	230	208	39	22
Alleinerziehende	57	84	75	38
<i>Nichtfamiliäre Haushalte</i>				
Paar ohne Kind ² , 18-29 Jahre	66	152	54	25
Paar ohne Kind, 30-59 Jahre	82	132	36	42
Paar ohne Kind, 60 Jahre und älter	45	43	37	67
Paar, "leeres Nest", unter 60 Jahre	111	169	54	52
Paar, "leeres Nest", 60 Jahre und älter	225	246	47	67
Ledig, alleinwohnend, unter 35 Jahre	68	189	42	25
Ledig, alleinwohnend, 35 Jahre und älter	42	88	64	54
Getrennt oder geschieden Lebende ohne Kind ³	65	124	50	50
Verwitwete, mit Kind ²	160	275	83	68
Verwitwete, ohne Kind ²	37	47	89	66
Sonstige (in die Typologie nicht einordenbar)	111	22		
<i>Insgesamt</i>	1956	2787	54	45

(1) Die Bezeichnung "Paar" bezieht sich auf Befragte, die - verheiratet oder unverheiratet - mit einem Lebenspartner zusammenwohnen. Sind Kinder vorhanden, handelt es sich fast ausschließlich um Ehepaare.

(2) Kind inner- oder außerhalb des eigenen Haushalts

(3) Kind im Haushalt

(4) Angaben aus dem Allbus 1986

Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1984, Allbus 1986

Familiale und nichtfamiliale Lebensformen

Eine einzige geschlossene Typologie von Lebensformen könnte diesen Anforderungen nicht gerecht werden. Die hier gewählte Lösung ist eine mehrfach gegliederte Vorgehensweise, deren Grundstock eine Typologie von fünf familialen und elf nichtfamilialen Lebensformen ist (vgl. Tabelle 4.1). In diese insgesamt 16 Kategorien ließ sich die Gesamtzahl der Befragten ziemlich vollständig einordnen.

Die Definition der einzelnen Lebensformen orientierte sich nicht ausschließlich an haushaltsinternen Strukturmerkmalen, wie die Differenzierung der Verwitweten und die Unterscheidung von Paaren ohne Kinder von Paaren in der Phase des "leeren Nestes" zeigen. Eine logische Überschneidung⁴⁴ ergab sich zwischen der Kategorie der Alleinerziehenden und der Kategorie der Verwitweten mit Kindern. Das Problem wurde so gelöst, daß dann, wenn die Kinder der Verwitweten erwachsen sind, die Fälle unter der Kategorie "Verwitwete" zu finden sind, und dann, wenn minderjährige Kinder vorhanden sind, die Fälle unter die Kategorie "Alleinerziehende" eingeordnet wurden. Einer Erläuterung bedarf auch die Bezeichnung der "nichtfamilialen Haushalte". Bei ihnen handelt es sich nicht immer um Alternativen zu Familie, wie es bei älteren Paaren ohne Kinder oder bei älteren Ledigen der Fall sein mag. In den allermeisten Fällen handelt es sich um mutmaßlich oder tatsächlich dem Leben in Familienhaushalten vorgelagerte oder nachfolgende Lebensformen. Unter 30jährige Paare ohne Kinder werden zum größten Teil noch Kinder bekommen, und auch die jungen Ledigen werden zum größten Teil noch Familien gründen; die Verwitweten mit Kindern und die Paare in der Phase des "leeren Nestes" schließlich sind schon definitionsgemäß Personen, die früher in Familien gelebt haben. Schon an der Definition dieser Lebensformen wird deutlich, daß "für den einzelnen Menschen ... Familie ein dynamischer Prozeß" ist, der nicht auf das zeitweise Zusammenleben der Kerngemeinschaft von Eltern und Kindern im selben Haushalt beschränkt ist (Vierter Familienbericht:III). Diese Lebensformen sind also in ihrer Mehrzahl nicht Ausdruck einer lebenslangen Abkehr von der Familie. Sie sind vielmehr das Ergebnis eines größer gewordenen Anteils der Lebenszeit, der nicht mehr in Familienhaushalten verbracht wird, und zwar vor allem aufgrund einer verzögerten Familiengründung am Anfang des Erwachsenenlebens sowie einer verlängerten Lebenserwartung an seinem Ende.

Bei der vergleichenden Gegenüberstellung dieser Lebensformen gilt ein besonderes Augenmerk eventuellen Unterschieden, die zwischen *strukturell gleichen* Haushalten, aber unterschiedlichen Lebensphasen auftreten. Dies betrifft in

⁴⁴ Diese Überschneidung betrifft zwölf Fälle im Wohlfahrtssurvey 1984 und 19 Fälle im Allbus 1986.

der vorliegenden Typologie beispielsweise die Einpersonenhaushalte von Ledigen versus die von getrennt bzw. geschieden Lebenden oder die der Paare ohne Kinder versus die von Paaren in der Phase des "leeren Nestes". Zum zweiten können die gleichen Positionen und Haushaltsformen in unterschiedlichem Alter eine verschiedene Bedeutung haben. Beispiele sind jüngere versus ältere Ledige, jüngere versus ältere Paare ohne Kinder sowie Paare mit unterschiedlich alten Kindern (wobei im Schnitt natürlich auch die entsprechenden Eltern unterschiedlich alt sind; vgl. Tabelle 4.1).

In der Lebenslauf- und Biographieforschung herrscht Einigkeit darüber, daß sich der Lebenslauf für Männer und Frauen sehr unterschiedlich darstellt, d.h. auch: bestimmte Lebensphasen für Männer und Frauen eine unterschiedliche Bedeutung haben können. Sie sind in den einzelnen Lebensphasen in unterschiedlichem Ausmaß verschiedenen Lebenssphären verpflichtet, wobei die Spannung zwischen Beruf und Familie im Vordergrund steht (Fiske 1980). Die in Tabelle 4.1 aufgeführten Lebensformen sind deshalb auch die Grundlage für einen Vergleich von Männern und Frauen in den einzelnen Lebensphasen. Zu diesem Zweck mußten allerdings einige Kategorien zusammengefaßt werden, wenn die Fallzahlen für eine geschlechtsspezifische Betrachtungsweise zu klein geworden wären. Außerdem wurde bei den Familien mit Kindern der vorherrschenden gesellschaftlichen Arbeitsteilung insofern Rechnung getragen, als Männer und Frauen zusätzlich nach ihrer Erwerbsbeteiligung unterschieden werden.

Die Unterscheidung von Lebensformen in verschiedene, mehr oder weniger aufeinanderfolgenden Lebensphasen verleitet dazu, entsprechende Differenzen im Sinne von Lebensverläufen, d.h. als dynamische *Veränderungen*, zu interpretieren. Auch wenn eine solche Interpretation bei den folgenden Analysen einmal anklingen sollte, ist sie streng genommen nicht korrekt. Die Typologie beschreibt ausschließlich Querschnittsdaten, und mit solchen Daten lassen sich lediglich statische Momentaufnahmen dynamischer Lebensläufe machen. Ergebnis ist die Unterscheidung (Klassifikation) von mit dem Alter implizit oder explizit verbundenen *Positionssequenzen*, von "Rollen und Rollenkonstellationen" (Neugarten/Datan 1978:169). Es gibt ein am Familienzyklus orientiertes "Normal-Ablaufprogramm", beginnend mit dem Auszug aus dem Elternhaus, Heirat bis etwa zum 30. Lebensjahr, Kindern in verschiedenen Stadien wie Kleinkind, Schulkind, erwachsenes Kind, schließlich dem Auszug der Kinder aus dem Elternhaus und der Phase des "leeren Nestes" sowie möglicherweise, vor allem für Frauen, der Verwitwung. Das Zusammenleben ohne Heirat⁴⁵, späte

⁴⁵ Die in der Typologie vorgenommene Gleichsetzung von *ehelichen* und *nichtehelichen Lebensgemeinschaften* unter der Sammelkategorie "Paar" wird in Kapitel 5.1 auf ihre "Zulässigkeit" hin überprüft. D.h., es wird untersucht, ob bzw. inwieweit sich Personen in ehelichen und nichtehelichen Lebensgemeinschaften hinsichtlich ihrer Einbindung in ver-

Heiraten oder sogar dauerhafter Verzicht auf eine feste Partnerbindung bzw. Ehe, Alleinerziehende, Kinderlosigkeit und Scheidungen stellen Abweichungen von diesem Normalprogramm dar. Es können damit nicht Veränderungen über individuelle Lebensverläufe hinweg untersucht werden, sondern "nur" Unterschiede zwischen Personen, die sich zum Befragungszeitpunkt in unterschiedlichen Lebensformen und Lebensphasen befinden. Gemessen wird also beispielsweise, ob *derzeit* alte Menschen andere Kontakt- und Unterstützungspotentiale haben als *derzeit* junge Menschen, und nicht, ob sich Kontakt- und Unterstützungspotentiale generell oder für bestimmte Gruppen mit zunehmendem Alter ändern. Worauf entsprechende Unterschiede letztendlich zurückzuführen sind, kann hier nicht geklärt werden.⁴⁶ Wenn also beispielsweise Unterschiede zwischen einem jüngeren und einem älteren Teil der Altenbevölkerung interpretiert werden, so liegt eine altersspezifische Erklärung zwar nahe. Inwieweit sich damit jedoch kohortenspezifische Effekte ("Kohortenschicksale") vermischen (die dann als altersspezifische interpretiert werden), bleibt dabei ohne jede Überprüfung.

Alte und sehr alte Menschen

Neben den sogenannten "neuen Lebensformen" ist es vor allem die rapide Zunahme des Anteils der alten Menschen an der Gesamtbevölkerung, die für Aufregung bei Sozialwissenschaftlern und Sozialpolitikern sorgt. Insbesondere der Anteil der sogenannten "Hochbetagten", also Menschen, die über 80 oder sogar über 90 Jahre alt werden, hat sprunghaft zugenommen und wird wohl auch weiter überproportional ansteigen.⁴⁷ Diese demographischen Veränderungen und das verstärkte Interesse an der Altenbevölkerung haben mittlerweile den Blick dafür geschärft, daß es "die Alten" so nicht gibt, daß es sich bei den über 60jährigen keineswegs um eine homogene Bevölkerungsgruppe mit mehr oder weniger gemeinsamen Bedürfnissen, Beschwerden, Handlungsinteressen und -möglichkeiten handelt. Es spricht einiges dafür, daß die über 60jährigen in sich heterogener sind als die jungen und mittleren Generationen, denn die Spanne von 60 bis ungefähr 90 Jahren macht immerhin etwa ein Drittel des gesamten Lebens und fast die Hälfte des Erwachsenenlebens aus. Zudem besagt die These des

wandtschaftliche und nichtverwandtschaftliche Beziehungen sowie hinsichtlich des Unterstützungsverhaltens zwischen den Partnern selbst unterscheiden.

46 Vgl. dazu auch Kaufmann et al. 1989:84ff.

47 Nach einer Vierten Familienbericht (S.30) erwähnten Modellrechnung wird der Anteil der über 60jährigen innerhalb der deutschen Bevölkerung von 21% im Jahre 1984 auf 37% im Jahre 2030 weiter anwachsen. Innerhalb dieser "Altenbevölkerung" werden wiederum vor allem die Anteile der 60- bis 70jährigen sowie der über 85jährigen überproportional ansteigen.

"differentiellen Alterns" (Lehr/Thomae 1987), daß das Altern kein homogener Prozeß ist, sondern eine erhebliche Variabilität sowohl hinsichtlich des Verlaufs in einzelnen Funktionsbereichen (z.B. Intelligenz, körperliche Beweglichkeit, Gesundheit, soziale Kompetenzen) als auch für verschiedene Personen und Personengruppen aufweist. Und schließlich haben die wenigen detaillierteren Untersuchungen gezeigt, daß oft weniger das Alter an sich bedeutsam ist als vielmehr spezifische soziale Kontextbedingungen, persönliche und situative Veränderungen sowie die Einstellungen, Erwartungen und Verhaltensweisen der anderen Menschen - in der unmittelbaren sozialen Umgebung wie in der Öffentlichkeit.⁴⁸

Zwei in der Öffentlichkeit besonders hervorgehobene Gruppen innerhalb der Altenbevölkerung machen im Vergleich diese Spannweite deutlich: Die gesunden, unternehmungslustigen, sogenannten "jungen Alten" auf der einen und die dauerhaft Pflegebedürftigen auf der anderen Seite. Beide "Extremgruppen" berühren, wenn auch auf unterschiedliche Weise, ein gemeinsames Problem: "Das Thema der neunziger Jahre wird die Problematik der 'autonomen Lebensweise' sein" (Hummel 1988:159). Bei den jüngeren Alten steht dabei eventuell auch das Freiwerden von einengenden Verwandtenkontakten und -verpflichtungen auf der Tagesordnung (Beispiel: dauerndes Kinderhüten), bei den Hochbetagten dagegen gerade umgekehrt die Unterstützung durch Verwandte oder andere Personen außerhalb des eigenen Haushalts, die ihnen das gewünschte Beibehalten einer eigenen Haushaltsführung ermöglichen kann.

Aus diesen Gründen schien es für diese Untersuchung angebracht, die Altenbevölkerung noch einmal intern in zwei Altersgruppen aufzuspalten und zu untersuchen, ob sich damit auch eine weitere Differenzierung der Kontakt- und Unterstützungspotentiale verbindet. Operational wurde die Grenze zwischen "jungen" und "alten" Alten mit dem 75. Lebensjahr festgelegt (vgl. Tabelle 4.2). Innerhalb beider Alterskategorien wurde dann zwischen Personen, die mit einem Lebenspartner zusammenleben, und alleinwohnenden Personen (zu fast 90% Verwitwete) unterschieden. Die Anzahl der Verwitweten in Mehrpersonenhaushalten⁴⁹ war zu gering, um sie weiter nach dem Alter aufzuspalten.⁵⁰

48 "Alter an sich" meint in diesem Zusammenhang das Nachlassen körperlicher und psychischer Fähigkeiten.

49 Dabei handelt es sich fast ausschließlich um reine Verwandten-Haushalte, und zwar mehrheitlich um ein Zusammenwohnen mit der Familie eines der Kinder.

50 In der Altersgruppe der 60- bis 65jährigen Bevölkerung in Privathaushalten (Deutsche) lebten nach Angaben des Statistischen Bundesamtes im Jahr 1982 30% der Frauen und 7% der Männer in Einpersonenhaushalten. In der Altersgruppe der über 74jährigen waren es bereits 61% der Frauen und 22% der Männer. Aufgrund der um ca. sieben Jahre längeren Lebenserwartung handelt es sich bei den Einpersonenhaushalten mit zunehmendem Alter immer ausschließlicher um Frauen. Von der über 65jährigen Wohnbevölkerung insgesamt lebten im

Tabelle 4.2: Sozialmerkmale und Gesundheit alter und sehr alter Menschen

	Anzahl	Alter	Anteil Frauen	regelmäßige Medikamenteneinnahme	Behinderung
	N=	Ø	%	%	%
bis 74 Jahre					
verheiratet	343	65	54	64	29
alleinwohnend	205	65	77	69	26
75 Jahre und älter,					
verheiratet	57	78	34	74	26
alleinwohnend	109	79	92	83	29
Verwitwete in Verwandtenhaushalten	38	67	81	66	16

Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1984

Die Indikatoren in Tabelle 4.2 bestätigen, daß zwischen den beiden Altersgruppen zum Teil erhebliche Unterschiede sowohl bezüglich sozialstruktureller Merkmale als auch hinsichtlich des jeweiligen Gesundheitszustands bestehen. Unter den Hochbetagten überwiegt als Lebensform mit Abstand die Gruppe der Alleinwohnenden. In dieser Altersgruppe haben wir es aufgrund der geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Lebenserwartung vor allem mit einer Population von Witwen zu tun. Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes kamen im Jahr 1988 bei den 74jährigen auf einen Mann etwa zwei Frauen, bei den 87jährigen schon drei Frauen. Damit entfällt für den größten Teil der älteren Bevölkerung - nämlich den Großteil der Frauen - schon von vorneherein jede Möglichkeit, mit einem Partner zusammenzuleben. Wie sich an den häufigeren Medikamenteneinnahmen ablesen läßt, scheinen die Alleinwohnenden einen im Durchschnitt schlechteren Gesundheitszustand aufzuweisen als ihre verheirateten Altersgenossen. Diese Beobachtung paßt zu den Ergebnissen sozialepidemiologischer Untersuchungen, nach denen das Leben in einer Ehegemeinschaft Vorteile im Hinblick auf die Krankheitsanfälligkeit und die Morbidität mit sich bringt, d.h.: Verheiratete haben im Schnitt eine höhere Lebenserwartung und einen besseren Gesundheits-

gleichen Jahr nur 16% mit Kindern und/oder Enkeln und nur 3% mit anderen Verwandten zusammen (Angaben des Statistischen Bundesamtes, zitiert im Vierten Familienbericht:39).

zustand als nichtverheiratete Personen.⁵¹ Erwartungsgemäß bestehen auch zwischen den beiden Altersgruppen signifikante Unterschiede hinsichtlich des Gesundheitszustandes: Hochbetagte nehmen häufiger regelmäßig Medikamente ein als die unter 75jährigen.

Doppelerwerbstätigkeit von Ehepartnern

Über die Folgen, die sich aus der Doppelerwerbstätigkeit von Ehepartnern für deren Außenkontakte und Unterstützungsverhalten ergeben, können unterschiedliche und zum Teil auch gegensätzliche Vermutungen angestellt werden. Kontakte und Unterstützungsbeziehungen werden hier dazu sowohl aus der Sicht der -erwerbstätigen oder nicht erwerbstätigen - Frauen berufstätiger Männer betrachtet als auch umgekehrt aus der Perspektive der Partner von erwerbstätigen Frauen und Hausfrauen. Zusätzlich werden jeweils drei Kontextbedingungen unterschieden: Haushalte ohne Kinder, Familienhaushalte, in denen das jüngste Kind höchstens zwölf Jahre alt ist, sowie Familienhaushalte, in denen das jüngste Kind dreizehn bis siebzehn Jahre alt ist.

Einerseits gibt es eindeutige Hinweise dafür, daß bessere Möglichkeiten des Kontakteknüpfens eine der hauptsächlichen Motivationen für die Erwerbstätigkeit verheirateter Frauen sind (z.B. Berger-Schmitt 1986). Andererseits kann die Doppelbelastung von Berufs- und Hausarbeit - eventuell inklusive Kinderbetreuung - den Freizeitbereich und die Möglichkeit, nach außen zu gehen, erheblich einschränken. Einerseits gilt das Hausfrauendasein als eine - zumindest förderliche - Voraussetzung dafür, daß die Ehefrau sich auf die "Beziehungsarbeit" innerhalb der Familie, d.h. die Umsorgung ihres Mannes und ihrer Kinder konzentriert. Andererseits ist die reine Mutter- und mehr noch die reine Hausfrauen-Rolle in großen Teilen der Öffentlichkeit und auch im Bewußtsein vieler Frauen zu einer unattraktiven Verzichtsfigur geworden, so daß sie allein deswegen ein Potential für Spannungen und Konflikte in Ehe und Familie darstellen kann (Pross 1981, Beck-Gernsheim 1988, Berger-Schmitt 1986).⁵² Einerseits stellt die Vereinigung von Beruf sowie Ehe und Familie die faktische Kombination von zunehmend gleichermaßen hochbewerteten Lebenszielen von Frauen dar und scheint somit ein "WohlfahrtsMaximum" darzustellen. Andererseits ist der

51 Es gibt unterschiedliche Auffassungen darüber, warum das so ist. Eine Hypothese besagt, daß Verheiratete *weniger Streß* zu bewältigen haben als unverheiratete Personen (Pearlin/Johnson 1977). Eine andere Hypothese geht dahin, daß eine Ehe mehr oder bessere Ressourcen für die *Bewältigung von Streß* bereitstellt (Kessler/Essex 1982).

52 Pearlin und Turner (1987) bezeichnen in ihrem Überblicksartikel eine durch Kindererziehung, Pflegeverpflichtungen oder sonstige Gründe erzwungene Nichterwerbstätigkeit von an sich berufsorientierten Frauen als einen der hauptsächlichen Streßfaktoren im Familienleben.

tatsächliche Versuch, beide Optionen zu vereinbaren, zumindest unter den derzeitigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in der Bundesrepublik mit erheblichen Belastungen und Kompromissen verbunden (Simm 1989).

Alle diese Unterscheidungen - Lebensformen insgesamt und für Männer versus Frauen, alte versus sehr alte Menschen sowie Doppelerwerbstätigkeit - wurden in den folgenden Kapiteln für alle Indikatoren untersucht. In die Ergebnisdarstellung in Form von Tabellen und Schaubildern gehen davon jeweils zumindest die Differenzierungen nach den Lebensformen in Tabelle 4.1 ein. Weitere Ergebnisse werden nur dann ausführlicher dargestellt, wenn es auch entsprechende Unterschiede zu berichten gibt.

Multivariate Verfahren

Zusätzlich zu diesen Verteilungen wurden für jeden Gegenstandsbereich multivariate Analysen gerechnet, um den bereinigten Effekt der verschiedenen sozialstrukturellen Bedingungsfaktoren des Unterstützungshandelns zu bestimmen und so an die im dritten Kapitel dargestellten Hypothesen anzuknüpfen. Für die dabei als abhängige Variablen zu untersuchenden Konstrukte erwies sich jeweils eine qualitative Kodierung den theoretischen Annahmen gegenüber als angemessener im Vergleich zu intervallskalierten Konstrukten. Von den für derartige Analysen in Frage kommenden Auswertungsverfahren wurde die Logit-Analyse als durchgängig verwendetes Verfahren ausgewählt, weil es neben der Analyse mit dichotomen abhängigen Variablen auch die Variante eines multinomialen Modells bereithält und so die Analyse von abhängigen Variablen mit mehreren Merkmalsausprägungen ermöglicht. Die Auswertungen für diese Modelle erfolgten mit Hilfe des Programmes LIMDEP (Greene 1988), während alle anderen Berechnungen mit dem Programmpaket SPSSX erfolgten.

Ähnlich wie bei einer linearen Regression zeigen die Koeffizienten für die einzelnen Prädiktoren in einem Logit-Modell deren relative Bedeutung dafür an, welche Merkmalsausprägungen die abhängige Variable annimmt. Im Unterschied zur linearen Regression werden die Parameter jedoch nicht auf der Basis der OLS-Methode ("ordinary least squares") berechnet, sondern nach der Maximum-Likelihood-Methode geschätzt. Grundlage für die Berechnung der Schätzwerte ist die mehrdimensionale Kreuztabelle mit allen im Modell enthaltenen Variablen. Dabei werden die Parameter der Funktionsgleichung in mehreren Iterationen so festgelegt, daß die Wahrscheinlichkeit maximiert ist, daß durch die Parameter insgesamt die empirisch ermittelten Stichprobenwerte richtig vorhergesagt werden. Im Unterschied zu linearen Regression ist der Wert, den die abhängige Variable jeweils annimmt, jedoch nicht exakt durch die Wertekombination der unabhängigen Variablen bestimmt, sondern beruht auf einer Schätzung über die

jeweiligen Zellenbesetzungen der mehrdimensionalen Kreuztabelle, d.h. über das Größenverhältnis der verschiedenen Ausprägungskombinationen aller Variablen untereinander.⁵³

Wie bei den gewohnten Regressionskoeffizienten geben die Koeffizienten in Logit-Modellen die Richtung des direkten Effekts des jeweiligen Prädiktors an (positiv oder negativ), und es gilt ebenfalls, daß der Effekt umso stärker ist, je größer der Wert des Koeffizienten ist. Sie können allerdings nicht analog der linearen Regression im Sinne einer proportionalen Reduktion des Vorhersagefehlers interpretiert werden. Über die t-Verteilung können die Koeffizienten inferenzstatistisch abgesichert werden, abgestuft nach den üblichen Signifikanzniveaus (Irrtumswahrscheinlichkeiten von 0,1%, 1% und 5%).

Der Unterschied zwischen dem "normalen", d.h. binären, und dem multinomialen Logit-Modell liegt darin, daß im ersten Fall die Zielvariable nur zwei Ausprägungen hat, während es im zweiten Fall mehr als zwei Ausprägungen sind. Ein Beispiel für eine binäre Zielvariable ist also das Vorhandensein eines "besten Freundes bzw. einer besten Freundin" mit den zwei Möglichkeiten "ja" oder "nein". Die Logit-Koeffizienten beziehen sich hier also auf die Wahrscheinlichkeit der einen Alternative ("ja") in Relation zur entsprechenden Komplementärwahrscheinlichkeit ("nein") - oder umgekehrt. Ein Beispiel für eine multinomiale Zielvariable ist die Unterscheidung verschiedener Hilfeleistungen für andere Personen mit den folgenden vier Ausprägungen bzw. Alternativen: (1) keinerlei Hilfeleistung für Andere, (2) nur handwerkliche Hilfen, (3) nur personenbezogene Hilfen sowie (4) sowohl handwerkliche als auch personenbezogene Hilfe. Hier geht es dann nicht nur um die Wahrscheinlichkeit einer bestimmten Alternative im Verhältnis zur entsprechenden Komplementärwahrscheinlichkeit, sondern zusätzlich um die Wahrscheinlichkeiten jeder einzelnen Alternative im Vergleich zu den anderen. Zur Berechnung dieser Wahrscheinlichkeiten muß eine der Alternativen als Kontrast gesetzt werden - hier bietet sich die erstgenannte Alternative an - , so daß je für alle drei anderen Möglichkeiten konditionale Logit-Werte im Verhältnis zu dieser Referenzmöglichkeit berechnet werden können. Diese konditionalen Logit-Koeffizienten messen dann die relative Bedeutung einzelner Prädiktoren für die Wahrscheinlichkeit einer bestimmten Entscheidungsalternative (also zum Beispiel die Wahrscheinlichkeit, sowohl handwerkliche als auch personenbezogene Hilfen zu leisten) in Kontrast zu einer anderen (hier: keinerlei Hilfe zu leisten) unter Berücksichtigung der beiden weiteren Möglichkeiten (nur handwerkliche bzw. nur personenbezogene Hilfe), wobei diese Wahrscheinlichkeitsberechnungen für alle Alternativen (d.h. alle drei außer der Referenz-Alternative) berechnet werden.

⁵³ Für eine ausführlichere Erläuterung siehe Amemiya 1981, McFadden 1984, Urban 1990.

5. Kontakte und soziale Isolation

5.1 Eheliche und nichteheliche Lebensgemeinschaften im Vergleich

Seit Beginn der siebziger Jahre hat die Anzahl der unverheiratet zusammenlebenden Paare in der Bundesrepublik deutlich zugenommen. Diese Entwicklung folgt einem Trend, der in fast allen westlichen Ländern anzutreffen ist, am stärksten in Skandinavien.⁵⁴ Er hat dazu geführt, daß die Rechtsform der Ehe heute nicht mehr die allein akzeptierte Form der sexuellen Partnerschaft von Männern und Frauen ist. Dies gilt - zumindest bis heute - nur für kinderlose Partnerschaften, denn "die informelle Partnerbeziehung wird immer noch häufig in die legalisierte Form überführt, sobald ein Kind erwartet oder gewünscht wird" (Nave-Herz 1988:67). Verschiedenen Untersuchungen zufolge können nicht alle nichtehelichen Lebensgemeinschaften als bloße "Vorstufen" zu einer Ehe bzw. zur Familiengründung angesehen werden (Meyer/Schulze 1983). Diese Charakterisierung dürfte jedoch für den größten Teil der nichtehelichen Lebensgemeinschaften zutreffend sein.⁵⁵ Vermutlich stellen sie nur für den kleineren Teil eine mehr oder weniger bewußt als Alternative zur Ehe konzipierte neue Form des Zusammenlebens dar (Nave-Herz 1988:68). In beiden Fällen handelt es sich jedoch um eine Form des Zusammenlebens, die die Ehe teilweise und zumindest für einen Teil des Lebens ersetzt hat. Inwiefern sich eheliche und nichteheliche Partnerschaften tatsächlich unterscheiden, soll hier für den Bereich der Alltagskontakte und Unterstützungsbeziehungen untersucht werden. Es geht dabei um die Frage, inwieweit eheliche und nichteheliche Lebensgemeinschaften diesbezüglich als

⁵⁴ Für entsprechende Übersichten siehe Meyer/Schulze 1983, Wingen 1984, Höpflinger 1987 und Burkart/Fietze/Kohli 1989. Für die Bundesrepublik Deutschland hat das Statistische Bundesamt auf der Grundlage des Mikrozensus geschätzt, daß die Zahl der nichtehelichen Lebensgemeinschaften zwischen 1972 und 1982 um das 3,7fache zugenommen hat, und zwar von 136 000 auf 515 000. Damit stellten sie nach Berechnungen von Clausen (1985) ca. zwei Prozent aller Privathaushalte. Hinter dieser Kategorie der nichtehelichen Lebensgemeinschaften stehen jedoch wieder ganz verschiedene Lebensverläufe und Biographie-Stationen. Es kann sich beispielsweise um Verwitwete, Ledige oder Geschiedene handeln, um Versorgungsgemeinschaften im Alter oder um "Ehen auf Probe" bei jungen Menschen.

⁵⁵ Nach Auswertungen der ersten und zweiten Welle des Sozio-ökonomischen Panels sind von den nichtehelichen Lebensgemeinschaften zum Erhebungszeitpunkt 1984 bereits ein Jahr später nur noch 79% übrig geblieben. In 2% der Fälle der Fälle kam ein Kind hinzu, wobei in jeweils einem Prozent der Status der nichtehelichen Lebensgemeinschaft (zunächst) erhalten

funktional äquivalent angesehen werden können. Dabei wird hier zwischen dem "Binnenverhältnis" der Partner zueinander sowie dem "Außenverhältnis" zum jeweiligen sozialen Umfeld unterschieden.

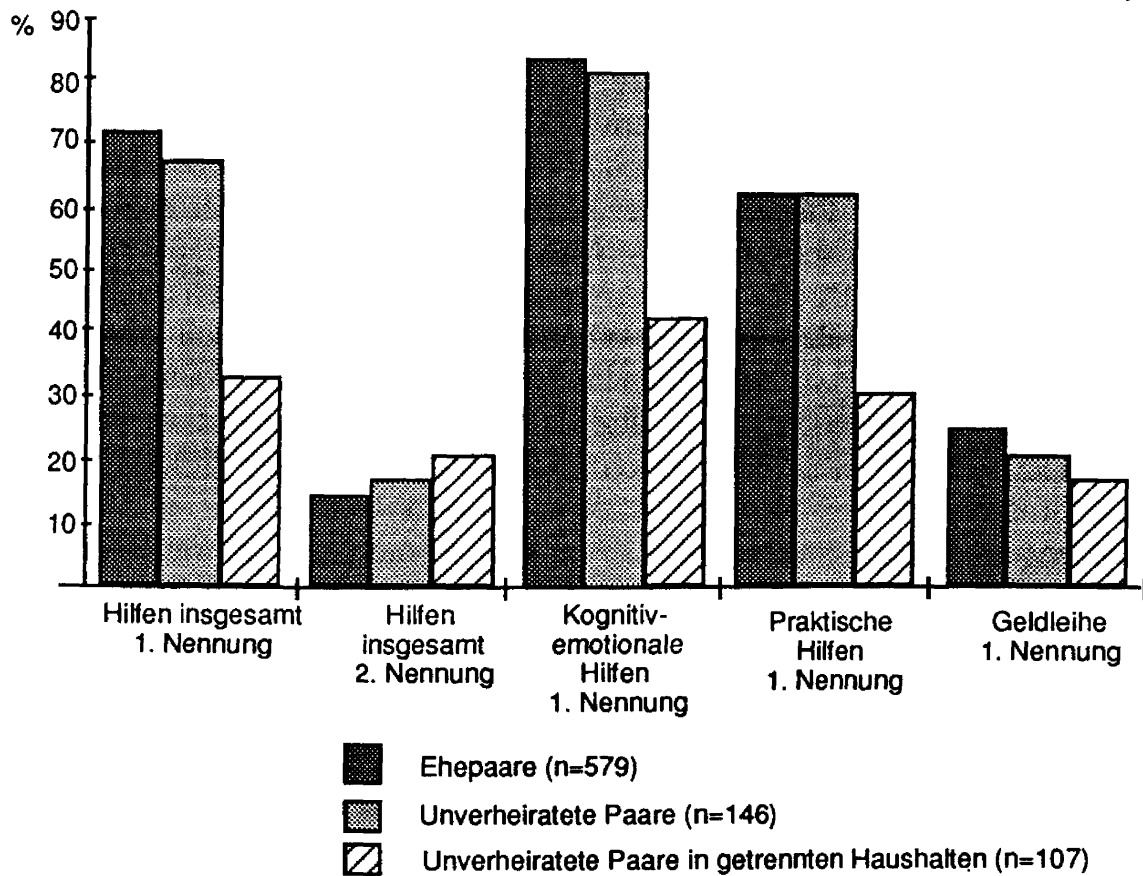
Das *Binnenverhältnis* wird über die Bedeutung des Partners als Helfer bei einer Reihe von Unterstützungsleistungen in verschiedenen Bedarfssituationen untersucht, und zwar bei zwei praktischen Hilfen (Arbeiten in Wohnung und Garten sowie die Versorgung bei vorübergehender krankheitsbedingter Bettlägerigkeit), drei kognitiv-emotionalen Hilfen (Hilfe bei Niedergeschlagenheit, Rat bei wichtigen Veränderungen im Leben, Besprechen ernster Sorgen und Schwierigkeiten) sowie beim Ausleihen einer größeren Geldsumme. Dabei werden drei unterschiedlich formalisierte Partnerschaftsverhältnisse miteinander verglichen: verheiratet versus unverheiratet im selben Haushalt zusammenlebende Paare versus unverheiratete, in getrennten Haushalten lebende Paare. Um eine bessere Vergleichbarkeit der Gruppen untereinander zu gewährleisten, werden ausschließlich kinderlose Partnerschaften betrachtet. Da die genannten Partnerschaftsformen altersstrukturell und auch geschlechtsspezifisch etwas ungleich in der Stichprobe verteilt sind, wurden diese beiden Faktoren mittels multipler Klassifikationsanalysen konstant gehalten (vgl. Schaubild 5.1).⁵⁶

Hinsichtlich der innerhalb der jeweiligen Partnerschaften füreinander geleisteten sozialen Unterstützung können eheliches und nichteheliches Zusammenleben als funktional weitgehend äquivalent angesehen werden. In beiden Gruppen ist der jeweilige Lebenspartner die mit Abstand wichtigste Möglichkeit, sowohl praktische als auch kognitiv-emotionale Unterstützung zu erhalten. Selbst beim Leihen einer größeren Geldsumme, die ja in starkem Ausmaß Vertrauen in den Verpflichtungscharakter einer Beziehung voraussetzt, sind die Unterschiede zwischen ehelich und unehelich zusammenwohnenden Paaren nicht signifikant. Insgesamt scheinen die nichtehelich zusammenlebenden Paare ihrem Partnerschaftsverhältnis also einen vergleichbaren Verpflichtungscharakter im Hinblick auf wechselseitige soziale Unterstützung zuzuschreiben wie die verheirateten Paare.

blieb bzw. in eine Ehe gemündet hat. 12% haben auch ohne Kind innerhalb eines Jahres geheiratet, und 7% haben sich innerhalb Jahresfrist getrennt (Witte 1987:371).

- 56 Unverheiratete Paare mit Kindern sind zu selten, als daß sie in einer repräsentativen Umfrage der genannten Stichprobengröße bereits ausreichend für eine Analyse vertreten wären. Als wesentliche Determinanten von Netzwerkstrukturen und Unterstützungsverhalten hätte ihre ungleiche Verteilung innerhalb der einzelnen Untersuchungsgruppen zu einer erheblichen Verzerrung der Ergebnisse führen können (vgl. Kapitel 5.5).

Schaubild 5.1: Nennung des jeweiligen Partners als Hilfeinstanz in unterschiedlichen Partnerschaftsverhältnissen (nur Paare ohne Kinder)



Erläuterungen:

Hilfen insgesamt: Prozentanteil Nennung Partner an allen Helfer- Nennungen bei mindestens einer der folgenden Hilfeleistungen: Arbeiten in der Wohnung oder im Garten/Hilfe bei Grippe mit Bett- lägerigkeit/Hilfe bei Niedergeschlagenheit/um Rat fragen bei wich- tigen Veränderungen im Leben/Reden über das Problem, das zur Zeit die größten Sorgen und Schwierigkeiten bereitet.

Kognitiv-emotionale Hilfen: Nennung bei den drei letztgenannten Hilfen insgesamt

Praktische Hilfen: Nennung bei den beiden erstgenannten Hilfen insgesamt

1./2. Nennung: Frage: An wen würden Sie sich zuerst bzw. als zweites wenden?

Datenbasis: Allbus 1986

Von diesen beiden Gruppen unterscheiden sich die Paare, die in getrennten Haushalten leben, jedoch sehr deutlich: der jeweilige Partner wird dort nur etwa halb so oft als vorrangigste Hilfequelle genannt. Es kann hier nicht eindeutig geklärt werden, worauf diese deutlichen Unterschiede letztendlich zurückzuführen sind. Es scheint allerdings wenig plausibel, sie hauptsächlich dem formalen Merkmal der (fehlenden) gemeinsamen Haushaltszugehörigkeit zuzuschreiben. Dann müßten die Unterschiede zwischen den zusammenwohnenden und den nicht zusammenwohnenden Paaren stärker nach einzelnen Arten der sozialen Unterstützung variieren, für die räumliche Nähe als strukturelle Voraussetzung unterschiedlich wichtig ist. Das heißt: die Unterschiede müßten bei den praktischen Hilfen größer sein als bei den kognitiv-emotionalen. Es scheint vielmehr so zu sein, daß es in der Perspektive der in einem Haushalt zusammenlebenden Paare hinsichtlich des Anspruchsniveaus an den Partner keine große Rolle spielt, ob man miteinander verheiratet ist oder (noch) nicht. Dagegen sind Partnerschaften ohne gemeinsame Haushaltsführung wohl oft in einem unverbindlicheren Stadium bzw. im Durchschnitt mit eingeschränkteren Ansprüchen und Erwartungen an den jeweiligen Partner verbunden. Dafür spricht auch der Vergleich der jeweiligen Nennungen des Partners an erster Stelle mit denen an zweiter Stelle (s. Schaubild 5.1). Während bei den in einem Haushalt zusammenlebenden Paaren der Partner wenn schon, dann auch als erste Hilfequelle genannt wird, ist dies bei den getrennt wohnenden Paaren weniger eindeutig. Hier kommt es vergleichsweise häufiger vor, daß der Partner - nach einer verwandten oder befreundeten Person - auch als zweitwichtigste Möglichkeit genannt wird.

Die Relevanz der unterschiedlichen Partnerschaftsformen für das informelle System der sozialen Unterstützung kann nur dann richtig eingeschätzt werden, wenn zusätzlich zum Binnenverhältnis auch das jeweilige *Außenverhältnis*, d.h. Unterstützungsbeziehungen zu anderen Personen, mit in die Betrachtung einbezogen wird. In dieser Hinsicht werden nun - die oben in ihrem Binnenverhältnis als vergleichbar beschriebenen - verheiratet und unverheiratet zusammenlebenden Paare verglichen. Personen, die unverheiratet mit einem Partner zusammenleben, unterhalten etwas häufigere Unterstützungsbeziehungen mit Freunden und sind fast ebenso stark in Verwandtenhilfe involviert wie verheiratete Paare (vgl. Tabelle 5.1). Die Unterschiede sind zwar nicht sehr ausgeprägt, aber signifikant und als stabil einzuschätzen, denn sie zeigen sich unabhängig voneinander in zwei verschiedenen Umfragen und an zwei unterschiedlich ausgerichteten Fragestellungen mit jeweils einem breiteren Spektrum verschiedener Unterstützungsleistungen.

Tabelle 5.1: Unterstützungsbeziehungen in unterschiedlichen Partnerschaftsverhältnissen (nur Paare ohne Kinder) (Multiple Klassifikationsanalyse)

	eheliche Lebensgemeinschaften		nichteheliche Lebensgemeinschaften	
	vor Kontrolle ¹	nach Kontrolle	vor Kontrolle	nach Kontrolle
A. Anteil Nennungen als erste potentielle Hilfequelle in % (1986)²				
Verwandte	19	20	19	17
Freunde	9	8	12	13
Nachbarn, Arbeitskollegen	2	2	2	2
B. Anzahl Hilfen für Personen außerhalb d. eigenen Haushalts (1988)³				
für Verwandte	1,2	1,2	1,5	1,1
für Freunde	0,8	0,9	1,7	1,2
für Nachbarn	0,4	0,4	0,4	0,4

- (1) Kontrollvariablen: Geschlecht (als zusätzliche Determinante) und Alter (als Kovariate)
(2) mindestens eine der folgenden Hilfen: Haus-/Gartenarbeit, Hilfe bei Grippe, Leihe größerer Geldsumme, Hilfe bei Depressionen, bei Partnerproblemen, Besprechen persönlicher Probleme, Rat bei wichtigen Veränderungen
(3) maximal 8 Hilfen: Autoreparatur, Gartenarbeit, Umzugshilfe, Renovierung, Hausbau/Umbau, Kinderbetreuung, Krankenbetreuung, Hilfe bei persönlichen Problemen

Datenbasis: Allbus 1986 und Wohlfahrtssurvey 1988

Auch auf der Ebene von Besuchskontakten zu Freunden und Verwandten unterscheiden sich beide Partnerschaftsformennur wenig. Überraschend scheint dabei vielleicht, daß verheiratete Paare keineswegs stärker ins Verwandtschaftssystem integriert scheinen als unverheiratete, obwohl sich durch eine Heirat der Verwandtenkreis automatisch um die angeheirateten Verwandten erweitert. Eine Erklärung dafür ist, daß Hilfen innerhalb des Verwandtschaftssystems, zumindest innerhalb des hier untersuchten Spektrums an Unterstützungsdimensionen, sowieso ganz überwiegend zwischen direkten Blutsverwandten (Eltern, Kinder, Geschwister) und sehr viel weniger zwischen anderen Verwandten geleistet werden.⁵⁷ Eine ergänzende, hier allerdings nicht überprüfbare Erklärung wäre ein möglicher methodischer Artefakt, nämlich daß unverheiratet zusammenlebende Auskunftspersonen in ihren Antworten die Verwandten ihrer jeweiligen Partner ebenfalls als Quasi-Verwandte klassifiziert haben, wenn es um wechselseitige Besuche oder Hilfeleistungen ging.

⁵⁷ Vgl. Wentowski 1981, Diwald 1986 und ausführlich Kapitel 8 dieser Arbeit.

5.2 Soziale Isolation in verschiedenen Lebensformen: Fehlen eines Partners und von Kontakten zu Verwandten

Soziale Isolation kann sowohl als objektiv-strukturelles als auch als subjektives Phänomen, als Empfinden von Einsamkeit untersucht werden (vgl. Kap. 7). In der strukturellen Perspektive bedeutet soziale Isolation zunächst einen Mangel an Beziehungen, die als Quellen sozialer Unterstützung in Frage kommen und ein Gefühl von Zugehörigkeit vermitteln können (Fischer/Phillips 1982:22). Da das Bedürfnis nach solchen Beziehungen bei verschiedenen Menschen sehr unterschiedlich ausgeprägt sein kann, hat die schiere Anzahl der jeweils vorhandenen Kontakte wenig Aussagekraft. Welche Menge und welche Art von Sozialbeziehungen als ausreichend angesehen werden, hängt in hohem Maße von den jeweiligen persönlichen Dispositionen und Kontextbedingungen ab. Es läßt sich deshalb auch kaum eine für alle gleichermaßen gültige Untergrenze definieren, ab der man eindeutig von struktureller sozialer Isolation sprechen könnte. Für die Operationalisierung entsprechender Indikatoren bleibt am ehesten die Möglichkeit, sich an mehr oder weniger plausiblen Untergrenzen als Mindeststandards zu orientieren anstatt auf arithmetische Mittelwerte zu verweisen (vgl. Fischer/Phillips 1982). So ist beispielsweise die Aussage, daß in einer bestimmten Bevölkerungsgruppe über 50% der Befragten überhaupt keinen engen Verwandten oder "besten Freund" bzw. "beste Freundin" haben, eindeutiger zu interpretieren als die Aussage, daß sie im Durchschnitt zwei "enge" Freunde bzw. Freundinnen oder acht (nahe und entfernte) Verwandte haben. Der Nachteil dieser Orientierung an relativ "harten" Mangelsituationen ist allerdings, daß Variationen "nach oben" unberücksichtigt bleiben. Vor diesem Hintergrund sind die im folgenden verwendeten Indikatoren zu interpretieren.

Eine Differenzierung der Indikatoren nach Subgruppen des Gesamtnetzwerks erscheint mir deshalb notwendig, weil sich in vielen Untersuchungen eine Art Arbeitsteilung zwischen ihnen nachweisen ließ. Damit konkurriert die These eines "hierarchischen kompensatorischen Modells", das von Cantor (1977) und auch von Wentowski (1981) propagiert wurde. Danach sind Familienmitglieder vor allen Nichtverwandten und bei allen Formen der sozialen Unterstützung die vorrangige und bevorzugte Hilfeinstanz, wobei innerhalb der Familienbeziehungen der Eltern-Kind-Beziehung die größte Bedeutung zukommt. Sowohl nach der Differenzierungsthese als auch nach der hierarchisch-kompensatorischen Modellvorstellung erscheint es jedenfalls sinnvoll, bei der Bestimmung objektiver sozialer Isolation nach Netzwerk-Subgruppen zu differenzieren und nicht einen Summenindex aller Beziehungen unabhängig von Herkunft und Ausmaß an Verpflichtung und Qualität zu bilden. Entsprechende Kontakt-Indikatoren sind insofern auch Indikatoren der Verfügbarkeit eines Mindestmaßes an rudimentären

Formen sozialer Unterstützung, wie sie im Zusammenhang mit der Direktheffekt-These diskutiert worden sind: Alltags-Interaktion und bloßes Eingebundensein.

Die *Anzahl verfügbarer Verwandtenbeziehungen* ist vor allem durch das *Alter* und den *Familienstand* bestimmt. Die Mitglieder der Herkunftsgenerationen werden mit zunehmendem Alter der Auskunftsperson quasi "automatisch" weniger: Großeltern sind in nennenswertem Ausmaß nur bei den jüngeren Befragten vorhanden, Eltern und andere Verwandter aus der Elterngeneration noch bis zu den mittleren Altersklassen. Danach beginnt auch das "Wegsterben" der Verwandten aus der gleichen Generation über Einzelfälle hinaus einen größeren Umfang anzunehmen. Eine Erweiterung des ursprünglichen Verwandtenkreises ist über eine Heirat und eine eigene Familiengründung möglich. Durch Heirat erweitert er sich um die angeheirateten Verwandten wie Schwiegereltern, Schwager, Schwägerinnen usw.. Schließlich bilden die eigenen Kinder die Nachwuchsgeneration, die die gestorbenen Mitglieder der Herkunftsgeneration sozusagen von unten ersetzt. Vorhersagbar ist der Umfang des Verwandtenkreises also insofern, als er mit zunehmendem Alter hauptsächlich vom eigenen generativen Verhalten abhängig wird - und was die weitere Verwandtschaft angeht, auch vom generativen Verhalten der anderen Verwandtschaftsmitglieder.

Weniger eindeutig ist das *Kontaktverhalten* innerhalb bestehender Verwandtschaftsbeziehungen bestimmt. M. White Riley (1983:439) bezeichnet die heutige Struktur von Familien- und Verwandtenbeziehungen als "Matrix latenter Beziehungen", als "*latentes* Netz von sich kontinuierlich verändernden Bindungen, die das *Potential* für die Aktivierung und Intensivierung *enger* Familienbeziehungen darstellen" (Hervorh. von mir). Thesen über ein unterschiedliches Kontaktverhalten im Verwandtensystem knüpfen vor allem an der Unterscheidung familialer versus nichtfamilialer Haushaltsformen an. So kann vermutet werden, daß kleinere Kinder kontaktfördernd sind, weil sie sowohl das Interesse der Großeltern wecken als auch das Interesse der Eltern, die Großeltern für Betreuungsaufgaben in Anspruch zu nehmen. In der entgegengesetzten Richtung besteht das Klischee der "Singles" zum Teil gerade darin, daß ihre Lebensgestaltung vergleichsweise wenig verwandtenorientiert sein soll. Schließlich gibt es widersprüchliche Ergebnisse darüber, ob nach der Verwitwung Verwandtenkontakte eher intensiviert werden oder nicht, und welche Auswirkungen mit dem Alter verbundene physische und psychische Beeinträchtigungen für das Ausmaß verwandtschaftlicher Kontakte haben (Znanięcki Lopata 1969). Die meisten empirischen Untersuchungen stimmen jedoch insgesamt darin überein, daß die verwandtschaftlichen Kontakthäufigkeiten über verschiedene Phasen im Lebensverlauf hinweg eher wenig Varianz aufweisen (Schulz/Rau 1985:135).

Tabelle 5.2: Strukturelle Dimensionen sozialer Isolation (Verwandte) in verschiedenen Lebensformen (alle Angaben in %)

	kein Lebenspartner ⁴	nahe Verwandte vorhanden ⁵	Isolation Verwandte entfernte Verwandte vorhanden ⁶	Besuche mit Verwandten ⁷
<i>Familienhaushalte</i>				
Paar ¹ , jüngstes Kind unter 6 Jahre	0	23	5	11
Paar, jüngstes Kind 6-12 Jahre	0	36	7	12
Paar, jüngstes Kind 13-17 Jahre	0	26	14	11
Paar, jüngstes Kind über 17 Jahre	0	16	26	0
Ledig, bei Eltern wohnend	80	31	11	0
Alleinerziehende	56	26	17	10
<i>Nichtfamiliale Haushalte</i>				
Paar ohne Kind ² , 18-29 Jahre	0	26	3	9
Paar ohne Kind, 30-59 Jahre	0	39	16	23
Paar ohne Kind, 60 Jahre und älter	0	81	69	51
Paar, "leeres Nest", unter 60 Jahre	0	16	19	7
Paar, "leeres Nest", 60 Jahre und älter	0	33	50	11
Ledig, alleinwohnend, unter 35 Jahre	65	25	15	24
Ledig, alleinwohnend, 35 Jahre und älter	86	64	60	43
Getrennt oder geschieden Lebende,				
ohne Kind ³	61	31	39	27
Verwitwete, mit Kind ²	94	32	49	9
Verwitwete, ohne Kind ²	83	64	58	38
<i>Insgesamt</i>	28	31	24	13

- (1) Die Bezeichnung "Paar" bezieht sich auf Befragte, die - verheiratet oder unverheiratet - mit einem Partner zusammenwohnen. Sind Kinder vorhanden, handelt es sich fast ausschließlich um Ehepaare
- (2) Kind inner- oder außerhalb des eigenen Haushalts
- (3) Kind im Haushalt
- (4) weder innerhalb noch außerhalb des eigenen Haushalts
- (5) Isolation nahe Verwandte: insgesamt maximal zwei Eltern, Kinder und Geschwister vorhanden, entweder inner- oder außerhalb des eigenen Haushalts
- (6) Isolation andere Verwandte: maximal zwei andere Verwandte vorhanden außer Eltern, Kindern oder Geschwistern
- (7) Kein Besuchskontakt: Mit keinem Verwandten mindestens monatlichen Besuchskontakt

Datenbasis: Allbus 1986

Familiale und nichtfamiliale Lebensformen

Es ist zunächst bemerkenswert, daß unter den jüngeren alleinwohnenden Ledigen ein Drittel, unter den Geschiedenen ohne Kind zwei Fünftel und unter den Alleinerziehenden sogar fast die Hälfte der Befragten einen Lebenspartner außerhalb des eigenen Haushalts nennen, also gar nicht so "allein" sind, wie es die haushaltsbezogene Definition dieser Lebensformen nahelegt (s. Tab. 5.2). Für ältere Alleinwohnende, seien sie nun ledig geblieben oder verwitwet, gilt das nicht in gleichem Umfang. Hier finden wir allerdings eine signifikante Differenz zwischen den Verwitweten mit und denjenigen ohne Kinder: Verwitwete ohne Kinder haben etwas häufiger einem neuen Lebenspartner als solche mit Kindern. Darüber, worauf dies zurückzuführen ist, kann hier nur spekuliert werden. Möglich ist, daß das Vorhandensein eines Familienverbunds im Gegensatz zu einer bloßen Paarbeziehung, die durch den Tod eines Partners endgültig gelöst ist, manchmal einen stärkeren Widerstand gegen das "Eindringen" einer neuen Person ausübt. Plausibel scheint auch, daß Verwitwete mit Kindern im Durchschnitt weniger auf neue intensive Beziehungen angewiesen sind und mehr Zeit und Aufmerksamkeit auf Familienkontakte verwenden.⁵⁸ Wenigstens liegt diese Schlußfolgerung nahe, wenn man sich die entsprechenden dramatischen Unterschiede bezüglich des Vorhandenseins von *Verwandten* und der Besuchskontakte mit ihnen vor Augen hält.

Man kann eine interessante "Schere" zwischen Familien und kinderlosen Paaren beobachten. In jungen Jahren sind zwischen beiden Lebensformen noch keine Unterschiede bezüglich der Häufigkeit von Verwandtenkontakten festzustellen. Während diese jedoch bei den kinderlosen Paaren mit zunehmendem Alter deutlich nachlassen, bleibt sie bei den Familien auf demselben hohen Niveau bestehen.⁵⁹ Diese Unterschiede liegen offensichtlich und direkt im Fehlen von Kindern und weniger in einem unterschiedlichen Kontaktverhalten gegenüber Verwandten allgemein. Eine entsprechende Überprüfung kam zu dem Ergebnis, daß letzteres in nur geringem Ausmaß zutrifft. Verwitwete haben mit ihren Kindern und ande-

⁵⁸ Damit soll allerdings nicht behauptet werden, daß Verwandte - hier im besonderen eigene Kinder - und ein Lebenspartner in ihren Funktionen gleichzusetzen seien. Sie haben jedoch, zumindest potentiell, bezüglich Geselligkeit, emotionaler Unterstützung und der Vermittlung eines Zugehörigkeitsbewußtseins sich ähnelnde Funktionen. Genau hier liegen jedoch auch mögliche Konfliktlinien im Sinn einer Konkurrenz zwischen Verpflichtungen einem neuen Lebenspartner und der eigenen Familie gegenüber.

⁵⁹ Diese Formulierungen sind, um es an dieser Stelle noch einmal zu wiederholen, strenggenommen unzulässig, denn die vorliegenden Informationen sind keine Längsschnittdaten, sondern Querschnittdaten von unterschiedlichen Befragten aus verschiedenen Kohorten. Nur so sollen die jeweiligen Unterschiede auch verstanden werden.

ren Verwandten keine häufigeren Kontakte als ihre noch verheirateten Altersgenossen. Die These, daß eine Verwitwung zu kompensatorischen Bemühungen der Kinder auf der Ebene von Besuchskontakten führt, bestätigt sich also nicht. Da das Ereignis der Verwitwung selbst hier jedoch nicht untersucht werden kann, schließt dieses Ergebnis nicht aus, daß *kurzfristig* nach dem Tod eines Ehepartners die Verwandten und insbesondere die Kinder sich verstärkt um das verbliebene Elternteil kümmern.

Ältere Paare ohne Kinder, ältere alleinwohnende Ledige und die kinderlosen Verwitweten sind also mit deutlichem Abstand diejenigen Bevölkerungsgruppen, die am geringsten in Verwandtenkontakte involviert sind. Aus ihrer engeren Familie bleiben nämlich mit zunehmendem Alter nur noch eventuelle Geschwister übrig, nachdem ihre Eltern gestorben sind und sie selbst keine eigenen Kinder haben. Auch die Geschiedenen haben keine großen Verwandten-Netzwerke, und der Kontakt mit den vorhandenen Verwandten scheint vergleichsweise seltener zu sein. Innerhalb der jüngeren Altersgruppen scheint sich das Vorurteil zu bestätigen, daß die alleinwohnenden Ledigen sich von der Verwandtschaft stärker fernhalten als diejenigen ihrer Altersgenossen, die in einer festen Beziehung leben oder bereits eine Familie gegründet haben. Diese Abkopplung ist allerdings längst nicht so dramatisch wie bei den kinderlos gebliebenen Alten, und zwar in zweierlei Hinsicht nicht. Zum einen ist das Ausmaß der Kontaktunterschiede geringer, und zum zweiten ist der Unterschied nicht auf ein Fehlen enger Verwandter überhaupt zurückzuführen. Während die älteren Ledigen sich also tatsächlich in hohem Maße - gewollt oder ungewollt - aus Familienverbänden "verabschieden" bzw. mangels Nachwuchses aus ihnen herausfallen, trifft dies für die sogenannten "Singles" sehr viel weniger zu. Sie unterhalten zu drei Vierteln einen mindestens monatlichen Besuchskontakt zu irgendwelchen Verwandten (hauptsächlich den Eltern), andere Kontaktformen wie Briefe oder Telefon nicht eingerechnet. Im Falle der älteren Ledigen und der älteren Paare ohne Kinder ist dagegen nicht einmal mehr ein solches Potential "latenter Familienbeziehungen" (M. White Riley) in größerem Umfang vorhanden.

Alte und sehr alte Menschen

Aufgrund einer geschlechtsspezifisch um ca. sieben Jahre unterschiedlichen Lebenserwartung besteht schon strukturell keine Möglichkeit, daß in hohem Alter die meisten Menschen einen Lebenspartner haben. Aus diesem Grund haben besonders alte Frauen ein sehr viel höheres Risiko, ihren Lebenspartner durch den Tod zu verlieren, bzw. eine sehr viel geringere Chance, in den späteren Lebensjahren noch einen (neuen) Partner zu finden. Die Unterschiede zwischen beiden Altersgruppen im Hinblick auf Kontakte zu Verwandten sind eher gering.

Während innerhalb der jüngeren Altersgruppe 86% der verheirateten Befragten einen wenigstens monatlichen Besuchskontakt mit ihren Verwandten hatten, waren es bei den über 74jährigen 81%. Umgekehrt betrug bei den Alleinwohnenden dieser Anteil 77% in der niedrigeren und 83% in der höheren Alterskategorie. Die im Durchschnitt eingeschränktere Beweglichkeit der Hochbetagten (vgl. Kap. 4.3) führt also in der Regel nicht zu deren Abgeschnitten-sein von einem Mindestmaß an Verwandtschaftskontakten.

Doppelerwerbstätigkeit

Die Erwerbstätigkeit von Ehefrauen - zumindest die von Müttern kleinerer Kinder - bedeutet ein Abweichen von der traditionellen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und ein Herauslösen der Frauen aus ihrer *vorrangigen* Fixierung auf Haushalt, Familie und die Pflege von Verwandtschaftskontakten. Von daher könnte man vermuten, daß durch die zunehmende Doppelerwerbstätigkeit von Ehepaaren die verwandtschaftsbezogenen Kontakte weniger gepflegt werden als es im Rahmen der traditionellen Aufgabenverteilung der Fall ist. Die entsprechenden Unterschiede sind allerdings statistisch nicht signifikant. Diese Resultate entsprechen in der Tendenz den Ergebnissen einer Untersuchung von Wellman (1985:173f), der ebenfalls bei erwerbstätigen Ehefrauen ein großes Ausmaß an gemeinsam mit dem Ehepartner und den Verwandten verbrachter Zeit feststellte. Wellman bietet dafür folgende Erklärung an: Die vergleichsweise hohe zeitliche (Doppel-) Belastung der Frauen durch Hausarbeit und Erwerbsarbeit läßt wenig Raum für den zeitaufwendigen Aufbau neuer Beziehungen. Verwandte haben in dieser Hinsicht den entscheidenden Vorteil, daß sie einfach schon "da sind". Dieser Umstand konterkariert gewissermaßen die größeren strukturellen Möglichkeiten erwerbstätiger Frauen, auch außerhalb des Verwandtenkreises enge Kontakte zu knüpfen.

5.3 Soziale Isolation in verschiedenen Lebensformen: Fehlende Beziehungen zu Freunden und Nachbarn

Die bisher vorliegenden empirischen Untersuchungen ergeben hinsichtlich der Variation von Freundschaftsbeziehungen nach Alter und Lebenszyklus kein einheitliches Bild. In den meisten Untersuchungen ließen sich - wenn überhaupt - nur geringe Differenzen nach dem Alter und nach verschiedenen Lebensphasen feststellen. Allerdings beruhen fast alle Untersuchungen zu diesem Thema auf Querschnittsdaten, so daß es kaum Anhaltspunkte für die Unterscheidung von Alters- und Kohorteneffekten gibt, und es gibt bisher auch kaum Vergleiche, die mehrere Lebensformen innerhalb der verschiedenen Altersstufen unterscheiden.

Lebenszyklus-bezogene Thesen zur Veränderung von Freundschaftsbeziehungen sollten nicht nur das *Alter* mit seinen physiologischen Begleiterscheinungen als mögliche Einflußgröße in Betracht ziehen, sondern auch die spezifischen *Rollenveränderungen*, die spätere Lebensphasen mit sich bringen. Das Alter hat zunächst über *physiologische Implikationen* insofern eine Bedeutung, als damit tendenziell zunehmende gesundheitliche Beeinträchtigungen verschiedener Art verbunden sind. Solche Beeinträchtigungen können vor allem bei dauerhaft Behinderten und Hochbetagten zu empfindlichen Einbußen an Beweglichkeit und damit an Möglichkeiten führen, neue Kontakte zu knüpfen bzw. alte Freundschaftsbeziehungen aufrecht zu erhalten. Freundschaftsbeziehungen sind in diesem Punkt störanfälliger als Verwandtenbeziehungen, weil sie stärker dem Prinzip der "unmittelbaren Reziprozität" folgen (vgl. Kap. 3.5). Und abgesehen von eigenen altersbedingten Einschränkungen steigt mit zunehmendem Alter auch die Wahrscheinlichkeit, daß alte Freundschaftsbeziehungen durch den Tod beendet werden oder, neben eigenen Behinderungen und Mobilitätseinschränkungen, auch durch solche von Freunden schwerer aufrechtzuerhalten sind. Die potentiellen Auswirkungen dieser Aspekte wirken sich gehäuft erst im letzten Drittel der Lebensspanne aus, lassen aber ein erhebliches Ausmaß an Varianz erwarten.

Mit verschiedenen Altersstufen sind jedoch auch bestimmte *soziale Rollen* mehr oder weniger fest gekoppelt, die ihrerseits in Wechselwirkungen verschiedener Art zur Freundschaftsrolle stehen können. Im Vordergrund stehen dabei verschiedene Phasen und Formen der Erwerbsbeteiligung sowie Familienbildungs- und Familienauflösungsprozesse. Hess (1971) unterscheidet grundsätzlich vier mögliche Arten von Beziehungen zwischen der Freundschaftsrolle und anderen Rollen: Kontingenz ("fusion"), Substitution ("substitution"), Komplementarität ("complementarity") und Konkurrenz ("competition"). Von *Kontingenz* kann dann gesprochen werden, wenn das Innehaben einer anderen Rolle förderlich für Freundschaften ist bzw. die Opportunitätsstrukturen für Freundschaftsbildungen positiv beeinflußt. Eine solche Kontingenz kann im Vorhandensein eines *Lebenspartners* gesehen werden, denn er erweitert den Pool verfügbarer Freundschaftsbeziehungen vor allem in den mittleren Altersstufen, wo Paarbeziehungen die Norm und deshalb eine Hauptkomponente sozialer Ähnlichkeit als Anknüpfungspunkt von Freundschaftsbeziehungen sind. Für die jüngeren und älteren Altersgruppen gilt diese Beziehung jedoch weniger, weil hier das Vorhandensein eines Lebenspartners nicht im selben Maße die Norm ist. Allerdings bringt auch hier ein Lebenspartner insofern Vorteile, als er eigene Freundschaften in eine Beziehung mit einbringen kann, die dann zu gemeinsamen werden. Ähnliche Kontingenzen für Personen in mittleren Lebensjahren bestehen auch zwischen der Freundschaftsrolle und der Elternrolle wegen gemeinsamer Erfahrungen, Probleme und Alltagsinteressen sowie insbesondere für Männer auch hinsichtlich einer hauptberuflichen Erwerbstätigkeit. Zusammenfassend kann man sagen, daß

Kontingenzen zu solchen Rollen bestehen, die für einen jeweiligen Lebensabschnitt den Normalitätsstandard darstellen und damit über einen gemeinsamen Erfahrungshintergrund Anknüpfungspunkte für Freundschaftlichbeziehungen bieten.

Eine *Substitutions*-Beziehung liegt dann vor, wenn Freundschaften in bestimmten Lebensabschnitten Funktionen übernehmen, die ansonsten von anderen Beziehungen wahrgenommen werden. Thesen über Substitutionsbeziehungen knüpfen vor allem an die bereits erwähnte These eines "hierarchischen kompensatorischen Modells" (Cantor 1977) an, nach dem Freunde dann "einspringen", wenn Verwandtenbeziehungen allein nicht mehr ausreichend sind. Solche Substitutionen könnten wirksam werden (1) beim Fehlen eines Lebenspartners, (2) in der Phase des "leeren Nestes", wenn sich die Kinder selbständig gemacht und dabei möglicherweise ein "Loch" in der Lebensgestaltung hinterlassen haben, oder auch (3) als Kompensationsstrategie etwa bei Arbeitslosigkeit wie in Whyte's (1955) klassischer Studie der "street corner society".

Komplementarität besteht dann, wenn sich Freundschaftsbeziehungen und andere Beziehungen in ihrer Bedeutung ergänzen, ohne voneinander abhängig zu sein oder miteinander zu konkurrieren. Diese Art der Beziehung steht hinter der oben erwähnten These einer funktionalen Differenzierung informeller Netzwerke. Gemäß dieser Komplementaritätsthese wäre von verschiedenen anderen Rollen und Beziehungen im Lebenszyklus kein besonderer Einfluß auf das Vorhandensein und die Ausgestaltung von Freundschaftsbeziehungen zu erwarten.

Von *Konkurrenz* zu anderen Rollen kann schließlich zumindest insofern gesprochen werden, als Freundschaftsbeziehungen mit anderen Rollen und Beziehungen hinsichtlich Zeitaufwand und Verpflichtungen konkurrieren. Konkurrieren könnten engere Freundschaftsbeziehungen beispielsweise mit zeitaufwendigen Verpflichtungen wie Kinderbetreuung, der Betreuung von Pflegebedürftigen oder Doppelbelastungen durch Berufs- und Hausarbeit.

Familiale und nichtfamiliale Lebensformen

Die Bezeichnung einer Person als "*bester Freund*" oder "*beste Freundin*" hebt eine solche Beziehung über das Vorhandensein nur loser Freundschaftsbeziehungen hinaus und kennzeichnet ein besonderes Vertrauensverhältnis. Insofern handelt es sich dabei nicht mehr nur um einen strukturellen Indikator, sondern bereits um einen - wenn auch unspezifischen - Indikator für die Qualität einer Beziehung und für das Vorhandensein sozialer Unterstützung und gegenseitiger Verpflichtung. Im Sinne der im zweiten Kapitel entwickelten Typologie (vgl. Schaubild 2.1) und der Diskussion der Direkteffektthese (vgl. Kap. 3.3.1) vermit-

telt schon das bloße Vorhandensein einer solchen Freundschaftsbeziehung - eher als das bloße Vorhandensein von "latenten" Verwandtenbeziehungen - ein Mindestmaß an sozialer Anerkennung, Zuneigung und Geselligkeit.

Ob es sich bei einer "besten" Freundschaft um einen Mann oder eine Frau handelt, hängt vor allem vom Geschlecht und vom Vorhandensein eines Lebenspartners ab. Der überwiegende Teil der Befragten bevorzugt bei der Wahl eines "besten Freundes" Angehörige des gleichen Geschlechts: Männer haben einen besten Freund, Frauen eine beste Freundin. Das ist vor allem dann der Fall, wenn man selbst einen Partner hat, und zwar bei Männern und Frauen etwa in gleichem Umfang (88% bzw. 92%). Ist jedoch kein Partner vorhanden, ist die Tendenz, für eine "beste Freundschaft" eine gleichgeschlechtliche Person zu wählen, bei Männern und Frauen unterschiedlich: Frauen wählen auch dann zu 84% eine andere Frau als "beste Freundin", Männer jedoch nur zu 63% einen Mann (vgl. Braun 1987:537): ein Hinweis auf die oft behauptete größere emotionale Kompetenz von Frauen im Vergleich zu Männern.

Insbesondere bei älteren Befragten kommt es vor, keinen besten Freund bzw. keine beste Freundin zu haben, und zwar weitgehend unabhängig davon, ob sie verheiratet oder verwitwet sind, und ob sie Kinder haben oder nicht (vgl. Tab. 5.3). Dabei haben Freundschaftsbeziehungen auch im Alter eine große Bedeutung für das subjektive Wohlbefinden. Für ein positives Lebensgefühl sind sie wichtiger als häufige Interaktionen mit den eigenen Kindern (Lee 1985). Freundschaftsbeziehungen bestätigen die eigene soziale Attraktivität, vermitteln Selbstvertrauen und stärken so das Selbstbild, während die Abhängigkeit von "zugeschriebenen" Verwandtenbeziehungen auch eine Bedrohung für das Selbstbild darstellen kann. Eine Substitution zwischen Partnerbeziehung und Beziehungen zu Kindern einerseits sowie Freundschaftsbeziehungen andererseits scheint bei diesen Bevölkerungsgruppen also nicht gegeben zu sein. Lediglich die älteren, alleinwohnenden Ledigen, die zu den Personen mit den vergleichsweise wenigsten Verwandtenbeziehungen gehören, haben sogar etwas überdurchschnittlich häufig einen besten Freund.⁶⁰ Insgesamt scheint das Vorhandensein von Freundschaftsbeziehungen hauptsächlich der Altersdifferenzierung der Befragten zu folgen, d.h.: Jüngere Befragte haben generell häufiger enge Freundschaften als ältere. Insbesondere unter den jüngeren Ledigen gibt es kaum jemanden ohne mindestens eine solche Freundschaftsbeziehung. Unterschiede in der *Besuchshäufigkeit* folgen diesem Differenzierungsmuster zwar in der Tendenz, sind jedoch vergleichsweise weniger ans Alter und mehr an die jeweilige Haushaltssituation gebunden. Kleine Kinder schränken die Häufigkeit, mit der ihre Eltern Besuchskontakt mit Freun-

⁶⁰ Die Befragten dieser Kategorie sind allerdings im Durchschnitt ca. 10 Jahre jünger als die Verwitweten und die über 60jährigen Paare.

den haben, offenbar ein, und ältere Ehepaare haben anscheinend weniger Kontaktbedürfnis nach außen als ihre verwitweten Altersgenossen.

Wie die Häufigkeit von Freundschaftsbesuchen wird auch die *Größe eines Freundeskreises*⁶¹ durch kleinere Kinder stärker eingeschränkt als das Vorhandensein wenigstens einer einzelnen engen Freundesbeziehung. Während beispielsweise bei Paaren mit Kindern im Vorschulalter im Schnitt 3,7 Freunde vorhanden sind, haben die etwa gleichaltrigen Paare ohne Kinder im Schnitt 4,7 Freunde. Auch Alleinerziehende haben zwar vergleichsweise häufig einen besten Freund bzw. eine beste Freundin, aber mit 3,2 Freundesbeziehungen einen nur unterdurchschnittlich großen Freundeskreis.

Daß Freundschaftsbeziehungen, insgesamt betrachtet, vergleichsweise wenig nach verschiedenen Lebensformen variieren, ist ein Hinweis auf deren eigenständige Bedeutung im Verhältnis zu Partnerschaft, Verwandten oder Nachbarn. Abgesehen von der Restriktion, die kleine Kinder für die Zeit darstellen, die man mit zusammen mit Freunden verbringt, dürfte sich das Verhältnis zwischen freundschaftlichen und familial-verwandtschaftlichen Beziehungen also vor allem durch Komplementarität auszeichnen.

Hinsichtlich des Vorhandenseins eines engen Freundin bzw. einer engen Freundin gibt es zum Teil deutliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen innerhalb der einzelnen Lebensformen (vgl. Schaubild 5.2). Größere Unterschiede zugunsten von Frauen bestehen insbesondere bei den älteren kinderlosen Paaren, zwischen nichterwerbstätigen Vätern und Müttern, bei Paaren in der Phase des "leeren Nestes" sowie bei den Alleinerziehenden und Geschiedenen. In diesen Lebensformen kann am ehesten von einer annähernd gleichen Arbeitsbelastung einerseits und Kontaktchancen andererseits für Männer und Frauen ausgegangen werden. Folgt man der These, daß Frauen im Vergleich zu Männern allgemein die besseren Fähigkeiten zur Pflege enger und emotional gehaltvoller Beziehungen haben (Burke/Weir 1978, Leavy 1983), dann können sie innerhalb dieser Lebensformen am ehesten zum Tragen kommen.

⁶¹ Diese Angaben zur Größe des Freundschaftsnetzwerks sind nicht in der Tabelle enthalten. Zum Vergleich: Der entsprechende Gesamtdurchschnitt beträgt 3,7 enge Freundschaftsbeziehungen.

Tabelle 5.3: Strukturelle Dimensionen sozialer Isolation (Nichtverwandte) in verschiedenen Lebensformen (alle Angaben in %)

	kein bester Freund ⁴	kein Besuchskontakt mit Freund ⁵	Isolation Nachbarn ⁶	kumulierte Isolation ⁷
<i>Familienhaushalte</i>				
Paar ¹ , jüngstes Kind unter 6 Jahre	17	38	32	1
Paar, jüngstes Kind 6-12 Jahre	28	37	27	3
Paar, jüngstes Kind 13-17 Jahre	26	36	30	7
Paar, jüngstes Kind über 17 Jahre	35	40	21	9
Ledig, bei Eltern wohnend.	8	12	29	23
Alleinerziehende	23	37	43	30
<i>Nichtfamiliäre Haushalte</i>				
Paar ohne Kind ² , 18-29 Jahre	13	32	49	1
Paar ohne Kind, 30-59 Jahre	25	46	35	5
Paar ohne Kind, 60 Jahre und älter	35	41	21	21
Paar, "leeres Nest", unter 60 Jahre	33	41	31	2
Paar, "leeres Nest", 60 Jahre und älter	40	49	26	5
Ledig, alleinwohnend, unter 35 Jahre	9	23	53	20
Ledig, alleinwohnend, 35 Jahre und älter	23	40	21	53
Getrennt oder geschieden Lebende,				
ohne Kind ³	30	32	49	39
Verwitwete, mit Kind ²	40	31	21	47
Verwitwete, ohne Kind ²	39	31	23	55
<i>Insgesamt</i>	26	34	30	16

- (1) Die Bezeichnung "Paar" bezieht sich auf Befragte, die - verheiratet oder unverheiratet - mit einem Partner zusammenwohnen. Sind Kinder vorhanden, handelt es sich fast ausschließlich um Ehepaare.
- (2) Kind inner- oder außerhalb des eigenen Haushalts
- (3) Kind im Haushalt
- (4) Kein bester Freund/keine beste Freundin als "die Person, die Ihnen am nächsten steht", außer Lebenspartner und Verwandten
- (5) Kein Besuchskontakt mit Freund: Mit keinem Freund wenigstens wöchentlichen Besuchskontakt
- (6) Keine Nachbarn vorhanden, mit denen man sich gut versteht, bzw. mit denen man keinen Besuchskontakt hat.
- (7) Kumulierte Isolation: mindestens zwei der folgenden drei Isolationsmerkmale: Kein Lebenspartner/ kein(e) beste(r) Freund(in) vorhanden/mindestens monatlichen Besuchskontakt mit Verwandten

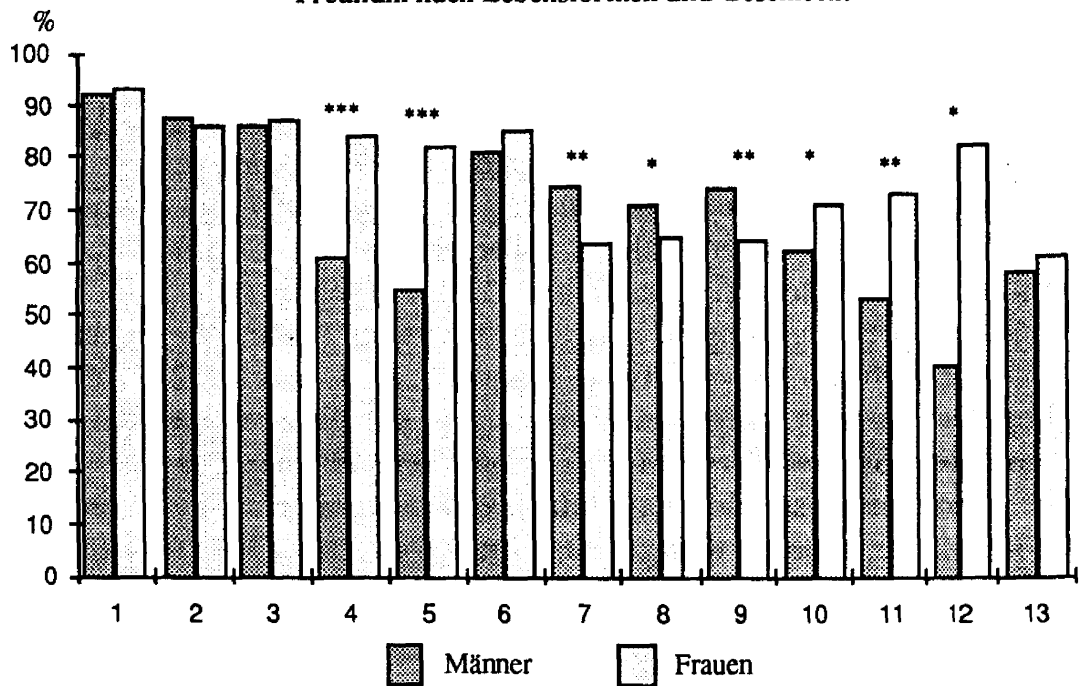
Datenbasis: Allbus 1986 (Angaben zu Freunden und kumulierte Isolation), Wohlfahrtssurvey 1984 (Nachbarn)

Der deutliche Unterschied zwischen den nichterwerbstätigen Vätern und Müttern läßt vermuten, daß eine fehlende Einbindung ins Erwerbsleben für Männer und Frauen in dieser Konstellation eine unterschiedliche Bedeutung hat. Im Gegensatz zu Müttern ist diese Situation für Väter ausgesprochen unüblich, und sie führt bei diesen anscheinend nicht zu einer Kompensation dieses Mankos durch verstärkte informelle Freundschaftsbildungen, sondern einer weiteren Deprivation in Form einer schwächeren Einbindung in "erworbene" Beziehungen außerhalb der Familie. Überraschend scheint außerdem, daß die Unterschiede zwischen Witwern und Witwen so gering ausfallen. Dieses Ergebnis steht in Gegensatz zu einigen anderen Untersuchungen, in denen verwitwete Frauen über mehr und bessere Kontakte verfügen als verwitwete Männer (z.B. Booth 1972, Fischer 1982). Allerdings gab es auch einige Untersuchungen, die dieser Einschätzung widersprochen haben. So fand Wright (1982), daß ältere Männer ihre Freundschaften inhaltlich zwar teilweise anders gestalten, daß man aber nicht davon sprechen könne, daß Männer generell weniger enge Freundschaften hätten als Frauen.

Den umgekehrten Fall, nämlich größere Unterschiede zugunsten von Männern, finden wir vor allem in der gängigen Konstellation von Familien mit erwerbstätigen Vätern und nichterwerbstätigen Müttern. Das Hausfrauen- und Mutterdasein bestätigt sich also für viele Frauen als Behinderung von Freundschaftskontakten mit einer Ausnahme: Sind die Kinder noch nicht schulpflichtig, stören sie - trotz des hohen Betreuungsaufwandes gerade in diesem Alter - die Pflege von Freundschaftsbeziehungen ihrer Mütter offensichtlich wenig, bzw. sorgen sie für neue Kontakte anstelle der entgangenen.⁶²

⁶² Nach der Geburt des ersten Kindes gibt es weitreichende Veränderungen im Freundeskreis der frischgebackenen Eltern (z.B. Perleth 1988). Vorhandene Freundschaftsbeziehungen werden selektiert, weil manche der alten Freunde - vor allem solche, die selbst keine Kinder haben - mit den neuen Lebensumständen und den dadurch induzierten Veränderungen in der Lebensgestaltung nicht mehr viel anfangen können. Andererseits suchen vor allem die Mütter neue Ansprechpartner, die ihnen beim Einfinden in die neue Situation helfen können. Es werden im Vergleich zu vorher also teilweise andere Formen der sozialen Unterstützung notwendig, und diese können vom bisherigen Netzwerk, das in anderen sozialen Kontexten aufgebaut worden war, nicht mehr angemessen bereitgestellt werden.

Schaubild 5.2: Vorhandensein eines besten Freundes/einer besten Freundin nach Lebensformen und Geschlecht



LEGENDE:

- 1=Ledig, bei Eltern wohnend
- 2=Ledig, alleinwohnend
- 3=Paar, ohne Kind, bis 34 J.
- 4=Paar, ohne Kind, ab 35 J.
- 5=Paar mit Kindern
- 6=Paar, jüngstes Kind unter 6 J.
- 7=Paar, jüngstes Kind 6-12 J.
- 8=Paar, jüngstes Kind 13-17 J.
- 9=Paar, jüngstes Kind über 17 J.
- 10=Paar, "empty nest", bis 60 J.
- 11=Paar, "empty nest", ab 60 J.
- 12=Alleinerziehende + Geschiedene
- 13=Verwitwete

Männer

Frauen

nicht erwerbstätig	erwerbstätig
erwerbstätig	nicht erwerbstätig
erwerbstätig	nicht erwerbstätig
erwerbstätig	nicht erwerbstätig
erwerbstätig	nicht erwerbstätig

Signifikanzniveaus:

*** = 0,1%-Niveau; ** = 1%-Niveau; * = 5%-Niveau

Datenbasis: Allbus 1986

Allen Untersuchungen zufolge spielen *Nachbarn* heute im allgemeinen nur noch eine untergeordnete Rolle innerhalb persönlicher Netzwerke. Das Rollenbild ist eher durch Distanz als durch den Wunsch nach Nähe gekennzeichnet. Insofern haben mögliche Kontingenz-, Substitutions-, Komplementaritäts- und Konkurrenzbeziehungen zu anderen Rollen mutmaßlich keine besondere Bedeutung. Eher schwache Komplementaritätsbeziehungen und eventuell noch Substitutionsbeziehungen - bei vergleichsweise immobilen Menschen wie Hochbetagten oder Hausfrauen mit kleinen Kindern - dürften im Vordergrund stehen. Im Gesamtdurchschnitt haben lediglich 30% der Befragten keine Nachbarn, mit denen sie sich gut verstehen und wenigstens gelegentlich gegenseitig besuchen (vgl. Tab. 5.3). Deutlich höher liegt dieser Anteil nur bei den jungen Ledigen, den Alleinerziehenden, den Geschiedenen und den jungen kinderlosen Paaren - im Gegensatz zu jungen Familien. Im Unterschied zu den Freundschaftskontakten sind alte Menschen nicht schwächer, sondern stärker als der Durchschnitt in nachbarliche Beziehungen eingebunden.

Die Gefahr definitiver Vereinzelung ist dann besonders groß, wenn Kontakte *in mehreren Teilbereichen des persönlichen Netzwerks gleichzeitig* schwach ausgeprägt sind oder ganz fehlen. In solchen Fällen ist es den Betroffenen offensichtlich nicht möglich, Defizite in einem Teilsystem des Netzwerks durch Beziehungen in einem anderen Teilsystem wenigstens partiell auszugleichen. Tabelle 5.3 zeigt, daß sich solche Kumulationen bei einigen Lebensformen besonders ballen, so daß man in diesen Fällen von ausgesprochenen *Problemgruppen* im Hinblick auf die Gefahr sozialer Isolation sprechen kann. Es handelt sich dabei, mit weitem Abstand, um die älteren alleinwohnenden Ledigen sowie die Verwitweten, und zwar insbesondere um solche ohne Kinder. Bemerkenswert sind jedoch auch die 21% der über 59jährigen kinderlosen Paare, die sowohl wenig Verwandte als auch keine besonders enge Freundesbeziehung haben. Auch bei den Alleinerziehenden, den Geschiedenen und den alleinwohnenden Ledigen weist ein Viertel bis ein Drittel der jeweiligen Befragten mehrere Dimensionen struktureller Isolation auf. Umgekehrt sind, mit einigem Abstand, die jüngeren Paare, ob mit, ob ohne Kinder, am umfassendsten integriert.

Alte und sehr alte Menschen

Bei den Kontakten zu Nachbarn lassen sich weder zwischen den beiden Alterskategorien noch zwischen Paaren, Alleinwohnenden und den Verwitweten in Mehrpersonenhaushalten nennenswerte Unterschiede feststellen (vgl. Tab. 5.4). Um so drastischer sind die Unterschiede bei den Kontakten zu Freunden, und zwar besonders bei denjenigen alten Menschen, die mit einem Lebenspartner zusammenleben. Gemessen sowohl am Vorhandensein eines besten Freundes bzw.

einer besten Freundin als auch - deutlicher noch - an regelmäßigen Besuchskontakten sind die Unterschiede zwischen den unter und den über 74jährigen Paaren größer als zwischen den allermeisten im vorigen Abschnitt unterschiedenen Lebensformen.

Tabelle 5.4: Soziale Isolation bei alten Menschen

	Kein bester Freund vor- handen ¹	Kein Besuchs- kontakt mit Freund ²	Isolation Nachbarn ³
	in %		
bis 74 Jahre, verheiratet	41	45	26
bis 74 Jahre, alleinwohnend	36	29	23
75 Jahre und älter, verheiratet	56	68	23
75 Jahre und älter, alleinwohnend	39	38	22
Verwitwete in Mehrpersonenhaushalten	47	35	22
Insgesamt	41	40	24

(1) Kein "wirklich enger" Freund bzw. Freundin vorhanden.

(2) Kein Besuchskontakt Freund: Mit keinem Freund mindestens wöchentlichen Besuchskontakt

(3) Keine Nachbarn vorhanden, mit denen man sich gut versteht, bzw. mit denen man Besuchskontakt hat.

Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1984 (Nachbarn), Allbus 1986 (Verwandte, Freunde)

Geringer sind die Unterschiede zwischen den jeweiligen Alleinwohnenden, was vielleicht darauf zurückzuführen ist, daß sie stärker als ihre mit einem Lebenspartner zusammenwohnenden Altersgenossen auf Freundschaften angewiesen sind. Im Gegensatz zu den bisherigen lebensformenspezifischen Unterschieden würde das auf eine Substitutionsbeziehung hindeuten. Plausibel ist jedoch auch eine zweite Interpretation in die Richtung einer Kontingenzbeziehung: Bei den Hochbetagten geraten Paare zunehmend in eine Minderheitenposition unter ihren Altersgenossen, und sie haben von daher weniger Möglichkeiten, mit sozial ähnlichen Menschen in Kontakt zu kommen bzw. zu bleiben. Im Gegensatz zum mittleren Lebensalter, wenn fast alle Altersgenossen in einer Partnerbeziehung leben, bedeutet das Leben in Paarbeziehungen bei den Hochbetagten nicht mehr die Regel. Derselbe Status kann also unter verschiedenen Kontextbedingungen gegensätzliche Auswirkungen haben. Abgesehen von einer einzelnen engen

Freundschaftsbeziehung ist es für die Hochbetagten auch signifikant schwieriger, größere Freundschaftsnetze zu unterhalten. Haben die 60 bis 74jährigen - Verheiratete wie Alleinwohnende - noch im Schnitt drei enge Freunde, sind es bei den über 74jährigen nur noch zwei bzw. 1,7 (bei einem Gesamtdurchschnitt von 3,7 Freundschaftsbeziehungen).

Tabelle 5.5: Kontakte zu Freunden und Nachbarn bei Paaren ¹

	Kein bester Freund vorhanden ⁴	Kein Besuchs- kontakt mit Freund ⁵	Isolation Nach- barn ⁶
	in %		
<i>Paare ohne Kinder im Haushalt²</i>			
nur Mann erwerbstätig ³			
Männer	30	41	21
Frauen ("Hausfrauen")	22	40	25
beide erwerbstätig			
Männer	26	42	36
Frauen	22	38	31
<i>Paare, jüngstes Kind bis 12 Jahre</i>			
nur Mann erwerbstätig			
Männer	22	38	17
Frauen ("Hausfrauen")	23	37	26
beide erwerbstätig			
Männer	26	30	15
Frauen ⁴	14	43	29
<i>Paare, jüngstes Kind 13 bis 17 Jahre</i>			
nur Mann erwerbstätig			
Männer	33	33	23
Frauen ("Hausfrauen")	25	35	24
beide erwerbstätig			
Männer	22	24	26
Frauen	22	51	20

(1) Nur Befragte bis 59 Jahren

(2) Kinder unter 18 Jahren; d.h. erwachsene Kinder können vorhanden sein

(3) hauptberuflich erwerbstätig oder Studium bzw. sonstige Vollzeitausbildung

(4) Kein "bester Freund" bzw. "beste Freundin" vorhanden.

(5) Mit keinem Freund mindestens wöchentlichen Besuchskontakt

(6) Keine Nachbarn vorhanden, mit denen man sich gut versteht, bzw. mit denen man Besuchskontakt hat

Datenbasis: Allbus 1986 (Freund), Wohlfahrtssurvey 1984 (Nachbarn)

Doppelerwerbstätigkeit

Das Vorhandensein und die Häufigkeit von Kontakten zu Freunden sollten bei erwerbstätigen Frauen größer sein als bei Hausfrauen, denn die Berufswelt eröffnet Frauen strukturell größere Zugangschancen zu nichtverwandtschaftlichen Beziehungen. Einen Einfluß in diese Richtung finden wir lediglich bei den Müttern, deren jüngstes Kind bis zu zwölf Jahre alt sind: Erwerbstätige Mütter haben in dieser Gruppe signifikant häufiger als Hausfrauen eine beste Freundin (vgl. Tab. 5.5). Scheinbar paradoxerweise haben sie jedoch, ebenso wie die erwerbstätigen Mütter zwölf- bis siebzehnjähriger Kinder, einen selteneren Besuchskontakt mit ihren Freundinnen als nichterwerbstätige Mütter. Erklärlich wird dieses Ergebnis, wenn man sich das bekanntermaßen knappe Zeitbudget von erwerbstätigen Müttern in Erinnerung ruft. Sie haben wegen ihrer Integration in mehrere Lebensbereiche zwar besonders viele Möglichkeiten zur Bildung von Freundschaften; es bleibt ihnen aber offensichtlich nicht viel Zeit, um Freundesbeziehungen zusätzlich zu ihrem Engagement in Haushalt, Familie und Beruf auch ausgiebig zu pflegen (Wellman 1985:174). Bei den Müttern von kleineren Kindern ist dieser Effekt allerdings wesentlich schwächer ausgeprägt.

Hinsichtlich von Nachbarschaftskontakten wäre hingegen zu erwarten, daß die stärkere Außenorientierung doppelerwerbstätiger Paare den Umfang der nachbarlichen Einbindung eher einschränkt. Bei den Paaren ohne Kinder im Haushalt ist auch ein signifikanter Unterschied in diese Richtung nachzuweisen, und zwar sowohl für die Frauen als auch für ihre Ehemänner. Bei Familienhaushalten spielt die Doppelerwerbstätigkeit der Ehepartner jedoch keine solche Rolle.

5.4 Die räumliche Strukturierung von Kontaktnetzen

Entgegen den meisten Vermutungen hat die räumliche Mobilität innerhalb der letzten drei Jahrzehnte nicht zu-, sondern abgenommen (Wagner 1989). Solche Vermutungen einer hohen räumlichen Mobilität und einer dadurch bedingten größeren räumlichen Verstreutheit enger Beziehungen könnten ihre Ursache allerdings auch darin haben, daß sich ein solcher Dispersionsprozeß bei bestimmten Lebensformen konzentriert, die als "neue" Lebensformen eine besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, aber kaum für die Majorität der Bevölkerung kennzeichnend sind. Tabelle 5.6 gibt hierzu einen Überblick. Da in den hier verwendeten Datensätzen nicht für alle Netzwerkmitglieder Angaben zur räumlichen Entfernung verfügbar sind, werden zwei Hilfskonstruktionen verwendet:

- 1) *Freundschaftsbeziehungen* sind lediglich durch die räumliche Entfernung (von höchstens 30 Minuten) eines einzelnen "besten Freundes" bzw. einer "besten Freundin" repräsentiert.
- 2) Die räumliche Konzentration der *Verwandtschaftsbeziehungen* wurde auf der Grundlage des Vorhandenseins mindestens eines Elternteils, eines Kindes, eines Bruders bzw. einer Schwester sowie einer weiteren Person aus dem Verwandtenkreis in einer Entfernung von ebenfalls höchstens 30 Minuten berechnet.

Prozentuierungsbasis von (1) und (2) sind jeweils nur solche Befragte, die überhaupt einen besten Freund oder beste Freundin, noch mindestens ein Elternteil, mindestens einen Bruder oder eine Schwester etc. haben. Auf diese Weise wird vermieden, daß die Angaben zum Vorhandensein von Freunden bzw. Verwandten und die zu ihrer räumlichen Entfernung konfundiert werden und deshalb nicht mehr eindeutig ist, was die Indikatoren letztlich messen.

Tabelle 5.6 zeigt einen insgesamt sehr hohen Grad der räumlichen Konzentration engerer Freundes- und Verwandtenbeziehungen, der zudem verhältnismäßig wenig über die verschiedenen Lebensformen hinweg streut. Den höchsten Grad an räumlicher Konzentration weisen erwartungsgemäß die jungen Ledigen auf, die noch bei ihren Eltern wohnen. In dieser Gruppe gibt es noch wenig Mobilitätsprozesse nach der Jugendphase, so daß die Wahrscheinlichkeit hoch ist, daß sowohl Freunde als auch Verwandte nahe beieinander wohnen. Dagegen liegt bei den älteren kinderlosen Paaren sowie bei den älteren alleinwohnenden Ledigen die räumliche Konzentration "bester" Freunde und Freundinnen signifikant unter dem Durchschnitt. Die alleinwohnenden Ledigen sind auch die Gruppe mit der geringsten räumlichen Konzentration von Verwandtenbeziehungen. Insbesondere die Eltern sind wesentlich seltener in der näheren Umgebung zu finden als bei ihren Altersgenossen, die mit einem Partner zusammenleben bzw. bereits eine Familie gegründet haben. Geschiedene leben ebenfalls von ihren Verwandten überdurchschnittlich weit entfernt. Offensichtlich besteht also ein Zusammenhang zwischen der räumlichen Konzentration von Verwandtenbeziehungen und der Wahl bestimmter familialer und nichtfamilialer Lebensformen im Lebensverlauf: Personen in familialen Lebensformen wohnen im Durchschnitt näher zu engen Freunden und Verwandten als solche in nichtfamilialen Lebensformen. Die nächstliegende Erklärung für diesen Sachverhalt ist die, daß Eheschließungen und Familienbildungsprozesse, wie entsprechende Längsschnittuntersuchungen gezeigt haben, die räumliche Mobilität tatsächlich stark einschränken (Wagner 1989).

Tabelle 5.6: Räumliche Konzentration informeller Netzwerke in verschiedenen Lebensformen

	Nähe bester Freund/ beste Freundin ⁴	Eltern	Nähe Verwandte ⁵ Kinder Geschwi- ster	andere	
in %					
<i>Familienhaushalte</i>					
Paar ¹ , jüngstes Kind unter 6 Jahre	71	70	*	74	66
Paar, jüngstes Kind 6-12 Jahre	71	79	93	66	61
Paar, jüngstes Kind 13-17 Jahre	69	87	92	71	54
Paar, jüngstes Kind über 17 Jahre	74	83	93	72	50
Ledig, bei Eltern wohnend	79	100	*	98	70
Alleinerziehende	68	79	*	75	45
<i>Nichtfamiliale Haushalte</i>					
Paar ohne Kind ² , 18-29 Jahre	68	71	*	80	63
Paar ohne Kind, 30-59 Jahre	57	70	*	69	50
Paar ohne Kind, 60 Jahre und älter	*	*	*	*	28
Paar, "leeres Nest", unter 60 Jahre	68	81	86	58	57
Paar, "leeres Nest", 60 Jahre und älter	63	*	81	67	50
Ledig, alleinwohnend, unter 35 Jahre	66	48	*	68	39
Ledig, alleinwohnend, 35 Jahre und älter	53	*	*	73	38
Getrennt oder geschieden Lebende, ohne Kind ³	69	66	53	49	36
Verwitwete, mit Kind ²	67	*	84	54	52
Verwitwete, ohne Kind ²	*	*	*	*	46
<i>Insgesamt</i>	68	76	84	70	46

(1) Befragte, die - verheiratet oder unverheiratet - mit einem Lebenspartner zusammenwohnen. Sind Kinder vorhanden, handelt es sich fast ausschließlich um Ehepaare.

(2) Kind inner- oder außerhalb des eigenen Haushalts

(3) Kind im Haushalt

(4) Anteil der "besten Freunde/Freundinnen", die in einer Entfernung von höchstens 30 Minuten Wegzeit wohnen, an allen "besten Freunden/Freundinnen" (ausgeschlossen sind solche Befragte, die überhaupt keine(n) "besten Freund/ Freundin" haben).

(5) Anteil der Eltern, Kinder, Geschwister bzw. der sonstigen Personen aus dem Verwandtenkreis, die in einer Entfernung von höchstens 30 Minuten Wegzeit wohnen. Prozentuierungsbasis ist allerdings jeweils nur das Elternteil, das Kind, der Bruder bzw. die Schwester, mit dem bzw. der die Befragten eigenen Angaben zufolge den meisten Kontakt haben (ausgeschlossen sind solche Befragte, die jeweils überhaupt keine Eltern, Kinder, Geschwister bzw. andere Verwandte haben).

(*) Fallzahl unter 30

Datenbasis: Allbus 1986

Tabelle 5.7: Zusammenhang zwischen räumlicher Entfernung¹ und der Häufigkeit von Besuchen sowie sonstiger Kontakte mit Verwandten und Freunden (Taub)

	Besuchshäufigkeit ³	Häufigkeit anderer Kontakte (Briefe, Telefon) ³
Mutter	.64	.29
Vater	.63	.33
Tochter ²	.67	.40
Sohn ²	.66	.43
Schwester ²	.58	.31
Bruder ²	.56	.25
andere(r) Verwandte(r) ²	.62	.27
besten Freund/beste Freundin	.46	.25

- (1) Kodierung räumliche Entfernung: maximal 15 Minuten/15-30 Minuten /30 Minuten bis 1 Stunde/1-2 Stunden/2-3 Stunden/3-5 Stunden/5-12 Stunden/mehr als 12 Stunden
- (2) Alle Angaben bezogen sich auf die Tochter, den Sohn etc., mit denen die befragte Person den meisten Kontakt hat.
- (3) Kodierung der Besuchshäufigkeit und Kontakthäufigkeit: täglich/mehrmals die Woche/einmal pro Woche/einmal pro Monat/mehrmals im Jahr/seltener

Datenbasis: Allbus 1986

Wie Tabelle 5.7 zeigt, ist die räumliche Struktur von Verwandtenbeziehungen ein wesentlicher Faktor dafür, daß aus der "Matrix latenter Beziehungen" (Riley 1983) ein Netz tatsächlicher Kontakte wird. Am stärksten sind die Besuchshäufigkeiten zwischen *Kindern* und Eltern von der räumlichen Entfernung zwischen den jeweiligen Haushalten abhängig: Wohnt beispielsweise die Mutter in maximal 15 Minuten Entfernung, besuchen ihre Kinder sie in 36% der Fälle täglich und bei weiteren 32% mehrmals wöchentlich.⁶³ Innerhalb einer solchen Entfernung besuchen nur 7% ihre Mutter seltener als einmal pro Woche. Bei einer Entfernung von 30 Minuten bis einer Stunde Wegzeit sinkt die Besuchsfrequenz auf nur noch 3% täglichen und 10% mehrmals wöchentlichen Besuchskontakt. Innerhalb einer solchen Entfernung liegt das Schwergewicht bei Besuchshäufigkeiten von einmal pro Woche (29%) oder einmal pro Monat (39%). Besuchshäufigkeiten von weniger als einmal pro Monat werden erst ab einer Entfernung zwischen einer

⁶³ Die Angaben für den Vater entsprechen den für die Mutter gemachten Angaben fast aufs Prozent genau. Das ist einerseits nicht verwunderlich, weil bei vielen Befragten beide Eltern noch im selben Haushalt leben. Andererseits belegen die geringen Abweichungen auch, daß Verwitwete - i.d.R. Frauen - nicht viel mehr und nicht viel weniger Besuchskontakt haben als Ehepaare.

und zwei Stunden Wegzeit häufiger (32%); bei zwei bis drei Stunden sind es allerdings bereits 61%, bei einer noch längeren Wegzeit schließlich sogar 85%. Die Angaben von *Eltern* über die Besuchshäufigkeit mit ihren Kindern entsprechen im wesentlichen diesen Häufigkeiten. Im Vergleich zu Verwandtenbeziehungen sind sowohl Besuchs- als auch sonstige Kontakte zum *besten Freund bzw. der besten Freundin* weniger von der räumlichen Entfernung abhängig, auch wenn man hier ebenfalls noch von einem starken Zusammenhang sprechen muß.

Eine gemeinsame Haushaltszugehörigkeit muß nicht a priori eine Voraussetzung für ein hohes Maß an Kontakten zwischen Familienmitgliedern sein. Eine allein auf dem sogenannten "*Koresidenzprinzip*" beruhende Darstellung von Familienstrukturen⁶⁴ und ihren Veränderungen im Zeitverlauf, wie sie der amtlichen Statistik zugrunde liegt, ist daher unvollständig und anfällig für Fehldeutungen. Orientiert man sich konzeptuell an formalen Beschreibungsdimensionen persönlicher Netzwerke (vgl. Kap. 2.1), so kann die Bedeutung einer gemeinsamen Haushaltszugehörigkeit weniger als absolutes, qualitatives Abgrenzungskriterium, sondern eher als Extremwert auf zwei Beschreibungsdimensionen aufgefaßt werden: (fehlende) räumliche Entfernung und (mehr oder weniger tägliche) face-to-face-Kontakte. Eine Ergänzung der auf der Basis des Koresidenzprinzips erfaßten Familienstrukturen bietet sich von daher schon auf der Ebene einer formalen Strukturbeschreibung insofern an, als auch solche familialen Konstellationen Beachtung finden sollten, die hinsichtlich der beiden genannten formalen Beschreibungsdimensionen - räumliche Entfernung und Häufigkeit von face-to-face-Kontakten - einem gemeinsamen Haushalt nahekommen.⁶⁵

Faßt man für die Eltern-Kind-Beziehung diese beiden Kriterien der räumlichen Entfernung und der Besuchshäufigkeiten zusammen und differenziert man zusätzlich noch nach verschiedenen Lebensphasen, in denen sich die Befragten befinden, ergibt sich folgendes Bild: 10% der alleinwohnenden Ledigen leben in höchstens 15 Minuten Entfernung und haben gleichzeitig einen täglichen Besuchskontakt mit ihren Eltern. Immerhin weitere 15% wohnen in der gleichen Nähe und besuchen ihre Eltern noch mehrmals wöchentlich. Bei diesen Gruppen kann also kaum von einer weitgehenden Trennung vom Elternhaus gesprochen werden.

64 Das Koresidenzprinzip besagt, daß nur solche Familien auch als solche bezeichnet werden, in denen Eltern und mindestens ein Kind *im selben Haushalt zusammenwohnen*. Wohnt das Kind im selben Haus in einer Einliegerwohnung, so gelten sie nach dem Koresidenzprinzip nicht als Familie (Höhn 1988).

65 Zum zweiten sollte nicht übersehen werden, daß formale Kriterien wie die gemeinsame Haushaltszugehörigkeit bzw. räumliche Entfernung und, mit Einschränkungen, auch Kontakthäufigkeiten nicht selbst schon als ausreichende Indikatoren für die Qualität von Familienbeziehungen sondern lediglich als eine Art infrastruktureller Einflußfaktoren anzusehen sind, die für verschiedene Arten familialer Unterstützung eine unterschiedliche Bedeutung haben (vgl. dazu Kap. 6.3).

Bei den Paaren ohne Kinder und den Familien sind sogar sowohl die räumlichen Entfernungen etwas geringer als auch die Besuchskontakte entsprechend häufiger.⁶⁶

Aus der umgekehrten Perspektive der Elterngeneration wurden ältere Paare mit weiteren Kindern im Haushalt, Paare in der Phase des "leeren Nestes" sowie Verwitwete miteinander verglichen, in welchem Ausmaß sie noch mit ihren Töchtern und Söhnen außerhalb des eigenen Haushalts in Verbindung stehen. Hier zeigen sich, aus dem bereits erwähnten Grund, sogar noch geringere räumliche Distanzen und größere Besuchshäufigkeiten. Kombiniert man wieder die beiden Kriterien der Entfernung und der Besuchshäufigkeit, so kommt es bei 13% der Paare mit Kindern, bei 20% der Paare in der Phase des "leeren Nestes" sowie bei 16% der Verwitweten vor, daß sie sowohl mindestens ein Kind (Sohn oder Tochter) in höchstens 15 Minuten Entfernung als auch täglichen Besuchskontakt mit ihm haben. In solchen Fällen sind im Hinblick auf die Möglichkeit wechselseitiger sozialer Unterstützung Verhältnisse gegeben, die den Voraussetzungen eines gemeinsamen Haushalts zumindest teilweise sehr nahe kommen.

5.5 Sozialstrukturelle Determinanten sozialer Isolation

Die bisherigen Ergebnisse, die sich auf die Unterscheidung verschiedener, a priori definierter Lebensformen und Lebensphasen bezogen, verweisen darauf, daß das Risiko sozialer Isolation im verwandtschaftlichen und im außerverwandtschaftlichen Bereich zum Teil unterschiedlich variiert. Gleichzeitig scheint sich jedoch bei einigen wenigen Gruppen innerhalb der Bevölkerung das Risiko zu verdichten, in beiden Bereichen gering oder gar nicht sozial eingebunden zu sein. In den folgenden multinomialen Logit-Modellen⁶⁷ werden die bisherigen Betrachtungen zu diesen Risiken in ihrer Perspektive gleichzeitig verändert und erweitert. *Verändert* werden sie insofern, als die bisherigen Untergliederungen nach geschlossenen Bevölkerungsgruppen in Gestalt von verschiedenen Lebensformen und -phasen abgelöst werden von einer Betrachtung der einzelnen Variablen, aus denen diese Typologien gebildet worden sind: Alter, Familienstand, Haushaltszugehörigkeit und Vorhandensein von Kindern. *Erweitert* wird die Fragestellung insofern, als zusätzlich zur bisherigen Konzentration auf soziodemographische Unterschiede weitere Faktoren in die Analyse mit einbezogen werde, nämlich Erwerbsbeteiligung und schulische Bildung. Darüber soll - auch wenn es mit diesen beiden Indikatoren allein nur

⁶⁶ Für eine ausführlichere Darstellung der einzelnen Prozentwerte siehe Diewald 1989.

ansatzweise möglich ist - geprüft werden, inwiefern die potentielle Verfügung informeller Ressourcen mit der Verfügbarkeit anderer Ressourcen⁶⁸ und anderen Formen der gesellschaftlichen Beteiligung zusammenhängt.

Die multinomialen Logit-Modelle in Tabelle 5.8 untersuchen vergleichend die jeweilige Wahrscheinlichkeit bzw. Bedingtheit der folgenden vier Alternativen: (1) weder bezüglich Freundschaften noch bezüglich Verwandtschaftsbeziehungen soziale Isolation, (2) bei Freundschaften isoliert, aber nicht bezüglich Verwandtschaftsbeziehungen, (3) im Bereich von Verwandtschaftsbeziehungen isoliert, aber nicht bezüglich Freundschaften sowie (4) sowohl bezüglich Freundschafts- als auch bezüglich Verwandtschaftsbeziehungen sozial isoliert, wobei die erste Alternative statistisch als Kontrast für die drei anderen Alternativen gesetzt wurde. Die Logit-Modelle wurden für Männer und Frauen getrennt gerechnet, um die Anzahl an verkomplizierenden Interaktionseffekten höherer Ordnung zu reduzieren und den unterschiedlichen Lebenszusammenhängen beider Geschlechter Rechnung zu tragen.

Isolation im Bereich von Freundesbeziehungen

Das Fehlen eines "besten Freundes" bzw. einer "besten Freundin" ist bei Männern und Frauen nur zum Teil von denselben Kontextbedingungen abhängig. Zum Teil handelt es sich um ganz spezifische Gruppen, die sich erst über entsprechende Interaktionsterme abbilden lassen. Einen für beide Geschlechter signifikanten Einfluß hat die *schulische Bildung*: Je höher sie ist, desto höher ist auch die Wahrscheinlichkeit, mindestens eine besonders enge Freundesbeziehung zu haben. Bildungsressourcen gehen also mit einer größeren Wahrscheinlichkeit von erworbenen Sozialbeziehungen einher, zumindest sofern es sich um besonders enge Beziehungen handelt. Für Frauen ist dieser Effekt noch stärker als für Männer. Ebenfalls einen signifikant positiven Einfluß - sowohl bei Männern als auch bei Frauen - hat eine hauptberufliche *Erwerbstätigkeit*. Hier ist es jedoch umgekehrt so, daß der Effekt für Männer wesentlich stärker als für Frauen ist, wohl weil es für Männer im Durchschnitt sehr viel mehr als für Frauen als Makel bzw. als Außenseiterposition gilt, nach der Ausbildung und vor dem Rentenalter nicht hauptberuflich erwerbstätig zu sein. Zumindest auf der eingeschränkten Basis dieser beiden Indikatoren läßt sich vermuten, daß enge Freundesbeziehungen tendenziell nicht - quasi kompensatorisch - bei denjenigen Bevölkerungsgruppen

⁶⁷ Zur Methode vgl. Kapitel 4.3.

⁶⁸ Das Haushaltseinkommen wurde nicht als Prädiktor in die Modelle aufgenommen, weil entsprechende Angaben nur für etwa die Hälfte der Befragten im Allbus 1986 vorlagen, was die Stabilität des Modells erheblich beeinträchtigt hätte.

besonders häufig sind, die sich ansonsten in geringerem Umfang beteiligen, sondern bei denjenigen, die auch ansonsten engagiert und erfolgreich sind.⁶⁹

Das *Alter* hat ebenfalls einen deutlichen Einfluß bei beiden Geschlechtern. Es handelt sich allerdings nicht um einen strikt linearen Zusammenhang mit einer kontinuierlichen Abnahme der Freundschaftsbeziehungen mit zunehmendem Alter; vielmehr hebt sich vor allem die Altersgruppe der jungen Erwachsenen von allen älteren Gruppen besonders deutlich ab. Zwar nimmt im hohen Alter die Häufigkeit, mit der man einen besten Freund hat, wiederum ab, doch fällt diese Reduktion im Vergleich geringer aus. Bei Männern ist diese herausgehobene Präsenz von engen Freundschaften in der Phase der jungen Erwachsenen deutlicher als bei den Frauen.

Der *Familienstand* der Befragten hatte lediglich bei den Männern einen starken Einfluß auf das Vorhandensein enger Freunde: Ledige Männer haben häufiger als verheiratete sowie geschiedene oder verwitwete mindestens einen engen Freund. Bei Frauen sind diese Unterschiede geringer ausgeprägt und nur für verheiratete Frauen schwach signifikant, was darauf hindeutet, daß Freundschaften bei ihnen vergleichsweise weniger vom Vorhandensein bzw. dem Verlust eines Ehepartners abhängig sind und eine konstantere Größe innerhalb des engeren persönlichen Netzwerks darstellen.

Das *Vorhandensein enger Verwandter* scheint keinen allgemeinen Einfluß auf die Ausbildung bzw. Aufrechterhaltung einer engen Freundschaftsbeziehung auszuüben. Weder bei Männern noch bei Frauen findet also in dieser Hinsicht eine Substitution von Verwandten- versus Freundesbeziehungen statt, soweit es den Bereich der hier untersuchten engeren Beziehungen betrifft.

⁶⁹ Vgl. dazu auch die Logit-Modell in Kapitel 6.4 mit ausführlicherem Datenmaterial zu dieser Hypothese.

Tabelle 5.8: Determinanten sozialer Isolation (Effektkoeffizienten multinomialer Logit-Modelle. Datenbasis: Albus 1986)

	Männer			Frauen		
	Isolation 1 Freunde	Isolation 2 Verwandte	Isolation + Freunde + Verwandte	Isolation 1 Freunde	Isolation 2 Verwandte	Isolation + Freunde + Verwandte
Familienstand (ledig ³) verheiratet geschieden/verwitwet	.869*** 1.103***	-.741** .231	-.239* .560*	.299* .065	-.911** -.256	-.460** -.686**
Alter (70 Jahre und älter) 18-35 Jahre 36-55 Jahre 56-69 Jahre	-.774*** .009 .203**	-.500*** -.062 .178*	4.773*** 1.999 1.928	-.498*** -.030 .185**	-.382*** -.184 .282*	-2.121*** 1.944 1.091
Kinder vorhanden	-.153	-.493***	-.483***	-.259***	-.385***	-.221*
Geschwister vorhanden	.019	-.063*	-.449	.159*	-.127***	.025
Kinder x Alter ⁴ Kind x 18-35 Jahre Kind x 36-55 Jahre Kind x 56 Jahre und älter	.316** -1.460*** .260*	-.638** .137 -.467***	-.225 -.065 -.597***	-.233 1.703*** -.052	-.430*** -.028 -.127***	-.623** .137 .087
Schulische Bildung (Volksschule mit oder ohne Abschluss) Mittlere Reife (Fach-) Abitur	-.349** -.417**	-.214* .098	-.880** -.617*	-.479*** -.555***	-.221* .088	-.1378*** -1.112**
Kinder x Familienstand ⁴ Kinder, geschieden	1.837***	-.440*	.004	-.342*	-.596*	.011
Familienstand x Alter ⁴ 36-55 Jahre, verheiratet 36-55 Jahre, geschieden/verwitwet	.715 1.874***	-.101 -.004	-.021 -.121	1.684*** .099	.051 -.009	.069 .027
hauptberuflich erwerbstätig	-.748***	-.395***	-.742***	-.395***	-.431***	-.848***

(1) Kein bester Freund/keine beste Freundin als "die Person, die Ihnen am nächsten steht", außer Lebenspartner und Verwandten

(2) Mit keinem Verwandten (außer Partner) mindestens monatlichen Besuchskontakt

(3) In Klammern ist hier und später jeweils die Referenzkategorie genannt.

(4) Es wurden nur solche Interaktionsterme in die Tabelle aufgenommen, die mindestens einen signifikanten Effekt aufweisen.

Signifikanzniveaus (auf der Basis der t-Werte): * = 5%-Niveau. ** = 1%-Niveau. *** = 0.1%-Niveau

Manchmal zeigen sich Einflüsse auch erst dann, wenn die konkreten Lebensumstände der Befragten über *Interaktionseffekte* aus dem Familienstand, dem Vorhandensein von Kindern und dem Alter präzisiert werden. So haben die jungen Väter etwas seltener einen besten Freund als ihre kinderlosen Altersgenossen, während dies für die gleichaltrigen Mütter offenbar nicht zutrifft. In der mittleren Altersgruppe haben dagegen die Väter häufiger einen besten Freund als Männer ohne Kinder, während es bei den Frauen genau umgekehrt ist: Mütter haben im allgemeinen deutlich seltener eine beste Freundin als Frauen ohne Kinder in dieser Altersgruppe, und auch die verheirateten Frauen verfügen bereits signifikant seltener über eine enge Freundschaftsbeziehung als ihre ledigen Altersgenossinnen. Die weiter oben allein auf der Basis der Haupteffekte gezogene Schlußfolgerung, daß bei den Frauen eine enge Freundschaftsbeziehung weniger von den Familienumständen abhängig ist als bei den Männern, muß also relativiert werden. Bei den 36-55jährigen Männern sind es dagegen nicht die Verheirateten, die seltener über enge Freundschaften verfügen, sondern die Geschiedenen und Verwitweten sowie - im Unterschied zu den Frauen - die Alleinerziehenden.

Isolation im Bereich von Verwandtenbeziehungen

Das Risiko sozialer Isolation im Bereich von Verwandtenbeziehungen folgt teilweise anderen sozialstrukturellen Differenzierungen als bei Freundschaftsbeziehungen außerhalb des Verwandtenbereichs. Unterschiedliche Niveaus der *schulischen Bildung* haben einen vergleichsweise geringeren Einfluß. Auch ist ihr Einfluß nicht linear, sondern Personen mit mittlerer Schulbildung, d.h. mit der Mittleren Reife als höchstem Schulabschluß, scheinen am stärksten in Verwandtenbeziehungen integriert zu sein. Dieses Ergebnis widerspricht also dem Stereotyp, daß besonders die unteren sozialen Schichten über die "Nestwärme" engmaschiger Verwandtenbeziehungen verfügen.

Das *Alter* hat bei Männern und Frauen einen etwa gleich starken Einfluß. Ebenso wie bei Freundschaftsbeziehungen steigt mit zunehmendem Alter das Risiko, zu keinen Verwandten häufigeren Kontakt zu haben. Auch hier ist es wieder die jüngste Altersgruppe, die ein besonders geringes Risiko im Vergleich zu allen anderen aufweist. Der *Familienstand* hat dagegen einen anderen und zum Teil stärkeren Einfluß als bei den nichtverwandtschaftlichen Beziehungen: Im Unterschied zu Freundschaftsbeziehungen ist bei verheirateten Menschen die Wahrscheinlichkeit der verwandtschaftlichen Isolation mit Abstand am geringsten, während die Unterschiede zwischen den Geschiedenen und Verwitweten auf der einen und den Ledigen auf der anderen Seite nicht signifikant sind.

Das Vorhandensein von Kindern und Geschwistern reduziert definitionsgemäß das Risiko verwandtschaftlicher Isolation, und die unterschiedliche Stärke der

Koeffizienten unterstreicht dabei die herausgehobene Bedeutung von Kindern in dieser Hinsicht. Interessante unterschiedliche Verteilungsmuster zwischen Männern und Frauen zeigen sich erst bei den *Interaktionseffekten*. In der Altersgruppe der 18-35jährigen sind Mütter häufiger in Kontakt mit Verwandten als Frauen ohne Kinder. In noch stärkerem Maße gilt dies für die Väter. Auch in der Altersgruppe der Personen über 55 Jahre haben die - nun erwachsenen - Kinder bei Männern einen stärkeren Einfluß als bei den Frauen. Bei der Interpretation dieser beiden Interaktionseffekte ist jedoch folgendes zu beachten. In der jüngeren Altersgruppe ist es so zu interpretieren, daß die Beschäftigung mit kleineren Kindern dafür sorgt, daß man mit anderen Verwandten in häufigerem Kontakt ist; bei den älteren Menschen sind es dann die Kinder selbst, zu denen man innerhalb des Verwandtschaftssystems den regsten Besuchkontakt pflegt. Der Unterschied zwischen der männlichen und der weiblichen Bevölkerung bezüglich der Stärke des entsprechenden Koeffizienten ist dann so zu verstehen, daß Männer bei Verwandtschaftskontakten mehr auf die Beziehung zu ihren Kindern angewiesen sind als Frauen, was indirekt darauf hinweist, daß Frauen in dieser Altersgruppe umfassender in den verwandtschaftlichen Verkehrskreis integriert sind als Männer.⁷⁰

Gleichzeitige Isolation bei Verwandten und Freunden

Die unterschiedlichen und zum Teil gegensätzlichen Verteilungen der beiden Isolations-Risiken für den Verwandtschafts- und den Freundschaftsbereich führen dazu, daß das Risiko, in beiden Bereichen sozial isoliert zu sein, sich auf wenige Gruppen beschränkt. Wie man den jeweiligen Spalten für Männer und Frauen in Tabelle 5.9 entnehmen kann, ist diese Wahrscheinlichkeit generell in der jüngsten Altersgruppe sowie dann, wenn Kinder vorhanden sind, besonders gering. Vor allem bei älteren Männern sind Kontakte zu Kindern oftmals ein letzter Puffer vor einer umfassenden sozialen Isolation. Verheiratete Personen haben ebenfalls ein nur unterdurchschnittliches Risiko der Kontaktarmut, abgesehen davon, daß sie zumindest mit einem Partner zusammenleben. Mit einer Scheidung oder Verwitwung werden Männer und Frauen dagegen unterschiedlich gut fertig, was deren Folgen für die soziale Einbindung angeht: Für Männer erhöht sich das Isolationsrisiko gegenüber dem Ledigenstatus, während es für geschiedene oder verwitwete Frauen geringer als für ledige ist.

Mit am deutlichsten fallen die Unterschiede nach verschiedenen *Schulabschlüssen* und nach der *Erwerbsbeteiligung* aus. Hauptberuflich erwerbstätige Männer und Frauen sind seltener sozial isoliert als Nichterwerbstätige. Und entgegen

⁷⁰ Entsprechende detailliertere Auswertungen, die hier nicht präsentiert werden, bestätigen diese Schlußfolgerung. Frauen in dieser Altersgruppe haben insbesondere zu Geschwistern und anderen Verwandten häufigeren Kontakt als Männer.

einer noch aus den Zeiten geschlossener proletarischer Milieus und homogener Unterschichtbezirke in Industriestädten kolportierten Vorstellung tragen Personen mit geringer schulischer Bildung das höchste Risiko sozialer Isolation. Für Frauen gilt dies noch einmal stärker als für Männer. Allerdings sind es auch nicht die Personen mit dem höchsten Schulabschluß, bei denen diese Wahrscheinlichkeit am geringsten ist, sondern - wegen ihrer vergleichsweise geschlossensten Einbindung in Verwandtschaftskontakte - die Personen mit der Mittleren Reife als höchstem Schulabschluß.

6. Geleistete und verfügbare soziale Unterstützung

Ein Mindestmaß an Sozialkontakten stellt - quasi definitorisch - eine Grundvoraussetzung für soziale Einbindung überhaupt dar. Es gewährleistet jedoch nicht schon automatisch einen Austausch verschiedener Formen sozialer Unterstützung. Soziale Beziehungen können unter Umständen mehr belastend sein als daß sie eine Ressource für soziale Unterstützung darstellen. In diesem Kapitel sollen deshalb die in den verschiedenen Bevölkerungsgruppen vorhandenen Unterstützungspotentiale möglichst spezifisch für verschiedene Unterstützungsinhalte dargestellt werden. Zusätzlich wird zwischen zwei Richtungen des Leistungstransfers unterschieden: von den Befragten selbst *für* andere Personen außerhalb des eigenen Haushalts geleistete Unterstützung (Kapitel 6.1) sowie Unterstützung, die den Befragten *von* anderen Personen zur Verfügung steht (Kapitel 6.2).

6.1 Geleistete soziale Unterstützung

Die folgenden Darstellungen beziehen sich auf eine ganze Palette verschiedener Unterstützungsleistungen. Es wird zwischen jeweils mehreren praktischen und kognitiv-emotionalen, alltäglichen und besonderen, kleineren und aufwendigen Formen der Unterstützung unterschieden. Auf diese Weise kann der Multidimensionalität des Komplexes soziale Unterstützung besser Rechnung getragen werden als bei der Verwendung eines einzigen Sammelindexes.

Bei den in Tabelle 6.1 aufgeführten Formen der sozialen Unterstützung handelt es sich, mit einer Ausnahme, um Hilfeleistungen, die für Personen außerhalb des eigenen Haushalts erbracht worden sind: eine kognitiv-emotionale Form der Unterstützung (Hilfe bei persönlichen Problemen), zwei personenbezogene Dienstleistungen (Kinderbetreuung, Betreuung Kranker oder Behinderter) sowie drei güterbezogene Dienstleistungen (Wohnungsrenovierung, Gartenarbeit, Hilfe bei Hausbau/Umbau).

Eine der aufwendigsten Unterstützungsformen stellt die Pflege gebrechlicher Menschen dar. In immerhin 9% aller Privathaushalte fallen solche Arbeiten an. Aus der Fragestellung war nicht ersichtlich, welcher Grad an Gebrechlichkeit im einzelnen vorliegt und in welchem Umfang dabei jeweils tatsächlich Pflegearbeiten anfallen - eine Belastung für die im Haushalt lebenden Personen dürfte damit jedoch immer verbunden. Diese Belastungen erstrecken sich nicht nur auf pfl-

gerische Tätigkeiten im engeren Sinn, sondern auch auf psychische, insbesondere motivationale Unterstützung.⁷¹ Bei fast einem Viertel der älteren Ehepaare ist mindestens einer der Partner in irgendeiner Form pflegebedürftig, muß also ein Partner den anderen betreuen. Prekärer noch dürfte die Lage der jeweils über 10 % Ledigen und Verwitweten sein, die allein leben und selbst eine Behinderung haben.⁷² Es ist allein von daher verständlich, daß innerhalb dieser Lebensformen nur ein vergleichsweise geringes Potential für Unterstützungsleistungen an andere Haushalte vorhanden ist (s.u.), denn sie sind selbst in hohem Maße belastet und auf fremde Hilfe angewiesen.⁷³ Die Differenz von 17% Behinderten unter den Verwitweten mit Kindern versus 2% unter solchen ohne Kinder ist ein erster, wenn auch indirekter Hinweis darauf, wie wichtig für die Aufrechterhaltung einer eigenständigen Haushaltsführung wohl gerade die Unterstützung der Kinder wird, wenn kein Lebenspartner mehr vorhanden ist.

Immerhin 16% aller befragten Personen leisteten Unterstützung bei der *Betreuung von Kranken oder Behinderten* außerhalb ihres eigenen Haushalts. Aus der Frageformulierung geht allerdings nicht hervor, inwiefern es sich dabei um regelmäßige oder um eine eher gelegentliche Hilfe handelt. Diese fehlende Differenziertheit dürfte mit dafür ausschlaggebend sein, daß die Unterschiede zwischen einzelnen Lebensformen vergleichsweise gering sind. Allerdings zeichnet sich eine Arbeitsteilung bei jüngeren Menschen ab: Junge alleinwohnende Ledige und kinderlose Paare sind hier etwa doppelt so häufig engagiert wie die Eltern von kleinen Kindern, die schon haushaltsintern ein hohes Maß an Betreuung zu leisten haben.

71 Die Wichtigkeit einer solchen psychischen Unterstützung ist beispielsweise von Badura u.a. (1988) für die Rekonvaleszenz von Herzinfarktpatienten gezeigt worden.

72 Ältere Ehepaare ohne Kinder im selben Haushalt sowie ältere Alleinwohnende stellen mit weitem Abstand diejenigen Haushaltsformen dar, in denen die meisten Hilfebedürftigen leben. Nach einer Sekundäranalyse der von Infratest im Jahr 1978 durchgeführten "Bürger- und Sozialstaatsbefragung" sind 39% aller Hilfebedürftigen unter den Alleinwohnenden und 33% unter Personen zu finden, die zusammen mit ihrem Ehepartner und ohne weitere Haushaltsmitglieder leben (Kerber 1986:92). Die Definition von Hilfebedürftigkeit erfolgte in dieser Untersuchung über die Zustimmung zu folgender Frage: "Wenn man körperbehindert ist oder wenn man älter wird, ist man für manche Tätigkeiten des täglichen Lebens auf die Hilfe anderer Personen angewiesen. Ist das bei Ihnen der Fall, oder trifft es für Sie nicht zu?"

73 Nach der oben erwähnten Infratest-Befragung von 1978 nehmen 89% der Hilfebedürftigen in Partnerschaften und 61% der alleinwohnenden Hilfebedürftigen informelle Hilfe von außerhalb des eigenen Haushalts in Anspruch (Kerber 1986:93).

Tabelle 6.1: Hilfeleistungen für andere Personen in verschiedenen Lebensformen (alle Angaben in %)

Frage: "Welche Hilfeleistungen haben Sie in den letzten 2 bis 3 Jahren für Verwandte, Nachbarn und Freunde bzw. Bekannte erbracht? Wobei haben Sie geholfen?" (außer: Behinderte im Haushalt)

	Behin- derte im Haushalt	Betreuung Kranker o. Behinderter	Kinder- betreuung	persönl. Probleme	Wohnungs- renovierung	Garten- arbeit	Hausbau/ Umbau
<i>Familienhaushalte</i>							
Paar ¹ , jüngstes Kind unter 6 Jahre	2	12	48	36	46	31	22
Paar, jüngstes Kind 6-12 Jahre	7	18	32	32	32	29	22
Paar, jüngstes Kind 13-17 Jahre	10	18	20	28	28	22	15
Paar, jüngstes Kind über 17 Jahre	7	17	17	31	25	20	18
Ledig, bei Eltern wohnend	8	9	29	43	38	31	27
Alleinerziehende	2	22	45	58	38	27	11
<i>Nichtfamiliale Haushalte</i>							
Paar ohne Kind ² , 18-29 Jahre	4	26	35	48	44	38	18
Paar ohne Kind, 30-59 Jahre	5	16	19	46	24	26	9
Paar ohne Kind, 60 Jahre und älter	25	16	17	16	3	13	0
Paar, "leeres Nest", unter 60 Jahre	10	21	35	30	32	22	13
Paar, "leeres Nest", 60 Jahre und älter	23	11	26	27	13	19	11
Ledig, alleinwohnend, unter 35 Jahre	4	22	37	66	68	46	19
Ledig, alleinwohnend, 35 Jahre und älter	9	17	15	42	30	29	10
Getrennt oder verschieden Lebende, ohne Kind ³	8	20	28	42	26	22	10
Verwitwete, mit Kind ²	17	12	25	25	9	11	1
Verwitwete, ohne Kind ²	2	18	11	25	7	11	5
<i>Insgesamt</i>	9	16	28	35	29	25	15

(1) Befragte, die - verheiratet oder unverheiratet - mit einem Lebenspartner zusammenwohnen.

(2) Kind inner- oder außerhalb des eigenen Haushalts

(3) Kind im Haushalt

Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1984

Bei der *Betreuung kleiner Kinder* außerhalb des eigenen Haushalts lassen sich eindeutiger bestimmte Gruppen als Leistungsträger identifizieren. Es sind dies zunächst und vor allem Personen, die selbst kleine Kinder haben (Paare ebenso wie Alleinerziehende). Hier existiert also offensichtlich ein bedeutsames Potential direkter, wechselseitiger Selbsthilfe. Die sprichwörtliche "ambulante Großmutter" kommt erst an zweiter Stelle, etwa gleich häufig wie junge (noch) kinderlose Paare und die jungen Ledigen. Möglicherweise unterscheidet sich aber der zeitliche Betreuungsaufwand zwischen diesen Helfergruppen erheblich; zumindest weisen einige detailliertere Untersuchungen zu diesem Thema darauf hin. Danach sind Großeltern am ehesten bereit, die Kinder regelmäßig und über längere Zeit tagsüber zu beaufsichtigen (Statistisches Landesamt Baden-Württemberg 1985).

Hilfe bei persönlichen Problemen leistet ein gutes Drittel der Befragten für Personen außerhalb des eigenen Haushalts. Überdurchschnittlich häufig sind derartige Unterstützungsbeziehungen vor allem bei den jüngeren Personen, die innerhalb des eigenen Haushalts keine Ansprechpartner zur Verfügung haben: Alleinerziehende, Geschiedene und vor allem alleinwohnende Ledige, auch im Vergleich zu den Ledigen, die noch bei ihren Eltern wohnen. Besonders frappierend sind die Unterschiede zwischen Familien und kinderlosen Ehepaaren: In jüngeren und mittleren Jahren gehören kinderlose Paare zu den Gruppen, die anderen Personen am häufigsten bei persönlichen Problemen helfen. Anders herum betrachtet kann dieser Unterschied auch als ein Indiz für die im zweiten und dritten Kapitel theoretisch hergeleitete, besondere Unterstützungsqualität des Familienlebens im Sinne einer vergleichsweise starken Binnenorientierung gewertet werden. Unter den älteren Menschen fallen zunächst die älteren alleinwohnenden Ledigen mit vergleichsweise häufigen Hilfeleistungen auf. Eine genauere Aufschlüsselung nach den Adressaten dieser Hilfen zeigt, daß hier die im Vergleich zu anderen Personen dieser Altersgruppe häufigeren Freundesbeziehungen ausschlaggebend sind (vgl. Kap. 5.3 und Kap. 8).

Die drei *güterbezogenen Dienstleistungen* setzen alle eine gewisse körperliche Leistungsfähigkeit und zum Teil auch handwerkliche Kenntnisse voraus. Die Häufigkeit, mit der solche Hilfen geleistet werden, variiert denn auch stärker nach dem Alter als es bei den anderen Hilfen der Fall ist. Besonders die *Wohnungsrenovierung* und die Hilfe beim *Hausbau/Umbau* sind eindeutig eine Domäne der jüngeren Lebensformen. Wie schon bei persönlichen Problemen engagieren sich auch bei der Wohnungsrenovierung und bei der *Gartenarbeit* die jungen alleinwohnenden Ledigen weitaus stärker als alle anderen Lebensformen. Da sich all diese Angaben jedoch ausschließlich auf soziale Unterstützung beziehen, die für Personen außerhalb des eigenen Haushalts geleistet wurde, kann daraus allerdings nicht umgehend geschlossen werden, daß diese Personengruppe generell hilfsbereiter sei als alle anderen, denn: Beziehen sich solche Angaben für Alleinwoh-

nende auf deren gesamtes Netzwerk, so betrifft es bei den Personen in Mehrpersonenhaushalten nur auf den Teil ihres Netzwerks, der nicht im selben Haushalt lebt. Auf der anderen Seite lassen es die im Vergleich außerordentlich hohen Prozentwerte bei mehreren Unterstützungsdimensionen auch nicht zu, daß ein Anwachsen dieser Personengruppe pauschal als Anzeichen für eine zunehmende Vereinzelung und eine zunehmend egozentrierte Lebensweise innerhalb der Gesellschaft interpretiert wird. Wie bei den bisherigen Formen der sozialen Unterstützung fällt wieder die geringe Beteiligung der älteren kinderlosen Ehepaare auf, insbesondere im Vergleich zu ihren Altersgenossen in der Phase des "leeren Nestes". Wie schon bei persönlichen Problemen engagieren sich dagegen die älteren Ledigen auch bei güterbezogenen Dienstleistungen vergleichsweise häufig, und zwar wiederum vor allem für Freunde.

Tabelle 6.2: Hilfe von älteren Menschen für Personen außerhalb des eigenen Haushalts

Frage: "Welche Hilfeleistungen haben Sie in den letzten 2 bis 3 Jahren für Verwandte, Nachbarn und Freunde bzw. Bekannte erbracht? Wobei haben Sie geholfen?"

	bis 74 Jahre		75 Jahre und älter		Verwitwete in Mehr- personen- haus- halten
	verhei- ratet	allein- wohnend	verhei- ratet	allein- wohnend	
	in %				
Wohnungsrenovierung	13	7	6	1	5
Umzug	11	10	1	0	5
Hausbau/Umbau	12	4	4	0	0
Kinderbetreuung	26	31	13	16	19
Betreuung Kranker oder Behinderter	14	21	4	8	9

Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1984

Alte und sehr alte Menschen

Wie unangebracht es ist, alle Personen ab 60 Jahren pauschal als "Alte" einzustufen, zeigt sich bei den Leistungen, die innerhalb dieser Altersgruppe für andere Personen erbracht werden. Die Altersgruppe der 60 bis 74jährigen stellt in erheblichem Umfang informelle Hilfeleistungen bereit (vgl. Tabelle 6.2). Insbesondere bei Betreuungsleistungen - sowohl für Kinder als auch für Kranke und Behinderte

- tragen sie wesentlich zur wechselseitigen Unterstützung zwischen den einzelnen Haushalten bei. Zumindest die "jüngeren Alten" stellen also keineswegs nur eine gesellschaftspolitische Last, sondern auch eine Ressource dar.

Anders allerdings die über 75jährigen: In dieser Altersgruppe hat die Bereitschaft bzw. Fähigkeit, für andere Personen Unterstützung bereitzustellen, dramatisch abgenommen. Die Unterschiede zwischen den "jüngeren" und den "älteren Alten" sind zum Teil größer als zwischen den meisten der sechzehn Lebensformen, wie sie in Tabelle 6.1 unterschieden wurden. Das verbreitete Alten-Bild der passiven Hilfeempfänger trifft also offensichtlich nicht auf die unter 75jährigen, aber dafür umso eher auf die Hochbetagten zu. Die Zuordnung zu bestimmten Haushaltsformen spielt in dieser Hinsicht keine Rolle.

Doppelerwerbstätigkeit

Es kann vermutet werden, daß dann, wenn beide Ehepartner erwerbstätig sind, vergleichsweise wenig Zeit für haushaltsübergreifende Unterstützungsaktivitäten zur Verfügung steht, mithin eine Einschränkung von Unterstützungsleistungen für Personen außerhalb des eigenen Haushalts die Folge ist. Die in Tabelle 6.3 dargestellten Auswertungen lassen eine solche Interpretation nur teilweise zu. Hinsichtlich einer Hilfe bei persönlichen Problemen lassen sich keine signifikanten Unterschiede nach dem Erwerbsstatus der Ehefrau feststellen. Auch bei anderen, nur gelegentlich anfallenden Arten der Hilfeleistung wie der Wohnungsrenovierung helfen erwerbstätige Ehefrauen eher häufiger und nicht seltener als die Hausfrauen. Jedoch führt gerade bei den frauentypischen sozialen Dienstleistungen (vgl. ausführlich Kap. 8.1) einer Betreuung Kranker oder Behinderter sowie insbesondere der Kinderbetreuung die Erwerbstätigkeit von verheirateten Frauen und Müttern zu einer signifikanten Einschränkung von entsprechenden Unterstützungsleistungen für andere Personen außerhalb des eigenen Haushalts. Solche mehr zeitintensiven und regelmäßigen Formen der Unterstützung sind bei dem knappen Zeitbudget erwerbstätiger Ehefrauen und Mütter offenbar nur sehr eingeschränkt möglich.

Tabelle 6.3: Hilfeleistungen für andere Personen bei Paaren¹

Frage: "Welche Hilfeleistungen haben Sie in den letzten 2 bis 3 Jahren für Verwandte, Nachbarn und Freunde bzw. Bekannte erbracht?"

	persönlichen Problemen	Hilfen bei... Kinderbetreuung	Betreuung Kranker o. Behinderter	Wohnungsrenovierung
<i>Paare ohne Kinder im Haushalt²</i>				
nur Mann erwerbstätig ³				
Männer	34	17	7	41
Frauen ("Hausfrauen")	42	42	32	22
beide erwerbstätig				
Männer	35	14	6	43
Frauen	46	29	25	32
<i>Paare, jüngstes Kind bis 12 Jahre</i>				
nur Mann erwerbstätig				
Männer	36	21	10	50
Frauen ("Hausfrauen")	38	55	18	19
beide erwerbstätig				
Männer	44	36	8	62
Frauen	40	38	21	29
<i>Paare, jüngstes Kind 13 bis 17 Jahre</i>				
nur Mann erwerbstätig				
Männer	30	7	9	38
Frauen ("Hausfrauen")	30	29	32	23
beide erwerbstätig				
Männer	19	15	11	39
Frauen	35	34	24	20

(1) Nur Befragte bis 59 Jahren.

(2) Kinder unter 18 Jahren; d.h. erwachsene Kinder können im Haushalt vorhanden sein

(3) hauptberuflich erwerbstätig oder Studium bzw. sonstige Vollzeitausbildung

Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1988

6.2 Erhaltene soziale Unterstützung

Im Unterschied zu den im vorigen Abschnitt besprochenen, ausschließlich für andere Personen *außerhalb* des eigenen Haushalts geleisteten Hilfen beziehen sich die folgenden Aussagen auf Formen der kognitiv-emotionalen Unterstützung, die von anderen Personen *sowohl inner- als auch außerhalb* des eigenen Haushalts zur Verfügung stehen (vgl. Tab. 6.4). Die hohen Prozentwerte für die Verfügbarkeit informeller Helfer sind dabei nicht als Indikator für eine tatsächlich geleistete und auch angemessene bzw. ausreichende Unterstützung anzusehen, sondern dafür, ob

überhaupt eine informelle "Anlaufstelle" bei psychisch belastenden Problemen zur Verfügung steht. Formale Hilfeinstanzen spielen bei solchen Problemen zwar schon eine Rolle; im Vergleich zu informellen Helfern haben sie jedoch eine in der Regel nur nachgeordnete Bedeutung. Diese Einschätzung gilt für fast alle Lebensformen, allerdings mit einigen charakteristischen Ausnahmen, die schon bisher durch unterdurchschnittliche Kontakt- und Unterstützungspotentiale aufgefallen sind. Wenn bereits bei solchen Indikatoren in manchen Bevölkerungsgruppen bis zu einem Viertel (Geschiedene und Verwitwete) oder sogar einem Drittel der Befragten (über 34jährige alleinwohnende Ledige) angibt, sich an keine Person in ihrem informellen Netzwerk im Falle von *Niedergeschlagenheit* wenden zu können, so sollte dies als alarmierendes Ergebnis gelten. Geht es um Hilfe bei Problemen mit dem Lebenspartner, liegen diese Anteile zum Teil sogar noch höher. Die älteren kinderlosen Paare haben hier besonders große Defizite: Weniger als die Hälfte in dieser Kategorie kennt eine Person in ihrem Netzwerk, an die sich in einem solchen Fall wenden könnte.

Ältere Menschen äußern vor allem dann, wenn sie keine Kinder haben, daß sie sich im Bedarfsfall zunächst an formale Instanzen wenden würden - also an die Sozialbürokratie, kirchliche Stellen oder an Ärzte und nicht an Netzwerkmitglieder. Beunruhigender noch ist der relativ hohe Prozentsatz von Personen, die sich im Bedarfsfall *weder* an eine Person in ihrem Netzwerk *noch* an eine formale Institution wenden wollen oder können. Dies betrifft bei den älteren alleinwohnenden Ledigen und den Verwitweten immerhin jede fünfte bis sechste Person. Auch dann, wenn es um das Besprechen schwerwiegender persönlicher Probleme geht, sehen zwischen einem Fünftel und einem Sechstel der Verwitweten, älteren Ledigen, älteren kinderlosen Paare, Geschiedenen und Alleinerziehenden überhaupt keine Möglichkeit, sich entsprechende Hilfe irgendwoher zu besorgen. Sowohl bei der Frage nach Hilfe bei Niedergeschlagenheit als auch - hier besonders ausgeprägt - bei Problemen mit dem Partner sind die "niemand"-Antworten sogar häufiger als die Nennungen professioneller Helfer.

Betrachtet man zusätzlich zu den Nennungen an erster Stelle, auf die sich die Prozentangaben in Tabelle 6.4 beziehen, auch die Nennungen an zweiter Stelle ("An wen würden Sie sich an zweiter Stelle wenden?"), wirken sich kleine Netzwerke noch deutlicher aus: Beispielsweise haben dann bereits 48% der Geschiedenen, 49% der älteren alleinwohnenden Ledigen, 50% der Verwitweten ohne Kinder und 56% der älteren Paare ohne Kinder keine zweite Person in ihrem Netzwerk, an die sich wenden könnten, wenn sie niedergeschlagen sind.⁷⁴

74 Zum Vergleich: Jüngere alleinwohnende Ledige haben zu 23%, ältere Ehepaare in der Phase des "leeren Nestes" zu 33% und Verwitwete zu 37% keine zweite Person nennen können. Im Durchschnitt aller Befragten sind es 28%.

Tabelle 6.4: Erhaltene kognitiv-emotionale Unterstützung in verschiedenen Lebensformen (alle Angaben in %)

	Hilfe bei Nieder- geschlagenheit ⁴		Hilfe bei Partnerproblemen ⁵		Hilfe beim größten Problem ⁶	
	informell	formal	informell	formal	informell	formal
Familienhaushalte						
Paar ¹ , jüngstes Kind unter 6 Jahre	95	3	2	5	13	3
Paar, jüngstes Kind 6-12 Jahre	93	5	2	9	15	3
Paar, jüngstes Kind 13-17 Jahre	91	2	7	7	20	0
Paar, jüngstes Kind über 17 Jahre	92	4	4	6	21	2
Ledig, bei Eltern wohnend	95	1	4	0	0	3
Alleinerziehende	87	2	11	5	8	7
Nichtfamiliale Haushalte						
Paar ohne Kind ² , 18-29 Jahre	95	1	4	1	10	0
Paar ohne Kind, 30-59 Jahre	99	0	2	8	16	0
Paar ohne Kind, 60 Jahre und älter	91	5	5	15	42	4
Paar, "leeres Nest", unter 60 Jahre	91	5	4	7	17	1
Paar, "leeres Nest", 60 Jahre und älter	87	6	6	8	21	2
Ledig, alleinwohnend, unter 35 Jahre	93	2	5	3	3	9
Ledig, alleinwohnend, 35 Jahre und älter	68	14	18	*		8
Getrennt oder geschieden Lebende, ohne Kind ³	77	11	11	2	17	7
Verwitwete, mit Kind ²	77	9	14	*		10
Verwitwete, ohne Kind ²	76	4	20	*		5
Insgesamt	89	5	6	6	17	4

(1) Befragte, die - verheiratet oder unverheiratet - mit einem Lebenspartner zusammenwohnen.

(2) Kind inner- oder außerhalb des eigenen Haushalts

(3) Kind im Haushalt

(4) Frage: "Angenommen, Sie fühlten sich niedergeschlagen oder depressiv und wollten mit jemanden darüber reden. Mit wem würden Sie zuerst reden?"

(5) Frage: "Angenommen, Sie hätten sehr große Probleme mit Ihrem Ehepartner oder Partner und könnten mit ihm oder ihr nicht darüber reden. Mit wem würden Sie zuerst darüber reden?" Die Prozentierung bezieht sich nur auf solche Personen, die überhaupt einen Lebenspartner haben.

(6) Frage: "Mit wem reden Sie zuerst über Ihre größten persönlichen Sorgen und Schwierigkeiten?"

* Keine Angaben, da Fallzahl kleiner als 30.

Datenbasis: Allbus 1986

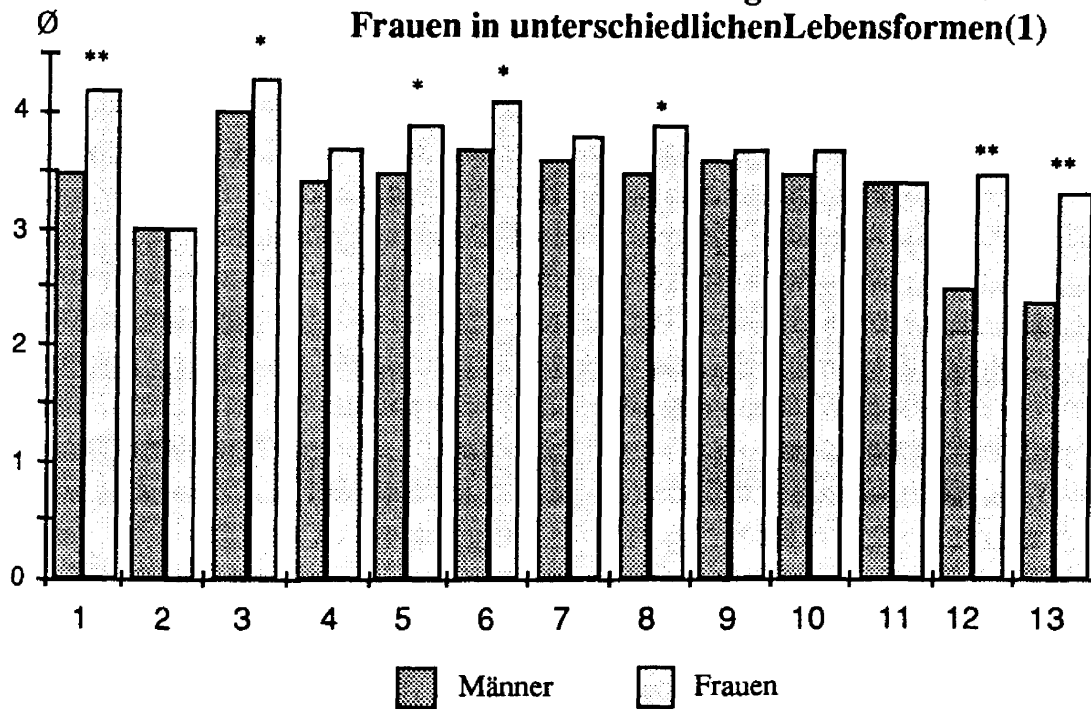
Eine bereits mehrfach erwähnte These sieht Frauen eher als Männer dazu in der Lage sein, emotional gehaltvolle Beziehungen zu pflegen. Von daher wäre auch zu erwarten, daß sie eher als Männer einen Ansprechpartner bei emotional beeinträchtigenden Problemen zur Verfügung haben. Eine Variante dieser These bezieht sich speziell auf die Partnerbeziehung und zielt auf die emotionale Ausbeutung von Frauen durch ihre männlichen Partner. Sie besagt, daß Männer von der Partnerbeziehung mehr im Sinne emotionaler Zuwendung und Unterstützung profitieren als Frauen (vgl. Kap. 8.1). In der Kombination beider Thesen wäre also zu erwarten, daß in solchen Lebensformen, die mit dem Vorhandensein eines Lebenspartners verbunden sind, die entsprechenden Unterschiede zwischen Männern und Frauen gering sind. Dagegen sollten sie in anderen Lebensformen zugunsten von Frauen ausfallen.

Diese Vermutung bestätigt sich, wenn man nach der Verfügbarkeit informeller Helfer bei den drei erwähnten persönlichen Problemen fragt (vgl. Schaubild 6.1). In den meisten Lebensformen haben Frauen mehr Ansprechpartner zur Verfügung als Männer, wobei die Unterschiede in solchen Lebensformen am größten sind, in denen die Befragten nicht definitionsgemäß in Partnerbeziehungen leben, also bei den Ledigen, Alleinerziehenden, Geschiedenen und Verwitweten.⁷⁵ Das Angewiesensein der Männer auf einen Lebenspartner ist besonders bei älteren Menschen ausgeprägt: Von den über 60jährigen, die in Paarbeziehungen leben, haben 91% der Männer und 86% der Frauen eine Person in ihrem Netzwerk, die ihnen bei der Bewältigung einer Niedergeschlagenheit helfen könnte. Bei solchen ohne Lebenspartner können dagegen noch 78% der Frauen, aber nur noch 66% der Männer eine solche Person nennen.

Zwei Interpretationen könnten diese Unterschiede erklären. Die eine Interpretation besagt, daß Frauen schlicht über mehr emotional gehaltvolle Beziehungen verfügen (Stokes/Wilson 1984, Burda/Vaux/Schill 1984). Diese These wird zumindest durch die vorgefundenen Unterschiede bei den objektiv vorhandenen "starken" Beziehungen gestützt (vgl. Kap. 5.3), auch wenn betont werden muß, daß die Unterschiede geringer als erwartet ausgefallen sind. Eine zweite Interpretation verweist darauf, daß Männer sich vor allem in ihrer Bewältigungsstrategie von Frauen unterscheiden. Männer haben nach dieser These eine geringere "Veröffentlichungsbereitschaft" bei emotionalen Problemen (Buchholz et al. 1984), d.h. sie neigen eher dazu, solche Probleme intern zu verarbeiten, ohne damit nach außen zu gehen und nach sozialer Unterstützung in ihrem Netzwerk zu

⁷⁵ Mit den vorliegenden Daten können diese Thesen jedoch nicht im Hinblick auf die Qualität der Unterstützung überprüft werden, denn die Frageformulierung bezog sich lediglich darauf, ob überhaupt Ansprechpartner zur Unterstützung bei persönlichen Problemen vorhanden sind.

Schaubild 6.1: Emotionale Unterstützung bei Männern und Frauen in unterschiedlichen Lebensformen(1)



LEGENDE:

- 1=Ledig, bei Eltern wohnend
- 2=Ledig, alleinwohnend
- 3=Paar, ohne Kind, bis 34 J.
- 4=Paar, ohne Kind, ab 35 J.
- 5=Paar mit Kindern
- 6=Paar, jüngstes Kind unter 6 J.
- 7=Paar, jüngstes Kind 6-12 J.
- 8=Paar, jüngstes Kind 13-17 J.
- 9=Paar, jüngstes Kind über 17 J.
- 10=Paar, "empty nest", bis 60 J.
- 11=Paar, "empty nest", ab 60 J.
- 12=Alleinerziehende + Geschiedene
- 13=Verwitwete

Männer

Frauen

nicht erwerbstätig	erwerbstätig
erwerbstätig	nicht erwerbstätig
erwerbstätig	nicht erwerbstätig
erwerbstätig	nicht erwerbstätig

(1) Maximal sechs verfügbare informelle Helfer (1. u. 2. Nennung bei: Hilfe bei Niedergeschlagenheit, beim größten persönlichen Problem sowie bei Problemen mit dem Partner)

Signifikanzniveaus:

*** = 0,1%-Niveau; ** = 1%-Niveau; * = 5%-Niveau

Datenbasis: Allbus 1986

suchen. Die geringere Anzahl von Helfernennungen wäre demnach nicht (nur) auf geringe Netzwerkpotentiale zurückzuführen, sondern (zusätzlich) auf ein unterschiedliches Verhalten im Hinblick auf deren Inanspruchnahme.

Bei gelegentlich anfallenden, instrumentellen Tätigkeiten wie der *Hilfe bei Krankheit* und bei *Arbeiten in Haus und Garten* scheinen fast alle Menschen eine Person in ihrem Netzwerk zu haben, an die sie sich im Bedarfsfall wenden könnten (vgl. Tab. 6.5). Auch bei älteren, alleinstehenden Menschen scheint wenigstens grundsätzlich die Möglichkeit zu bestehen, solche alltäglichen kleineren Aushilfstätigkeiten zu organisieren. Umso mehr fallen wieder die älteren alleinwohnenden Ledigen, die Geschiedenen und die Verwitweten als einzige Lebensformen auf, bei denen jeweils etwa zehn Prozent ohne solche Hilfepotentiale dastehen. Etwas größere Unterschiede zwischen einzelnen Lebensformen ergaben sich bei der im Wohlfahrtssurvey 1980 gestellten Frage nach der *Hilfe im Krankheitsfall*, die sich stärker als die ähnliche Allbus-Frage speziell auf die Übernahme von Hausarbeiten bezog. Die Unterschiede gehen aber in dieselbe Richtung, und wieder erweisen sich vor allem die alleinwohnenden älteren Ledigen als ausgeprägteste Problemgruppe. Für die meisten Gruppen zeigt der Vergleich haushaltsinterner und -externer Hilfequellen aber eine bemerkenswerte Elastizität des informellen Unterstützungssystems. Läßt sich die Haushaltsführung durch haushaltsinterne Maßnahmen nicht mehr regeln, was besonders bei Familien mit kleinen Kindern und Einpersonenhaushalten schnell der Fall ist, dann scheint fast immer Hilfe von außen mobilisiert werden zu können.

Bei *handwerklichen Arbeiten* ist diese Elastizität offenbar geringer. Wenn es ums Tapezieren der Wohnung geht, wird wesentlich seltener mit Hilfe von außerhalb des eigenen Haushalts gerechnet. Die Erledigung solcher Arbeiten über den Markt (Handwerker) spielt vor allem bei den älteren Menschen eine bedeutende Rolle - fast gleich bedeutend wie Eigenhilfe. Hier sind auch Unterschiede zwischen solchen mit und solchen ohne Kinder nur gering, was wohl bedeutet, daß die eigenen Kinder für solche Arbeiten, die sich auch anders erledigen lassen, ungern in Anspruch genommen werden.

Die Unterstützung bei solchen handwerklichen Arbeiten folgt also anscheinend anderen kulturellen Gesetzmäßigkeiten als Hilfen, die in den persönlichen Bereich (Probleme mit dem Partner, Niedergeschlagenheit) gehören oder ihn zumindest berühren (Hilfe bei Krankheit). Mit einiger Vorsicht kann dieser Unterschied dahingehend interpretiert werden, daß im zweiten Fall stärker eine Art Solidaritätsprinzip zum Tragen kommt, das dem Prinzip der "generalisierten" oder zumindest "aufgeschobenen Reziprozität" entspricht. Es reagiert eher auf Bedürftigkeit, zumal bei diesen Formen der Unterstützung weniger adäquate, formal

Tabelle 6.5: Von anderen Personen erhaltene Arbeitshilfen in verschiedenen Lebensformen (alle Angaben in Prozent)

	Hilfe im Haus/Garten ⁴		Hilfe bei Krankheit ⁵		Haushaltshilfe im Krankheitsfall von ⁶	
	informell	formal	informell	formal	innerhalb des Haushalts	außerhalb formale Instanzen
Familienhaushalte						
Paar ¹ , jüngstes Kind unter 6 Jahre	99	0	100	0	21	69
Paar, jüngstes Kind 6-12 Jahre	99	1	100	0	41	52
Paar, jüngstes Kind 13-17 Jahre	100	0	100	0	51	39
Paar, jüngstes Kind über 17 Jahre	99	1	100	1	55	32
Ledig, bei Eltern wohnend	100	1	100	0	68	30
Alleinerziehende	99	1	98	1		
Nichtfamiliale Haushalte						
Paar ohne Kind ² , 18-29 Jahre	100	0	100	0	39	54
Paar ohne Kind, 30-59 Jahre	98	0	100	0	37	52
Paar ohne Kind, 60 Jahre und älter	98	2	100	0	35	53
Paar, "leeres Nest", unter 60 Jahre	98	1	99	1		
Paar, "leeres Nest", 60 Jahre und älter	98	1	98	2		
Ledig, alleinwohnend, unter 35 Jahre	100	0	97	1	17	78
Ledig, alleinwohnend, 35 Jahre und älter	88	9	89	4	0	73
Getrennt oder geschieden Lebende, ohne Kind ³	90	5	92	3	34	59
Verwitwete, mit Kind ²	92	5	92	4	16	71
Verwitwete, ohne Kind ²	93	7	93	4	14	68
Insgesamt	97	2	98	1	39	51

(1) Beiragte, die - verheiratet oder unverheiratet - mit einem Lebenspartner zusammenwohnen.

(2) Kind im Haushalt

(3) Kind inner- oder außerhalb des eigenen Haushalts

(4) Frage: "In der Wohnung oder im Garten können Arbeiten anfallen, die man nicht alleine erledigen kann. An wen würden Sie sich zuerst wenden?"

(5) Frage: "Angenommen Sie hätten eine Grippe und müßten ein paar Tage im Bett bleiben: Wen würden Sie zuerst um Hilfen bitten, z.B. um sich um Sie zu kümmern oder um Einkäufe zu erledigen?"

(6) Frage: "Angenommen, in Ihrem Haushalt ist die Person krank, die überwiegend die Hausarbeit macht, und Sie brauchen unbedingt eine Hilfe im Haushalt. Bei wem würden Sie zuerst Unterstützung suchen?"

(7) Die entsprechenden Prozente beziehen sich auf Paare bzw. Verwitwete ohne Kinder im Haushalt, da im WS 80 keine Angaben über weitere Kinder vorhanden sind.

Datenbasis: Alibus 1986 (Hilfe im Haus/Garten, Hilfe bei Krankheit), Wohlfahrtssurvey 1980 (Haushaltshilfe im Krankheitsfall)

organisierte Alternativen zur Verfügung stehen.⁷⁶ Dagegen kann bei handwerklichen Hilfen keine solche Bedürftigkeit an *informeller* Hilfe angenommen werden, da es hierfür zuständige Marktangebote gibt, die auch leidlich funktionieren. Bei solchen Formen der Unterstützung kann man sich deshalb problemlos auf das "sicherere" und weniger voraussetzungsvolle Gegenseitigkeitsprinzip bzw. Prinzip der mehr oder weniger "unmittelbaren Reziprozität" zurückziehen. Vermutlich kommt hier auch die von Antonucci/Jackson (1986) und Lee (1985) beschriebene Scheu besonders der alten Menschen zum Tragen, sich unnötig in eine "Bringschuld" zu begeben und ihr "Unterstützungs-Konto" zu strapazieren, wenn sie die benötigte Leistung auch direkt kaufen können (vgl. Kap. 3.5).

Alte und sehr alte Menschen

Besonders die Haushalte von alten Menschen geraten mitunter an einen Punkt, an dem die eigenständige Haushaltsführung zum Problem werden kann (vgl. Tab. 6.6). Besonders die älteren Alleinwohnenden werden mit zunehmendem Alter in erheblichem Umfang abhängig von einer Hilfe von außen, und sie greifen dabei in häufiger auf Marktangebote zurück als auf informelle Helfer, zum Teil wohl wegen ihrer eingeschränkten Kontakte (vgl. Kap. 5), zum Teil wohl auch aus den eben genannten Gründen. In diesem Personenkreis wäscht beispielsweise nur noch die Hälfte selbst die Bettwäsche, und fast niemand tapeziert noch selbst die Wohnung, während das bei den Paaren in hohem Alter - ziemlich überraschend - immer noch zu einem guten Viertel in Eigenregie getan wird. Bei anderen Formen sozialer Unterstützung als dem Bereich der Haushaltsführung waren zwar ebenfalls Unterschiede zwischen der jüngeren und der älteren Alleinwohnenden vorhanden, sie erwiesen sich jedoch als weniger stark ausgeprägt.

⁷⁶ Das soll zwar nicht heißen, daß immer und in allen Situationen informelle Hilfe der formalen überlegen ist. Dennoch verstehen sich formale Organisationen im Bereich psychosozialer Hilfen auch selbst eher als "Nothelfer", die dann einspringen, wenn informelle Hilfe nicht vorhanden ist oder allein nicht ausreicht. Ihr Einsatz ist also der informellen Hilfe nachgeordnet. Diese Charakterisierung trifft jedoch für Handwerker sicherlich nicht zu.

Tabelle 6.6: Erledigen von Haushaltstätigkeiten bei älteren Menschen

	Bettwäsche waschen Hilfe von Personen ...			Wohnung tapezieren Hilfe von Personen ...		
	innerhalb d. eigenen Haushalts	außerhalb formale Instanzen	formale Instanzen	innerhalb d. eigenen Haushalts	außerhalb formale Instanzen	formale Instanzen
in %						
<hr/>						
<i>bis 74 Jahre</i>						
verheiratet	94	1	5	49	17	34
alleinwohnend	85	10	6	16	38	47
<i>75 Jahre und älter</i>						
verheiratet	90	7	3	28	21	52
alleinwohnend	54	22	24	4	39	57
Verwitwete in Mehr personenhaushalten	100	0	0	83	6	11
Insgesamt	87	6	7	37	23	40

Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1984

6.3 Unterstützung und räumliche Entfernung

Besonders die stadtsoziologische Variante der These eines "Verlusts von Gemeinschaft" hat immer wieder darauf hingewiesen, daß die räumliche Streuung informeller Netzwerke im Zuge räumlicher Mobilitäts- und Verstädterungsprozesse zu einer Schwächung des Potentials an sozialer Unterstützung geführt habe, u.a. weil sich dadurch die Kosten der Aufrechterhaltung bzw. der Inanspruchnahme solcher Beziehungen vergrößerten. Mittlerweile ist in einer ganzen Reihe von Untersuchungen die außerordentlich große Bedeutung von nicht im selben Haushalt wohnenden Familienmitgliedern in verschiedenen Alltags- und Krisensituationen nachgewiesen worden (z.B. Strohmeier 1983, Diewald 1986). Es geht mir in diesem Kapitel deshalb auch weniger darum zu zeigen, daß es heute noch wichtige haushaltsübergreifende familiäre Solidaritätsbeziehungen gibt. Das Ziel besteht vielmehr darin, für einen definierten Teilbereich der sozialen Unterstützung das *Ausmaß* zu quantifizieren, in dem gegenseitige Hilfeleistungen von einer gemein-

samen Haushaltszugehörigkeit bzw. vom Ausmaß der räumlichen Entfernung abhängig sind.

Für die in der Typologie von familialen und nichtfamilialen Lebensformen enthaltene Phase des "leeren Nestes" existiert als sprachliche Alternative auch der Begriff der "nachelterlichen Gefährtschaft". Stärker als die erste legt die zweite Bezeichnung eine Interpretation nahe, daß mit dem Auszug der erwachsen gewordenen Kinder aus dem Elternhaus auch eine weitgehende Ablösung der Generationen voneinander erfolgt. Besonders Eltern-Kind-Beziehungen können den oben zitierten Untersuchungen zufolge jedoch auch bei getrennter Haushaltsführung für die Lebensgestaltung beider Generationen eine große Rolle spielen. So ist zum Beispiel in vielen Fällen die gleichzeitige Realisierung von Kinderwunsch und Erwerbstätigkeit von Ehefrauen von "innerfamilialen Abstimmungsprozessen" abhängig, in denen sich - nicht im selben Haushalt lebende - Großeltern zur längerfristigen Betreuung der Kinder bereit erklären (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung 1987:89).

In den folgenden Schaubildern wird für zwei andere Bereiche der sozialen Unterstützung dargestellt, mit welcher Häufigkeit Mütter bzw. Väter als erst-rangige Helfer zur Verfügung stehen. Die Angaben zu den *praktischen* Hilfen beziehen sich zusammenfassend auf die folgenden beiden Arten sozialer Unterstützung: gelegentliche Hilfe bei der Haus- und Gartenarbeit sowie das Sich-Kümmern bei vorübergehender krankheitsbedingter Bettlägerigkeit. Die Angaben zu *kognitiv-emotionaler* Unterstützung beziehen sich zusammenfassend auf die folgenden vier Hilfen: Hilfe bei Niedergeschlagenheit, Besprechen schwerwiegender Sorgen und Schwierigkeiten, Ratschläge bei wichtigen Veränderungen im Leben sowie das Besprechen von Partnerproblemen (vgl. Schaubilder 6.2a,b). Diese Differenzierung nach zwei Bereichen der sozialen Unterstützung folgt der Vermutung, daß kognitiv-emotionale Arten der sozialen Unterstützung weniger von räumlicher Nähe abhängig sind als praktische Hilfen. Die Schaubilder enthalten zusätzlich zu den bivariaten Zusammenhängen auch Angaben, die mittels Multipler Klassifikationsanalysen nach Alter, Geschlecht und dem Vorhandensein eines Lebenspartners kontrolliert worden sind. Damit sollte annähernd dem Umstand Rechnung getragen werden, daß die Bedeutung der Eltern bzw. der Kinder als Quelle sozialer Unterstützung auch davon abhängig ist, in welcher Lebensphase sich die Befragten jeweils befinden und ob im besonderen ein Lebenspartner als allgemein vorrangige Hilfeinstanz vorhanden ist (vgl. Kap. 8.2).

Schaubild 6.2a: Abhängigkeit der Nennung der Mutter als erste Hilfeinstanz von gemeinsamer Haushaltszugehörigkeit und Entfernung

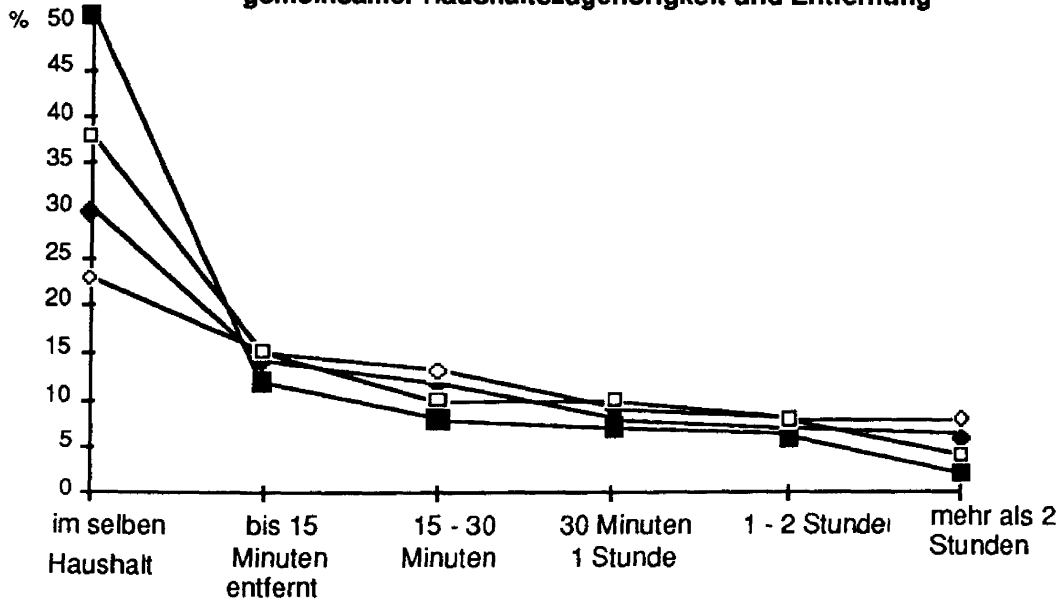
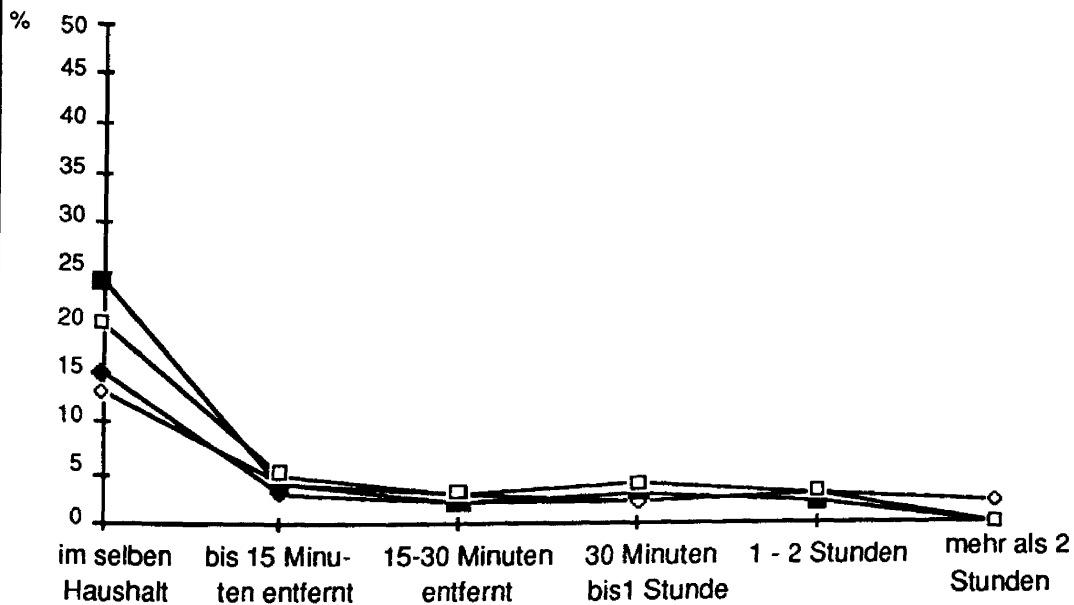


Schaubild 6.2b: Abhängigkeit der Nennung des Vaters als erste Hilfeinstanz von gemeinsamer Haushaltszugehörigkeit und Entfernung



- kognitiv-emotionale Hilfe
- ◊ kognitiv-emotionale Hilfen, adjustiert
- praktische Hilfen
- praktische Hilfen, adjustiert

Datenbasis: Allbus 1986

Das Zusammenwohnen in einem gemeinsamen Haushalt scheint - wenn auch im multivariaten Fall weniger deutlich - für die Bedeutung der Eltern als Hilfeinstanz von überragender Bedeutung zu sein. Der krasse Abfall der Helfernennungen schon bei einer Entfernung von höchstens fünfzehn Minuten Wegzeit sowie die nur geringe Variation der Nennungen über die verschiedenen Distanzen hinweg lassen vermuten, daß sich die gemeinsame Haushaltszugehörigkeit hier kaum in Sinne eines bloßen Zeit- oder Kostenfaktors interpretieren läßt. Es liegt vielmehr die Interpretation nahe, daß es sich beim Auszug der Kinder aus dem Elternhaus um eine weitreichende biographische Veränderung handelt, die Perspektiven- und Orientierungswechsel bezüglich einer Einbindung in Bezugsgruppen mit einschließt. Diese Veränderung im biographischen Sinn konnte statistisch auch nicht ausreichend durch die erwähnten Kontrollvariablen kontrolliert werden, da hier Haushaltszugehörigkeit und biographische Veränderung weitgehend eins sind.

Auffallend ist die geschlechtsspezifisch stark unterschiedliche Ausprägung von Helferrollen bzw. -verpflichtungen in der Elterngeneration. Aus der Perspektive der Kindergeneration erweisen sich Mütter als weitaus wichtigere Quellen der sozialen Unterstützung als die Väter. Sowohl bei den praktischen als auch bei den kognitiv-emotionalen Formen der Unterstützung werden sie etwa doppelt so häufig als Hilfequelle genannt. Die Unterschiede bestätigen eindrücklich die These, daß es hauptsächlich die Frauen sind, die für die innerfamiliäre Unterstützung und psychosoziale Versorgung zuständig sind.

Ein anderes Bild ergibt sich aus der Perspektive der Elterngeneration, wenn es um die Unterstützung durch die Kindergeneration geht. Besonders anhand der multivariat kontrollierten Angaben wird deutlich, daß eine gemeinsame Haushaltszugehörigkeit *keine* überragende, qualitative Bedeutung für solidarische Beziehungen von Kindern zu ihren Eltern hat. Im Gegenteil scheint es für die Aufrechterhaltung einer Hilfebeziehung sogar günstiger zu sein, wenn die Haushalte zwar getrennt sind, für Besuche aber nicht mehr als fünfzehn Minuten Wegzeit benötigt werden (vgl. Schaubilder 6.3a, b). Dies gilt für beide untersuchten Bereiche sozialer Unterstützung. Bereits Parsons (1964:107) hat darauf hingewiesen, daß eine gemeinsame Haushaltszugehörigkeit auch ein Störfaktor sein kann. Getrennte Haushalte sind daher nicht immer als Indikator für eine Distanz zwischen den Generationen zu interpretieren, sondern zum Teil als Formen des Zusammenlebens, in denen bei vergleichsweise großer Nähe und Unterstützungsbereitschaft die jeweilige Unabhängigkeit und individuelle Freiheiten der Lebensführung gewahrt werden können, d.h. ein Beispiel dafür, daß Autonomiestreben nicht automatisch mit Bindungslosigkeit gleichzusetzen ist.

Schaubild 6.3a: Abhängigkeit der Nennung der Tochter als erste Hilfeinstanz von gemeinsamer Haushaltszugehörigkeit und Entfernung

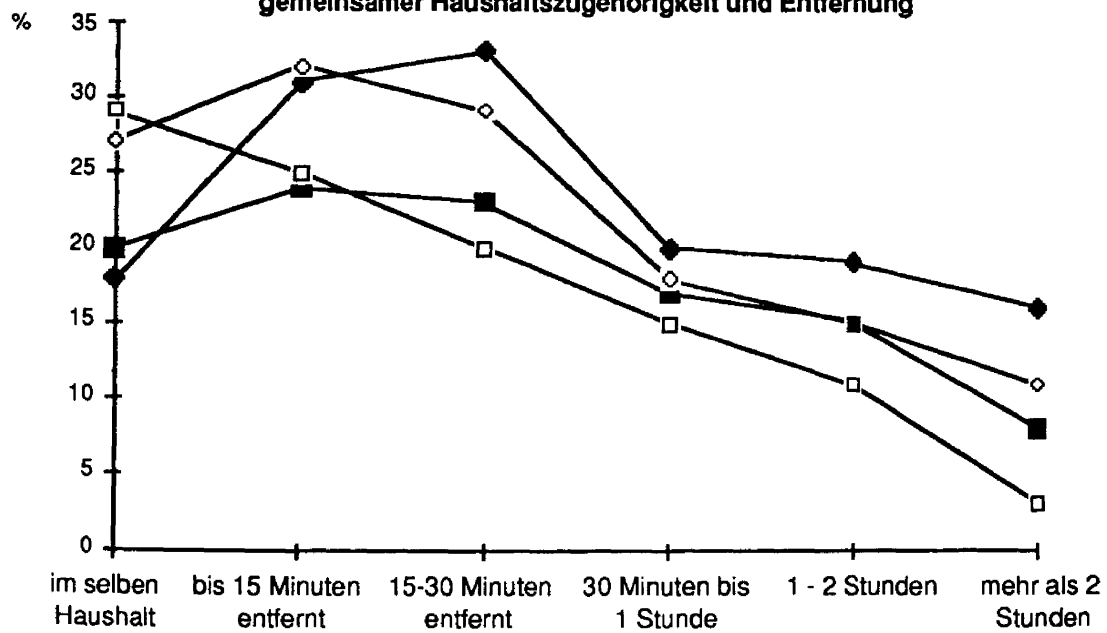
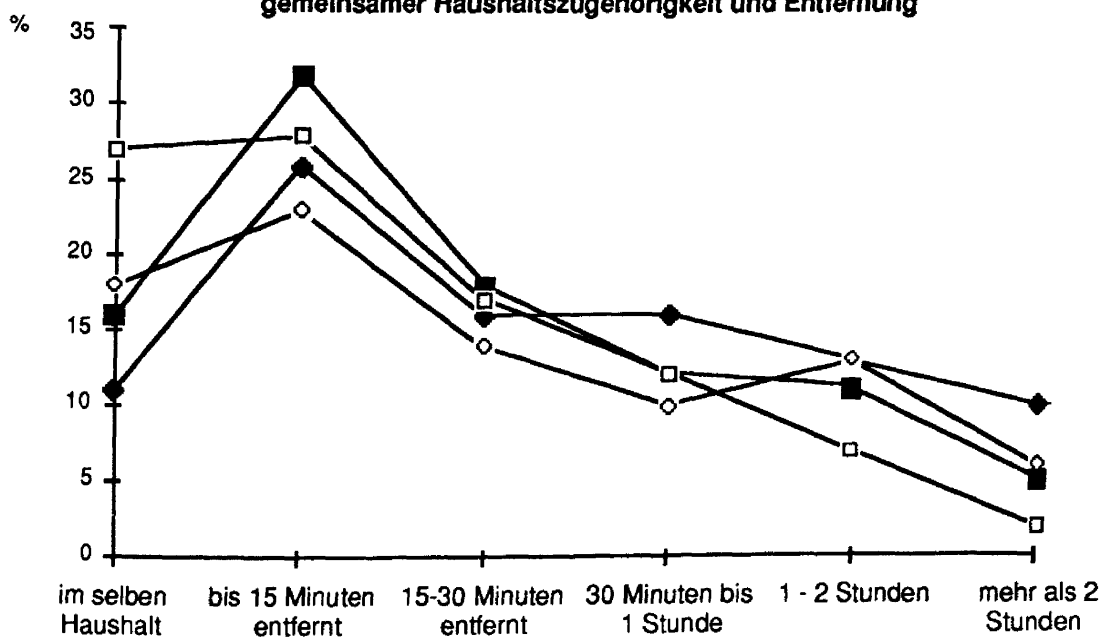


Schaubild 6.3b: Abhängigkeit der Nennung des Sohnes als erste Hilfeinstanz von gemeinsamer Haushaltszugehörigkeit und Entfernung



◆ kognitiv-emotionale Hilfe ◇ kognitiv-emotionale Hilfen, adjustiert
 ■ praktische Hilfen □ praktische Hilfen, adjustiert

Datenbasis: Allbus 1986

Die Häufigkeit kognitiv-emotionaler Unterstützung liegt auch bei Entfernungen von 15 bis 30 Minuten noch bei einer Häufigkeit, die den Verhältnissen einer gemeinsamen Haushaltszugehörigkeit vergleichbar ist, während praktische Hilfen dann schon spürbar seltener werden. Räumliche Distanz erweist sich damit zwar kaum als unüberwindliche Hürde, aber doch als relevanter Kostenfaktor für die Unterstützung von Eltern durch ihre Kinder. Dieser Kostenfaktor wirkt sich beim Verhältnis zum Sohn etwas stärker aus als beim Verhältnis zur Tochter, m.a.W.: Töchter werden insgesamt etwas stärker in die Pflicht genommen als Söhne, und zwar insbesondere im Bereich der kognitiv-emotionalen Unterstützung. Diese geschlechtsspezifische Differenzierung der Helferrollen scheint in der Kindergeneration allerdings deutlich schwächer ausgeprägt zu sein als in der Elterngeneration.

Daß Haushaltszugehörigkeit und räumliche Entfernung mit der Unterstützung von Eltern durch ihre Kinder so anders zusammenhängen wie mit der Unterstützung der Kinder durch ihre Eltern ist zunächst überraschend. Die Diskrepanz wird jedoch plausibel, wenn man das Verlassen des Elternhauses durch die Kinder, wie oben bereits angedeutet, als biographischen Prozeß begreift, der für Eltern und Kinder eine jeweils unterschiedliche Bedeutung hat. Wie Tyrell (1976:405) unter Berufung auf Parsons ausführt, handelt es sich aus der Sicht der Kinder um eine "tendenziell krisenhafte Ablösung und psychische Emanzipation von der Herkunftsfamilie", in deren Verlauf sie "von sich aus, also ohne elterliches Zutun", neue persönliche Beziehungen und Loyalitäten aufbauen müssen. Dabei handelt es sich in aller Regel *nicht* um einen Abbruch von Kontakten und auch *nicht* um die Verweigerung von Solidaritäten, wie aus den berichteten Ergebnissen eindeutig hervorgeht, sondern um eine wohl unumgängliche und teilweise einseitige Bemühung zur Distanzgewinnung. Umgekehrt besteht für die Elterngeneration diese Notwendigkeit der Distanzgewinnung als Voraussetzung für eine Neuorientierung nicht in gleichem Maße. Infolgedessen haben sie sowohl weniger Anlaß als auch weniger Möglichkeiten, auf andere Personen als Hilfequellen auszuweichen.

Geschwisterbeziehungen haben einen im Vergleich zu Eltern-Kind-Beziehungen deutlich geringeren Stellenwert, was die gegenseitige soziale Unterstützung betrifft. Die Häufigkeit, mit der Geschwister als erste Hilfeinstanz sowohl bei kognitiv-emotionalen als auch bei praktischen Hilfen genannt werden, liegt immer unter zehn Prozent und schwankt, je nach Entfernung, auch nur um zwei bis drei Prozent.

Auch die Bedeutung des besten Freundes bzw. der besten Freundin für Unterstützungsleistungen scheint wenig von der räumlichen Entfernung abhängig zu sein. Zumindest variiert die Häufigkeit, mit der diese Beziehung bei verschiedenen Formen sozialer Unterstützung als vorrangig bezeichnet wird, nur in

geringem Maße entsprechend der Entfernung. Dies betrifft in besonderem Maße kognitiv-emotionale Formen der Unterstützung, aber auch bei praktischer Unterstützung sind die Unterschiede, verglichen mit den bisherigen Beziehungen, gering. Dieser zunächst etwas überraschend erscheinende Sachverhalt ist wohl insofern erklärlich, als die Bezeichnung einer Person als beste Freundin bzw. bester Freund der jeweiligen Person eine herausgehobene Stellung zuschreibt. Das heißt auch, daß sie vor allem bei partikularistischen Unterstützungsformen, selbst bei hohen Kosten für die Aufrechterhaltung der Beziehung, kaum durch andere Netzwerkmitglieder zu ersetzen ist.

6.4 Soziale Bedingungen des Unterstützungstransfers

Die bisherige, deskriptive Darstellung des Unterstützungstransfers nach vorab definierten Lebensformen und -phasen soll im folgenden mit multivariaten Verfahren überprüft und um weitere Fragestellungen bzw. entsprechende Prädiktoren erweitert werden. Beide Richtungen des Leistungstransfers werden einbezogen, so daß die jeweilige Wahrscheinlichkeit der folgenden vier Alternativen untersucht wird: (1) daß man für andere Personen außerhalb des eigenen Haushalts Unterstützung geleistet hat, ohne selbst von dort Hilfe erwarten zu können, (2) daß man umgekehrt auf Hilfe von außerhalb des Haushalts rechnen kann, ohne selbst dorthin Hilfe geleistet zu haben, (3) sowohl Hilfe erwarten zu können als auch welche geleistet zu haben sowie (4) im Gegenteil weder Hilfe erwarten zu können noch welche geleistet zu haben.⁷⁷ Für die Bildung der multinomialen Logit-Modelle wurde die letztgenannte Alternative als Referenzgruppe gesetzt. Es werden folgende Bündel potentieller Einflußfaktoren untersucht: Sozialdemographische Merkmale wie Alter und Familienstand, Kontakte zu verschiedenen Personengruppen außerhalb des eigenen Haushalts, schulische Bildung als Schichtungsindikator sowie sonstige Aktivitäten außerhalb der informellen Netzwerkhilfe. Im Unterschied zu den Modellen, die im fünften Kapitel zum Risiko sozialer Isolation gerechnet wurden, wird hier aus zwei Gründen auf eine Diffe-

⁷⁷ Wobei allerdings die genaue Operationalisierung dieser Alternativen zu beachten ist (siehe die entsprechenden Anmerkungen in Tabelle 6.8), die mindestens zwei Schwachstellen aufweist, auf die hingewiesen werden sollte: Zum einen ist die Palette der von Anderen erhaltenen Hilfen bezüglich des Spektrums verschiedener Unterstützungsdimensionen unvollständiger als diejenige der für Andere geleisteten Unterstützung. Zum zweiten fragen die entsprechenden Indikatoren nach Leistungen für *Haushalte*, beziehen bei Hilfen für Andere jedoch nur die Hilfen ein, die die befragte *Person* geleistet hat, d.h. nicht die Hilfen, die andere Mitglieder des befragten Haushalts für Andere leisten. Alle innerhalb des eigenen Haushalts geleistete

renzung der Modelle nach männlichen und weiblichen Befragten verzichtet: Zum einen ist die Fragestellung zur sozialen Unterstützung eher haushalts- als personenbezogen; und zum zweiten umfaßt die Palette der für Andere geleisteten Unterstützung mehrere sowohl typisch "männliche" als auch typisch "weibliche" Arten von Unterstützungsleistungen, so daß von daher keine Verzerrungen der Ergebnisse zu erwarten sind.

Mit zunehmendem *Alter* sinkt sowohl die Wahrscheinlichkeit reziproker Austauschbeziehungen als auch - und zwar noch wesentlich stärker - die Wahrscheinlichkeit für das alleinige Leisten sozialer Unterstützung an Personen außerhalb des eigenen Haushalts. Umgekehrt wird es wahrscheinlicher, daß der eigene Haushalt auf Hilfe rechnen kann, ohne selbst (noch) welche zu leisten. Diese "Schere" kann als Indiz dafür angesehen werden, daß informelle Netzwerk-hilfe nicht nur nach dem Prinzip der unmittelbaren Reziprozität, dem kurzzeitigen "Wie-Du-mir-so-ich-Dir", funktioniert. Ein Prinzip, das ein derartiges, stärker an den jeweiligen Bedürfnissen orientiertes Austauschverhalten ermöglicht, wäre die in Kapitel 3.5 ausführlich dargestellte These einer lebensphasen- und situationsübergreifenden Reziprozitätsgeschichte bzw. eines lebenslangen "Unterstützungs-Kontos" (vgl. Kap. 3.5). Ob jedoch die Abweichungen von der unmittelbaren Reziprozität tatsächlich darauf oder auf etwas anderes zurückzuführen sind, kann mit den hier verwendeten Daten nicht weiter überprüft werden.

Signifikante Effekte des *Familienstands* weisen darauf hin, das Ledige im allgemeinen seltener als Verheiratete und auch seltener als Geschiedene bzw. Verwitwete einseitige Austauschbeziehungen unterhalten. Dies gilt für beide Richtungen des Leistungsaustauschs. Für das gleichzeitige Geben und Nehmen sind die Unterschiede nicht signifikant. Insgesamt können diese Unterschiede so interpretiert werden, daß Ledige bezüglich einer potentiellen Unterstützung besonders stark auf kürzerfristig reziproke Beziehungen angewiesen sind, was in zwei Richtungen bewertet werden kann. Einerseits stellen reziproke Austauschbeziehungen eine Art Idealvorstellung informeller Netzwerkhilfe dar: Man hilft Anderen und erhält selber Hilfe. Andererseits bedeutet das Angewiesensein darauf auch eine Gefährdung bzw. eine geringe Flexibilität gegenüber Notlagen, weil dann, wenn man einmal selbst als Helfer ausfällt, auch umgekehrt weniger mit Hilfe gerechnet werden kann.

Hilfe, und mag sie - wie beispielsweise bei pflegebedürftigen Angehörigen - noch so erheblich sein, bleibt bei dieser Operationalisierung unberücksichtigt.

Tabelle 6.7: Geleistete und empfangene Hilfeleistungen in informellen Netzwerken außerhalb des eigenen Haushalts
(Effektkoeffizienten multinominaler Logit-Modelle)

	nur für Anderer Hilfe geleistet ¹	nur von Anderen Hilfe erhalten ²	beides
Alter (18-34 Jahre) ³			
35-59 Jahre	-.229*	.211*	-.241**
60-74 Jahre	-.544***	.561***	-.500***
75 Jahre und älter	-1.293***	.790***	-.660***
Familienstand (ledig)			
verheiratet	.673*	.457*	.284
geschieden/verwitwet	.692*	.935*	.457
enge Freundesbeziehung ⁴	.003	.221*	-.029
Kontakt mit Nachbarn ⁵	.009	.025	-.004
Freundes- x Nachbarskontakt	.008	.000	.728***
Häufigkeit von Besuchskontakten mit Verwandtschaft	.106	.483***	.650***
Schulbildung (Volksschule mit oder ohne Abschluß)			
Mittlere Reife	-.285	-.106	.604***
(Fach-)Abitur	.425	.559	3.532***
Frauen mit Abitur	-1.625*	-.668	-.037
hauptberuflich erwerbstätig	.255*	.049	.640***
Nebentätigkeit	1.927***	.783**	2.305**
aktive Vereinsmitgliedschaft ⁶	.887***	1.123**	1.284***

¹ Mindestens eine der folgenden acht Hilfen für Personen außerhalb des eigenen Haushalts: Auto-reparatur, Hausbau/Umbau, Wohnungsrenovierung, Gartenarbeit, Umzugshilfe, Betreuung Kranker oder Behinderter, Kinderbetreuung, Hilfe bei persönlichen Problemen.

² Könnte mindestens bei einer der folgenden Arbeiten jemanden von außerhalb des Haushalts um Hilfe bitten: Reparatur von TV/Radio/von elektr. Küchengerät/von Möbeln/am Auto, Hilfe bei Schneiderarbeiten, Maurerarbeiten, Wohnungsrenovierung, Rechtsberatung, Steuererklärung.

³ In Klammern ist jeweils die Referenzkategorie genannt.

⁴ Mindestens ein enger Freund/eine enge Freundin, wenigstens einmal pro Monat Besuchskontakt.

⁵ Nachbarn vorhanden, "mit denen man sich gut versteht" und mind. einmal im Monat Besuchskontakt hat."

⁶ Mitgliedschaft in mind. einem Verein/einer Bürgerinitiative mit mindestens monatlichen Treffen

Signifikanzniveaus (auf der Basis der t-Werte): * = 5%-Niveau. ** = 1%-Niveau. *** = 0.1%-Niveau

Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1984

Häufige *Kontakte* mit einem *Freund* oder mit *Nachbarn* allein sagen auf der hier untersuchten Ebene wenig über die Beteiligung an der informellen Netzwerkhilfe aus. Wie jedoch der Interaktionseffekt aus Freundes- und Nachbarskontakten zeigt, sind Personen, die in beiden Bereichen häufige Kontakte haben, auch besonders häufig in der Situation, sowohl selbst Hilfe zu leisten als auch welche erwarten zu können. Häufige Besuche mit *Verwandten* erhöhen diese Wahrscheinlichkeit ebenfalls, gewährleisten aber zusätzlich in besonderem Maße, daß man auch dann auf Hilfe rechnen kann, wenn man selbst keine Unterstützung für Personen außerhalb des eigenen Haushalts bereitstellt bzw. bereitstellen kann. Verwandtschaftsbeziehungen haben darin eine zusätzliche Komponente im Vergleich zu nichtverwandtschaftlichen. Die obigen Aussagen zur Altersabhängigkeit des Leistungstransfers werden damit ergänzt, und die im ersten sowie dritten Kapitel theoretisch hergeleitete besondere Bedeutung der Verwandtschaft als eine Art "Sicherheitsreserve" erhält damit auch eine empirische Evidenz.

Im Zusammenhang mit der Bedeutung informeller Unterstützung als Bestandteil von und Ressource für die individuelle Lebensführung stellt sich die Frage, wie deren Verfügung innerhalb der Bevölkerung mit der Verbreitung anderer Ressourcen und Beteiligungsformen korreliert ist. In dem in Tabelle 6.8 dargestellten Modell sind zu dieser Fragestellung Informationen über das Bildungskapital in Form des höchsten allgemeinbildenden Schulabschlusses sowie über Erwerbsbeteiligung, Nebenerwerbstätigkeiten sowie über ein aktives Engagement in Vereinen bzw. Bürgerinitiativen enthalten. Es zeigt sich, daß eine höhere *Schulbildung* vor allem mit einer höheren Wahrscheinlichkeit einhergeht, daß die betreffenden Personen in beiden Richtungen in die informelle Netzwerkhilfe eingebunden sind, d.h. daß sie sowohl Hilfe leisten als auch welche erhalten. Bezüglich einem einseitigen Beteiligtsein gibt es interessant geschlechtsspezifische Unterschiede: Während bei Männern mit höherer Schulbildung - verglichen mit der Alternative, Hilfe weder zu geben noch zu erhalten - auch das einseitige Geben und das einseitige Nehmen (immer im Rahmen der hier möglichen Operationalisierung) vergleichsweise häufiger sind, ist es beim weiblichen Teil der Bevölkerung genau umgekehrt. Sie sind signifikant seltener in Hilfekontexte eingebunden, in denen sie einseitig Hilfen leisten, ohne selbst welche zu erhalten. Angesichts der typisch weiblichen Helferrollen (vgl. Kap. 8) scheint sich hier um eine Art Emanzipation von der unbedingten, besonderen Verantwortlichkeit der Frauen für unentgeltliche Dienstleistungen jeder Art abseits von reziproken Verhältnissen zu handeln.

Hinsichtlich der Abhängigkeit der Beteiligung an informeller Netzwerkhilfe vom Engagement in anderen Lebens- und Tätigkeitsbereichen können zwei gegensätzliche Vermutungen angestellt werden. Geht man von einem grundsätzlich knappen Zeitbudget aus, wäre eine *Konkurrenzbeziehung* zwischen den verschie-

denen Aktivitäten zu vermuten und von daher ein negativer Zusammenhang zu erwarten. Andererseits könnte man aufgrund persönlichkeitspsychologischer Annahmen davon ausgehen, daß es eher eine *Polarisation* der Bevölkerung in einen insgesamt eher passiven und einen insgesamt eher aktiven Teil gibt. In Bezug auf Arbeitsbelastungen innerhalb des eigenen Haushalts habe ich bereits an anderer Stelle gezeigt, daß sich die Übernahme von Haushaltstätigkeiten sowie vor allem das Vorhandensein von pflegebedürftigen Personen im Haushalt negativ auf haushaltsübergreifende Hilfeleistungen auswirken (Diewald 1986:75f, vgl. auch Kap. 6.1). Bei den hier angesprochenen Aktivitäten außerhalb des Haushalts trifft dies jedoch nicht zu. Die signifikant positiven Koeffizienten sprechen hier für ein *Polarisation* in Menschen, die besonders aktiv sind und solche, die sich generell weniger beteiligen bzw. deren Aktivitäten mehr auf den Bereich des eigenen Haushalts beschränkt sind.

7. Die subjektive Bewertung von Kontakten und Unterstützungspotentialen

7.1 Subjektive Einsamkeit und die Bewertung von Hilfeleistungen

Das subjektive Empfinden von Einsamkeit kann als Ausdruck einer Diskrepanz zwischen gewünschten und tatsächlich vorhandenen Sozialbeziehungen verstanden werden (Peplau/Russell/ Heim 1979:55), ist also auch ein Maß für die "Angemessenheit" des persönlichen Netzwerks im Vergleich mit der Vergangenheit oder einem Idealzustand. Einsamkeit kann auch auf einer in die Zukunft gerichteten Angst beruhen, daß die gewünschten Kontakte bald nicht mehr verfügbar sein könnten (Lopata 1988:139). Hinter dem Entstehen von Einsamkeitsgefühlen steckt also auch eine Bewertung der Angemessenheit kognitiv-emotionaler Formen sozialer Unterstützung. Man kann sich trotz vieler Kontakte einsam fühlen, und man muß andererseits auch bei wenigen Kontakten nicht unbedingt einsam sein. Die Korrelationen zwischen objektiven Indikatoren der Kontakthäufigkeit und summarischen Indizes sozialer Unterstützung einerseits und subjektiven Maßen der Netzwerk-Angemessenheit andererseits sind in vielen Untersuchungen überraschend gering.

Weis (1973, 1982) und Lopata (1969) haben betont, daß es mehrere Formen von Einsamkeit gibt. Weis unterscheidet grundsätzlich zwischen "emotionaler" und "sozialer" Einsamkeit, wobei emotionale Einsamkeit - greift man auf die im zweiten Kapitel dargestellte Unterstützungstypologie zurück - vor allem auf das Fehlen eines Zusammengehörigkeitsgefühls ("attachment"), zurückzuführen wäre. Soziale Einsamkeit dagegen wäre das Empfinden, keinen ausreichenden Zugang zu Kontakten zu haben, die spezifische Ressourcen bereitstellen und einen gewissen Bewegungsspielraum in der Lebensführung gewähren. Innerhalb der erwähnten Unterstützungstypologie beträfe soziale Einsamkeit also am ehesten die Dimensionen "Alltags-Interaktion", "Geselligkeit", "Information" und den "Erwerb sozialer Kompetenzen".⁷⁸

⁷⁸ Weis schreibt zwar von "emotional" und "social isolation", benutzt den Isolations-Begriff aber in dem Sinn, in dem hier von subjektiver *Einsamkeit* gesprochen wird.

Tabelle 7.1: Subjektive Einsamkeit und subjektive Kontaktchancen in verschiedenen Lebensformen

	subjektive Einsamkeit ⁴	subjektive Kontaktchancen ⁵		
		gute	geringe	keine
	in %			
<i>Familienhaushalte</i>				
Paar ¹ , jüngstes Kind unter 6 Jahre	11	75	21	5
Paar, jüngstes Kind 6-12 Jahre	9	84	14	2
Paar, jüngstes Kind 13-17 Jahre	11	81	16	3
Paar, jüngstes Kind über 17 Jahre	11	74	26	1
Ledig, bei Eltern wohnend	15	83	17	0
Alleinerziehende	18	74	20	6
<i>Nichtfamiliäre Haushalte</i>				
Paar ohne Kind ² , 18-29 Jahre	19	64	31	5
Paar ohne Kind, 30-59 Jahre	15	85	15	0
Paar ohne Kind, 60 Jahre und älter	22	53	33	14
Paar, "leeres Nest", unter 60 Jahre	13	73	23	5
Paar, "leeres Nest", 60 Jahre und älter	11	68	31	2
Ledig, alleinwohnend, unter 35 Jahre	15	81	15	5
Ledig, alleinwohnend, 35 Jahre u. älter	39	59	34	7
Getrennt oder geschieden Lebende,				
ohne Kind ³	37	61	33	6
Verwitwete, mit Kind ²	42	64	26	10
Verwitwete, ohne Kind ²	50	62	30	9
<i>Insgesamt</i>	17	73	23	5

- (1) Befragte, die - verheiratet oder unverheiratet - mit einem Lebenspartner zusammenwohnen. Sind Kinder vorhanden, handelt es sich fast ausschließlich um Ehepaare.
- (2) Kind inner- oder außerhalb des eigenen Haushalts
- (3) Kind im Haushalt
- (4) Subjektive Einsamkeit: Antwortkategorien "stimmt ganz und gar" oder "stimmt eher" bei dem Item "Ich fühle mich oft einsam".
- (5) Frage: "Welche Möglichkeiten haben Sie, mit Menschen in Kontakt zu kommen, mit denen Sie Freundschaft schließen könnten?"

Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1978 (subjektive Kontaktchancen),
Wohlfahrtssurvey 1984 (subjektive Einsamkeit)

Auf beide Dimensionen von Einsamkeit verweisen die in der Tabelle 7.1 dargestellten Indikatoren "Gefühl von Einsamkeit" und "subjektive Kontaktchancen". Schlägt man eine Verbindung zwischen objektiven Kontakthäufigkeiten und Unterstützungsleistungen auf der einen und subjektiven Indikatoren der sozialen Isolation auf der anderen Seite, so scheinen insbesondere das Vorhandensein eines festen Lebenspartners, aber auch das von Kindern wirksam gegen Einsamkeitsgefühle abzupuffern. Schon in den jüngeren Altersgruppen fühlen sich Eltern seltener einsam als Paare ohne Kinder. Hier sind die Unterschiede allerdings noch nicht dramatisch. Man kann diese Unterschiede zwar nicht als einen Beweis, aber doch als einen Beleg für die These des besonderen Schutz- und Unterstützungscharakters der Familie ansehen. In der Altersgruppe der über 60jährigen fühlen sich kinderlose Paare sogar bereits doppelt so häufig einsam wie Eltern in der Phase des "leeren Nestes". Auch bei Verwitweten finden sich signifikante Unterschiede zwischen solchen mit und solchen ohne Kinder.

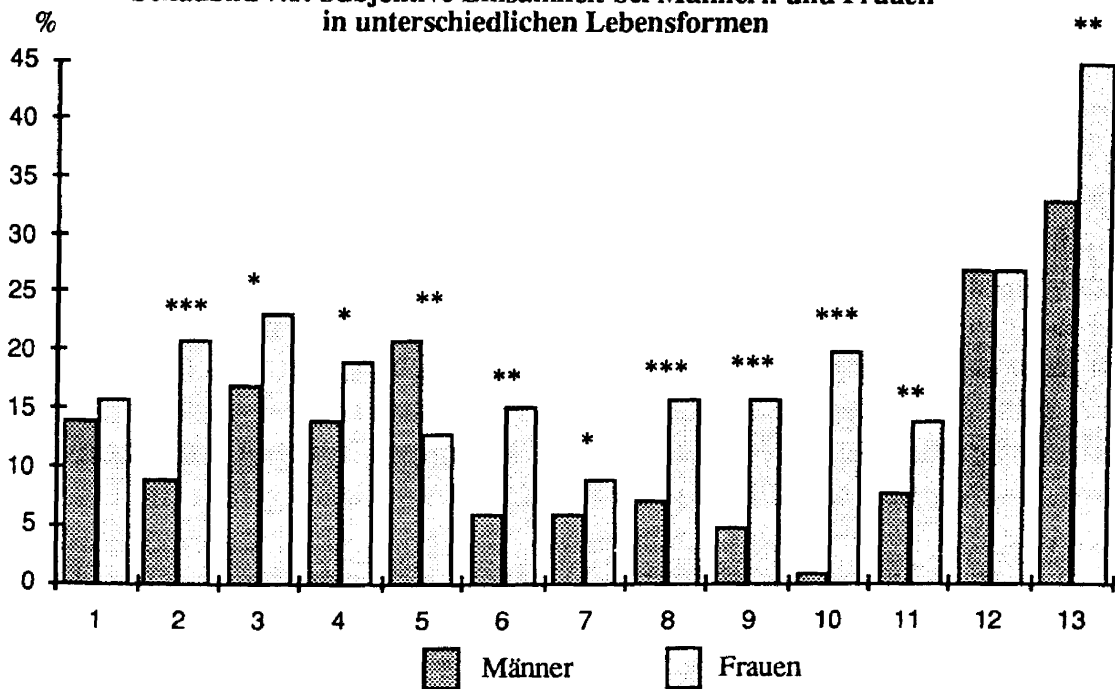
Dramatischer scheint sich das Fehlen bzw. der Verlust eines Lebenspartners auszuwirken. Bei den unter 30jährigen ist es noch durchaus "normal", ohne Partner zu leben; ein Leben ohne Partner findet auch keine Entsprechung in überdurchschnittlich häufigen Einsamkeitsgefühlen. Je weiter man sich jedoch von der Jugendphase bzw. von der Phase des "jungen Erwachsenen" entfernt, desto mehr wird von vielen Menschen eine feste Partnerschaft als Norm und ihr Fehlen als Defizit empfunden. In sämtlichen Lebensformen älterer Menschen, die ohne einen festen Lebenspartner im Haushalt leben, erreicht denn auch der Anteil der Einsamen dramatische Größenordnungen, wenn man sie mit allen anderen Lebensformen vergleicht. Bei den Ledigen und Geschiedenen sind es immerhin fast 40%, und bei den Verwitweten ohne Kinder sind es sogar über 50%. Nach Lopata (1988:140) kann das Empfinden von Einsamkeit bei Verwitweten verschiedene Hintergründe haben. Sie kann sich schlicht auf den Verlust der geschätzten Person des Ehepartners beziehen oder speziell darauf, nicht mehr geliebt zu werden bzw. selbst jemanden zum Lieben zu haben, auf den Verlust des Sexualpartners und/oder den Verlust eines Gesprächspartners oder einer Begleitperson in der Öffentlichkeit, auf den Verlust gemeinsamer Unternehmungen oder auf die Aufgabe des gesamten Lebensstils, der mit der Ehe verbunden war. Diese Einsamkeit verbindet sich oft zusätzlich mit Depressionen, Ängsten und dem Gefühl, älter und überflüssiger zu sein als die Gleichaltrigen, die verheiratet sind (Bojanovsky 1986, Lauth/Viebahn 1987).

Innerhalb der meisten Lebensformen fühlen sich Frauen signifikant einsamer als Männer (vgl. Schaubild 7.1). In diesem Ausmaß sind die Differenzen auch nicht durch "objektive" Unterschiede zu erklären (vgl. Kap. 5 u. 6). Am ehesten ist das noch bei familialen Lebensformen der Fall. Der Unterschied zwischen den nichterwerbstätigen Vätern und Müttern hat zumindest eine objektiv-strukturelle

Entsprechung in den selteneren Freundschaftsbeziehungen der Väter (vgl. Kap. 5.3) und der stärkeren Bedeutung von Desintegration, die mit dem Status der Nichterwerbstätigkeit für Väter verbunden ist. In den gängigen Konstellationen von nichterwerbstätigen Müttern und erwerbstätigen Vätern entsprechen, der Tendenz nach, die häufigeren Einsamkeitsgefühle der Frauen ebenfalls ihrem geringeren Umfang an Freundschaftskontakten. Erstaunlich sind dagegen die großen Unterschiede zuungunsten von Frauen bei den alleinwohnenden Ledigen, den kinderlosen Paaren und insbesondere den Paaren in der Phase des "leeren Nestes" sowie den Verwitweten. Den besonders in den beiden letztgenannten Fällen großen Unterschieden stehen auf der strukturellen Seite keine vergleichbaren Unterschiede gegenüber. Vor allem bei den Verwitweten ist es überraschend, daß sich die Frauen einsamer fühlen als Männer, denn sie verfügen über nicht weniger Freundes- und Verwandtenbeziehungen, und sie können bei emotionaler Unterstützung sogar auf mehr informelle Helfer zurückgreifen als Männer (vgl. Kap. 6.2).

Gerade hinsichtlich der Unterschiede zwischen Männern und Frauen bestätigt sich also, daß Einsamkeit nicht ein direktes Korrelat objektiver Kontakt- und Unterstützungsformen ist, sondern ein Maß für die Angemessenheit solcher Netzwerk- und Hilfe-Strukturen für jeweilige Lebensverhältnisse, Veranlagungen und daraus resultierende Bedürfnisse. Diese so deutlich häufigeren Einsamkeitsgefühle von Frauen im Vergleich zu Männern legen die Interpretation nahe, daß die diesbezüglichen Ansprüche von Frauen im allgemeinen höher zu sein scheinen als die von Männern. Diese Vermutung wird auch durch andere Untersuchungen gestützt, nach denen das subjektive Wohlbefinden von Frauen weniger von der bloßen Verfügbarkeit, sondern sehr viel stärker als bei Männern von der spezifischen, subjektiv empfundenen Qualität der emotionalen Unterstützung abhängig ist (z.B. Trueblood 1984). Es macht daher mehr Sinn, die Variation von Einsamkeitsgefühlen über die verschiedenen Lebensformen hinweg jeweils für Männer und Frauen zu vergleichen, als innerhalb der einzelnen Lebensformen Unterschiede zwischen den Geschlechtern zu interpretieren. Dabei erweist sich, daß für die Männer das Empfinden von Einsamkeitsgefühlen sehr eng mit dem Vorhandensein eines Ehepartners verbunden ist und ansonsten wenig Streuung aufweist. Bei Frauen ist dagegen das Empfinden von Einsamkeit insgesamt gleichmäßiger über die verschiedenen Lebensformen hinweg verteilt. Eine Ausnahme sind hier allerdings die verwitweten Frauen, die sich mit 45% Einsamen sehr deutlich von allen anderen Gruppen abheben. Bei den subjektiv wahrgenommenen Kontaktchancen fallen einige markante Unterschiede ins Auge, die sowohl mit den objektiven Isolations-Indikatoren als auch mit dem Empfinden von Einsamkeit korrespondieren. Dies gilt vor allem für die große Differenz zwischen den jüngeren und den älteren alleinwohnenden Ledigen, aber auch für die etwas niedrigeren Chancen der älteren Menschen insgesamt.

Schaubild 7.1: Subjektive Einsamkeit bei Männern und Frauen in unterschiedlichen Lebensformen



LEGENDE:

- 1=Ledig, bei Eltern wohnend
- 2=Ledig, alleinwohnend
- 3=Paar, ohne Kind, bis 34 J.
- 4=Paar, ohne Kind, ab 35 J.
- 5=Paar mit Kindern
- 6=Paar, jüngstes Kind unter 6 J.
- 7=Paar, jüngstes Kind 6-12 J.
- 8=Paar, jüngstes Kind 13-17 J.
- 9=Paar, jüngstes Kind über 17 J.
- 10=Paar, "empty nest", bis 60 J.
- 11=Paar, "empty nest", ab 60 J.
- 12=Alleinerziehende + Geschiedene
- 13=Verwitwete

	Männer	Frauen
nicht erwerbstätig		erwerbstätig
erwerbstätig	erwerbstätig	nicht erwerbstätig
erwerbstätig	erwerbstätig	nicht erwerbstätig
erwerbstätig	erwerbstätig	nicht erwerbstätig

Signifikanzniveaus:

*** = 0,1%-Niveau; ** = 1%-Niveau; * = 5%-Niveau

Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1984

Einsamkeitsgefühle und die subjektive Einschätzung vorhandener Kontaktmöglichkeiten sind strikt personenbezogene Bewertungen der Netzwerk-Angemessenheit, und sie beziehen sich auch eindeutig auf persönliche Kontakte sowie kognitiv-emotionale Formen der sozialen Unterstützung. Dagegen zielen die folgenden subjektiven Einschätzungen auf *haushaltsbezogene*, d.h für andere Haushalte geleistete bzw. für den eigenen Haushalt erhaltene Unterstützungsleistungen. Bei solchen haushaltsbezogenen Bewertungen stehen dann schon fast definitionsgemäß weniger kognitiv-emotionale Formen der Unterstützung im Vordergrund, sondern der Austausch materieller Hilfen und Dienstleistungen verschiedener Art. Der *subjektiven Einschätzung der erhaltenen haushaltsbezogenen Hilfeleistungen* nach zu urteilen ist das Empfinden von diesbezüglichen Defiziten eher selten (vgl. Tab. 7.2). Ob sich darin tatsächlich eine Angemessenheit der Unterstützung oder aber eine resignative Anpassung der Hilfeerwartungen spiegelt, ist hier nicht entscheidbar. Vermutlich spielt beides eine Rolle; zumindest variiert die Häufigkeit, mit der in den verschiedenen Lebensformen zu wenig Hilfe moniert wird, weniger als man es aufgrund der objektiven Unterschiede erwarten könnte. Es ist zu vermuten, daß nicht zuletzt die Abweichungen von einem rigiden "Wie-du-mir-so-ich-dir" - Prinzip - für deren Vorhandensein es im sechsten Kapitel einige Hinweise auf der Ebene objektiver Indikatoren gegeben hat - dafür sorgen, daß die überwiegende Mehrheit der Befragten den Umfang der erhaltenen Hilfeleistungen als "gerade richtig" einstuft: Bei Hilfeleistungen von Verwandten sowie von Nachbarn sind es 87%, bei solchen von Freunden und Bekannten sogar 93%. Sehr selten kommt es vor, daß zu viel Hilfe moniert wird. Wenn überhaupt, dann kommt es am ehesten bei Verwandten vor, und zwar am häufigsten bei jungen Paaren ohne Kinder sowie - überraschenderweise - bei Alleinerziehenden und Verwitweten mit Kindern. Die beiden letztgenannten Lebensformen sind ja gerade solche, die als besonders hilfebedürftig gelten. Bei ihnen gibt es aber offensichtlich neben Personen, die tatsächlich zuwenig Hilfe erhalten, auch eine kleine Minorität, denen die Verwandtschaft zu sehr "auf den Pelz rückt".

Zu wenig Hilfe von *Freunden* kommt in nennenswertem Umfang bei den Verwitweten und den alten kinderlosen Paaren vor. Das ist insofern wenig überraschend, als sie zu denjenigen Lebensformen gehören, die mit die wenigsten Freundschaftsbeziehungen haben. Am häufigsten werden Defizite an *nachbarlichen* Hilfeleistungen bemängelt. Immerhin bei drei Lebensformen sind es jeweils um die 20 Prozent der Befragten, die zuwenig Hilfe von Nachbarn bemängeln, und zwar sind es gerade die jüngeren Menschen mit der Ausnahme von jungen Familien. Dieses Ergebnis ist insofern nicht überraschend, als es sich dabei mit der Ausnahme der bei ihren Eltern wohnenden Ledigen auch um diejenigen Gruppen handelt, die den geringsten Nachbarskontakt haben (vgl. Tab. 5.3). Es ist aber doch überraschend insofern, als die geringe nachbarliche Einbindung in der ein-

schlägigen Literatur gemeinhin eher als gewünscht, als frei gewählt hingestellt wird (vgl. Kap. 3.4). Das scheint in dieser Eindeutigkeit nicht zuzutreffen.

Tabelle 7.2: Subjektive Einschätzung erhaltener Hilfeleistungen in verschiedenen Lebensformen
Frage: "Wie ist das mit Hilfeleistungen, die Ihr Haushalt von Verwandten, Nachbarn und Freunden bzw. Bekannten erhält?"

	Von Verwandten		Von Freunden		Von Nachbarn	
	zu viel	zu wenig	zu viel	zu wenig	zu viel	zu wenig
	in % ⁴					
<i>Familienhaushalte</i>						
Paar ¹ , jüngstes Kind unter 6 Jahre	3	8	1	7	1	12
Paar, jüngstes Kind 6-12 Jahre	2	9	2	5	2	9
Paar, jüngstes Kind 13-17 Jahre	3	9	0	6	4	6
Paar, jüngstes Kind über 17 Jahre	2	8	1	3	1	4
Ledig, bei Eltern wohnend	4	12	3	6	2	22
Alleinerziehende	9	12	1	5	0	13
<i>Nichtfamiliale Haushalte</i>						
Paar ohne Kind ² , 18-29 Jahre	6	9	1	4	0	21
Paar ohne Kind, 30-59 Jahre	4	6	0	4	0	6
Paar ohne Kind, 60 Jahre und älter	0	10	0	12	0	15
Paar, "leeres Nest", unter 60 Jahre	3	11	0	7	3	10
Paar, "leeres Nest", 60 Jahre und älter	2	9	0	5	3	5
Ledig, alleinwohnend, unter 35 Jahre	3	6	3	3	2	21
Ledig, alleinwohnend, 35 Jahre und älter	3	9	0	5	0	8
<i>Getrennt oder geschieden Lebende,</i>						
<i>ohne Kind³</i>	2	13	2	7	2	13
Verwitwete, mit Kind ²	4	12	1	13	1	11
Verwitwete, ohne Kind ²	0	16	4	9	1	10
<i>Insgesamt</i>	3	10	1	6	2	11

- (1) Befragte, die - verheiratet oder unverheiratet - mit einem Lebenspartner zusammenwohnen. Sind Kinder vorhanden, handelt es sich fast ausschließlich um Ehepaare.
 (2) Kind inner- oder außerhalb des eigenen Haushalts
 (3) Kind im Haushalt
 (4) Die zu 100% fehlenden Prozente entfielen jeweils auf die dritte Antwortkategorie: "gerade richtig".

Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1984

Alte und sehr alte Menschen

Die subjektiv empfundene Einsamkeit steigt lediglich bei den Alleinwohnenden in der höheren Altersgruppe etwas an, während sich bei den Paaren der deutliche objektive Verlust an Freundschaftsbeziehungen nicht in vermehrten Einsamkeitsgefühlen niederschlägt (vgl. Tab. 7.3). Die weiterhin bestehen Nachbarschaftskontakte und vor allem das Vorhandensein eines Lebenspartners - sowie eventuell ein mit abnehmender Leistungsfähigkeit reduziertes Anspruchsniveau - wirken hier offenbar als ausreichende Puffer. Die nicht bei den Alleinwohnenden, aber bei den Paaren in der höheren Altersgruppe geringeren Einschätzungen der subjektiven Kontaktchancen korrespondieren gut mit den festgestellten objektiven Freundschaftsbeziehungen in den jeweiligen Gruppen. Die in Kapitel 5.2 aufgestellte These, daß der Rückgang von Freundschaftsbeziehungen bei hochbetagten Paaren auf deren verringerte Kontaktmöglichkeiten zurückzuführen ist, findet hier also eine Entsprechung in der subjektiven Wahrnehmung der Betroffenen.

Tabelle 7.3: Einsamkeit und subjektive Kontaktchancen bei alten und sehr alten Menschen

	Subjektive Einsamkeit ¹	Subjektive Kontaktchancen ²		
		gute	geringe	keine
in %				
bis 74 Jahre, verheiratet	13	69	28	3
bis 74 Jahre, alleinwohnend	45	61	28	11
75 Jahre und älter, verheiratet	13	51	34	15
75 Jahre und älter, alleinwohnend	50	60	29	11
Verwitwete in Mehrpersonenhaushalten	39	68	25	7
Insgesamt	24	64	29	7

(1) Antwort "stimme ganz und gar zu" oder "stimme eher zu" zu der Aussage "Ich fühle mich oft einsam"

(2) Frage: "Welche Möglichkeiten haben Sie, mit Menschen in Kontakt zu kommen, mit denen Sie Freundschaft schließen könnten?"

Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1988 (Kontaktchancen), 1984 (Einsamkeit)

7.2 Determinanten von Einsamkeitsgefühlen

Im folgenden soll geprüft werden, welche Beziehungen am ehesten Einsamkeitsgefühle verhindern können. Dazu wurden zwei analoge Modelle getrennt für Männer und Frauen gerechnet, da die beiden Geschlechter generell unterschiedlich auf die Frage nach Einsamkeit antworten - unabhängig von formal ansonsten gleichen oder ungleichen Lebensumständen: Im Durchschnitt äußerten 22% der Frauen und 11% der Männer Einsamkeitsgefühle in Reaktion auf die hier gestellte Frage (vgl. Anm. 1 in Tab. 7.4). Der Vergleich der beiden analogen Modellrechnungen in Tabelle 7.4 soll nun also zeigen, welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen beiden Geschlechtern in der Variation von Einsamkeitsgefühlen bestehen.

Bei Männern wie Frauen ist es die *Beziehung zu einem Lebenspartner*, die den mit Abstand wichtigsten Schutz vor Einsamkeitsgefühlen bietet. Die jeweilige Qualität der Beziehung hat in dieser Hinsicht einen ganz entscheidenden Einfluß, während der mehr formale Aspekt des Ehestatus hier keinen signifikanten Einfluß ausübt. Diese Bedeutung der Partnerbeziehung zeigt sich auch bei ihrem Verlust infolge einer Scheidung und Verwitwung, denn die Betroffenen fühlen sich nicht nur im Vergleich zu Verheirateten, sondern auch im Vergleich zu Ledigen einsamer. Männer scheinen mit dieser Situation noch schlechter zurechtzukommen als Frauen. Die These einer geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Bedeutung der Partnerbeziehung bestätigt sich im Hinblick auf Einsamkeitsempfindungen nicht. Zwar wirkt sich eine gute Partnerbeziehung für Männer etwas stärker aus als umgekehrt für Frauen, doch sind die Unterschiede nicht groß genug, um von einem substantiellen Unterschied sprechen zu können. Allerdings zeigen sich wesentliche altersspezifische Unterschiede. So bildet sogar das bloße Vorhandensein eines Lebenspartners bei den älteren Menschen - und zwar nur dort - einen wirksamen Puffer gegen Einsamkeit, während die Partnerbeziehung bei den unter 30jährigen, unabhängig von ihrer Qualität, eine signifikant geringere Bedeutung als bei allen anderen Altersgruppen hat.

Ist ein noch nicht volljähriges *Kind im Haushalt*, steigt die Wahrscheinlichkeit von Einsamkeitsgefühlen. Angesichts der deskriptiven Ergebnisse im letzten Teilkapitel erscheint dieser Befund zunächst überraschend. Er muß jedoch im Zusammenhang mit dem Interaktionseffekt des Familienhaushalts gesehen werden: So sind Familienhaushalte (Paare mit Kindern in einem Haushalt) die Konstellation, die mit am besten gegen Einsamkeitsempfindungen abpuffert, während Alleinerziehende überdurchschnittlich häufig einsam sind.

Tabelle 7.4: Determinanten von Einsamkeitsgefühlen¹ bei Männern und Frauen (Effektkoeffizienten von Logit-Modellen)

	Männer	Frauen
<i>Alter</i>	0.091 ^{***}	0.059 [*]
<i>Familienstand</i> (ledig ²)		
verheiratet	0.084	0.123
geschieden/verwitwet	1.015 ^{***}	0.213 [*]
<i>Partnerbeziehung</i> (kein Lebenspartner)		
Qualität eher niedrig ³	-0.306 ^{***}	-0.475 ^{**}
18-29 Jahre	0.453 ^{**}	0.355 ^{**}
60 Jahre und älter	-0.500 ^{***}	-0.399 ^{**}
Qualität eher hoch	-1.624 ^{***}	-1.429 ^{***}
18-29 Jahre	0.432 [*]	0.291 [*]
<i>Kind unter 18 Jahren</i>	0.979 [*]	0.515 [*]
<i>Familienhaushalt</i> ⁴	-1.073 ^{***}	-0.726 ^{**}
<i>Enge Freundschaft</i> (kein enger Freund)		
seltener Besuchskontakt ⁵	-0.063	-0.090
häufigerer Besuchskontakt	-0.115	-0.108 [*]
kein Partner	-0.302 [*]	-0.231 ^{***}
<i>Kontakt mit Nachbarn</i> ⁶	-0.007	0.002
<i>Besuchskontakt mit Kindern</i> ⁷	0.007	-0.026 [*]
40-59 Jahre	-0.216 [*]	-0.341 [*]
60 Jahre und älter	-0.379 [*]	-0.428 [*]
verwitwet/geschieden	-0.271 [*]	-0.309 [*]
<i>Besuchskontakt mit Eltern</i> ⁷	0.019	0.004
<i>Besuchskontakt mit anderen Verwandten</i> ⁸	0.002	-0.008
geschieden/verwitwet, ohne Kinder	-0.159	-0.311 ^{**}
<i>Anzahl von Verwandten mit regelmäßigem Besuchskontakt</i> ⁷	0.031	-0.098 [*]
<i>hauptberuflich erwerbstätig</i>	-0.321 [*]	0.064
25-59 Jahre, kein Kind unter 18 Jahren	-0.100	-0.283 ^{***}
<i>Krank</i> ⁹	0.236 [*]	0.583 ^{***}

- (1) Zustimmung "stimmt ganz und gar" oder "stimmt eher" zu "ich fühle mich oft einsam" (im Gegensatz zu "stimmt eher nicht" oder "stimmt ganz und gar nicht")
- (2) In Klammern ist jeweils die Referenzkategorie genannt.
- (3) Antworten "nicht so gut" oder "überhaupt nicht" (Qualität eher niedrig) bzw. "sehr gut" oder "ziemlich gut" (Qualität eher hoch) auf die Frage "Wie gut versteht Ihr Partner/Ihre Partnerin Sie - also Ihre Vorlieben, Abneigungen, Gefühle und Probleme?"
- (4) Interaktionseffekt aus Lebenspartner und mindestens einem Kindes unter 18 Jahren im Haushalt.
- (5) seltener= seltener als einmal im Monat
- (6) Nachbarn, "mit denen man sich gut versteht" und mindestens einmal im Monat Besuchskontakt hat."
- (7) Besuchskontakt mindestens einmal im Monat oder häufiger.
- (8) Andere Verwandte = Geschwister oder Großeltern oder andere enge Verwandte
- (9) Personen, die innerhalb der letzten 6 Monate mehrmals beim Arzt waren und regelmäßig Medikamente nehmen und/oder irgendeine andauernde Krankheit bzw. Behinderung haben, die einen Berufswechsel oder eine Umstellung in der Lebensführung erzwungen hat.

Signifikanzniveaus (auf der Basis der t-Werte): * = 5%-Niveau. ** = 1%-Niveau. *** = 0.1%-Niveau
Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1984

Alle anderen Beziehungen spielen für sich genommen eine nur geringe Rolle. Sie wirken sich nur unter bestimmten Zusatzbedingungen spürbar auf die Genese von Einsamkeitsgefühlen aus. Häufige Besuchskontakte mit einem engen *Freund* bzw. einer engen Freundin haben im allgemeinen kaum eine solche puffernde Wirkung. Jedoch hat ein solcher Kontakt bei solchen Personen einen signifikanten Einfluß, die nicht mit einem Lebenspartner zusammenwohnen. Unter den Verwandtenbeziehungen kommt wiederum der Beziehung zu den eigenen *Kindern*, die das Elternhaus bereits verlassen haben, eine herausragende Beziehung zu. In den späteren Lebensphasen wird dann, wenn man den Lebenspartner durch Scheidung oder Verwitwung verloren hat, der Kontakt zu den erwachsenen Kindern die wirksamste Barriere gegen Einsamkeit. Alle *sonstigen Verwandtenbeziehungen* spielen auch dann, wenn die Anzahl solcher Kontakte hoch ist, eine nachgeordnete Rolle. Lediglich bei Frauen ist hier dann ein signifikanter Einfluß vorhanden, wenn sie ihren Ehemann verloren haben und ohne regelmäßigen Kontakt zu eigenen Kindern sind. Daß sich für Männer kein derartiger Zusammenhang feststellen läßt, weist darauf hin, daß sich in solchen Situationen die traditionell größeren Investitionen von Frauen in die Pflege von Verwandtenbeziehungen positiv für diese auswirken.

Der Aspekt, daß - unabhängig von Defiziten bei Sozialbeziehungen - auch andere Faktoren zu einem Gefühl des Ausgeschlossenseins und damit zum Empfinden von Einsamkeit beitragen können, soll hier nur kurz gestreift werden. So scheint eine *hauptberufliche Erwerbstätigkeit* insbesondere bei Männern ein Bestandteil der gesellschaftlichen Integration zu sein, bei dem sich Defizite auch in vermehrten Einsamkeitsgefühlen niederschlagen. Der gleiche Effekt läßt sich auch bei einem Teil der Frauen feststellen, nämlich solchen, die im mittleren Lebensalter sind und keine Kinder haben bzw. deren Kinder mittlerweile erwachsen sind. Und schließlich fühlen sich auch *kranke* Menschen einsamer als gesunde selbst dann, wenn Alter und Sozialbeziehungen als eigenständige Prädiktoren im Modell kontrolliert werden.

7.3 Die subjektive Bilanzierung geleisteter und erhaltener Hilfeleistungen

Die Annahme, daß Hilfeleistungen nicht nur nach dem Prinzip der unmittelbaren Reziprozität geleistet werden, bestätigt sich bei der Betrachtung eines weiteren subjektiver Indikatoren, der eher als Einsamkeitsgefühle den Austausch konkreter

Hilfeleistungen bilanziert (vgl. Tab. 7.5). Der Vorteil dieses subjektiven Indikators im Vergleich zu den im sechsten Kapitel besprochenen objektiven Indikatoren liegt darin, daß er sich auf eine Gesamteinschätzung des "Werts" sämtlicher Unterstützungsleistungen bezieht, ohne daß durch die Frageformulierung nur ein bestimmter Ausschnitt aus dem Unterstützungsspektrum angesprochen wäre.

Der eigenen Einschätzung nach müßte es mehr Nettogebber- als Nettonehmer-Haushalte geben, aber auch hier geben immerhin drei Viertel der Befragten an, daß sich die erhaltenen und geleisteten Hilfen summa summarum in etwa ausgleichen. Die Variationen zwischen verschiedenen Lebensformen sind verhältnismäßig gering. Eine markante Ausnahme sind jedoch die Verwitweten, von denen nur etwas mehr als die Hälfte ihre Hilfebilanz als ausgeglichen einschätzt, und immerhin 28% räumen ein, daß ihr Haushalt mehr Hilfe erhält als er gibt. Angesichts des Bestrebens, in der eigenen Wahrnehmung, solange es nur geht, eine mindestens ausgeglichene Hilfebilanz zu bewahren, ist dieser Prozentsatz erstaunlich hoch (vgl. Kap. 3.5). Alleinlebende Verwitwete sind hinsichtlich Dienstleistungen im Durchschnitt sehr viel mehr auf alltägliche Hilfe von außerhalb des eigenen Haushalts angewiesen als Mehrpersonen-Haushalte (vgl. Kap. 6.2). Vermutlich schlagen sich besonders solche Abhängigkeiten in einer negativen Hilfebilanz nieder. Überdurchschnittlich häufig weisen auch die Haushalte der älteren alleinwohnenden Ledigen und der Geschiedenen eine subjektiv negative Hilfebilanz auf, während ältere Ehepaare ohne Kinder im Haushalt sich subjektiv überdurchschnittlich häufig als Nettogebber-Haushalte fühlen.⁷⁹ Diese Wahrnehmung scheint in einem scheinbaren Gegensatz zu den bisherigen Ergebnissen zum Unterstützungsverhalten (vgl. Kap. 6) zu stehen. Erklärlich ist dieser Unterschied möglicherweise über die unterschiedlichen Spektren der sozialen Unterstützung, auf die sich die objektiven Unterstützungsindikatoren und die subjektive Hilfebilanz jeweils beziehen. Erstere bezogen sich ausnahmslos auf Unterstützung, die innerhalb des gegenwärtigen Zeitraums geleistet wird, und sie bezogen sich vor allem auf arbeitsintensive und schwerpunktmäßig güterbezogene Dienstleistungen, bei denen ältere Menschen besonders starke Einbußen an eigener Leistungsfähigkeit erleiden. In die subjektive Hilfebilanz fließen jedoch auch andere Hilfen ein, die - wie die Kinderbetreuung und materielle Hilfen - eine Domäne der Eltern gegenüber der Kindergeneration sind.

⁷⁹ Leider konnte mit den Daten des Wohlfahrtssurveys 1980 nicht zwischen Paaren in der Phase des "leeren Nestes" und solchen ganz ohne Kinder unterschieden werden.

Tabelle 7.5: Die subjektive Hilfebilanz⁴ von Haushalten in verschiedenen Lebensformen

	Eigener Haushalt erhält...		
	mehr	weniger	genauso viel
in %			
<i>Familienhaushalte</i>			
Paar ¹ , jüngstes Kind unter 6 Jahre	7	20	73
Paar, jüngstes Kind 6-12 Jahre	4	18	79
Paar, jüngstes Kind 13-17 Jahre	3	18	79
Paar, jüngstes Kind über 17 Jahre	7	16	77
Ledig, bei Eltern wohnend	0	10	90
Alleinerziehende	4	20	77
<i>Nichtfamiliale Haushalte</i>			
Paar ohne Kind ² , 18-29 Jahre	5	13	82
Paar ohne Kind, 30-59 Jahre	3	23	74
Paar ohne Kind, 60 Jahre und älter	8	24	68
Ledig, alleinwohnend, unter 35 Jahre	9	17	74
Ledig, alleinwohnend, 35 Jahre und älter	14	12	74
Getrennt oder geschieden Lebende, ohne Kind ²	14	20	66
Verwitwete	28	17	55
<i>Insgesamt</i>	7	18	76

(1) Befragte, die - verheiratet oder unverheiratet - mit einem Lebenspartner zusammenwohnen. Sind Kinder vorhanden, handelt es sich fast ausschließlich um Ehepaare.

(2) Kind im Haushalt

Für die subjektive Hilfebilanz konnte im Unterschied zur gewohnten Darstellung nicht nach der Situation des "leeren Nestes" versus dem Nichtvorhandensein von Kindern überhaupt unterschieden werden, da entsprechende Angaben über Kinder außerhalb des eigenen Haushalts nicht im Wohlfahrts-survey 1980 enthalten sind.

(4) Frage: "Erhält ihr Haushalt von anderen Haushalten mehr, weniger oder genauso viel Unterstützung wie Ihr Haushalt anderen Haushalten gibt?"

Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1980

Alte und sehr alte Menschen

Wie schon die objektiven Unterstützungs-Indikatoren verdeutlicht auch die subjektive Hilfebilanz die besondere Abhängigkeit der alleinwohnenden Hochbetagten von Netzwerkhilfen gegenüber allen anderen Gruppen - auch den 60 bis 74jährigen Alleinwohnenden. In der jüngeren Altersgruppe gibt nur jeder fünfte

Einpersonenhaushalt an, daß der eigene Haushalt mehr Hilfe erhält als er gibt, während sich drei Viertel der Befragten zumindest kognitiv noch eine ausgeglichene Bilanz vorstellen (vgl. Tab. 7.6). Bei den über 74jährigen Alleinwohnenden ist es jedoch nur noch jeder zweite Haushalt, der das von sich behauptet, während die andere Hälfte einräumt, mehr Hilfe zu erhalten. Für diese Gruppe wird es also auch subjektiv unmöglich, sich noch die Illusion einer ausgeglichenen Reziprozitätsbilanz zu bewahren.

Tabelle 7.6: Subjektive und objektive Hilfebilanz bei alten und sehr alten Menschen

	<i>subjektiv⁴</i> Haushalt erhält			<i>objektiv</i>	
	mehr	weniger	genauso viel	nieman- dem geholfen ⁵	mache alles selbst ⁶
	in %				
bis 74 Jahre, verheiratet	11	23	67	30	33
bis 74 Jahre, alleinwohnend	18	16	66	26	28
75 Jahre und älter, verheiratet	10	15	75	71	41
75 Jahre und älter, alleinwohnend	50	4	46	70	18
Verwitwete in Mehrpersonenhaushalten	30	16	54	67	49
Insgesamt	16	19	65	33	32

- (1) Frage: "Erhält ihr Haushalt von anderen Haushalten mehr, weniger oder genauso viel Unterstützung wie Ihr Haushalt anderen Haushalten gibt?"
- (2) Antwort "Ich habe niemand geholfen" auf die Frage: Welche Hilfeleistungen haben Sie in den letzten 2 bis 3 Jahren für Verwandte, Nachbarn und Freunde bzw. Bekannte er-bracht?"
- (3) Zusatz-Antwortmöglichkeit "Mache alles selbst" auf die Frage: "Wie ist das mit den Hilfeleistungen, die Ihr Haushalt von Verwandten, Nachbarn und Freunden bzw. Bekannten erhält - Sind sie eher zuviel, eher zu wenig oder gerade richtig?"

Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1980 ("subjektiv"), 1984 ("objektiv")

Die Haushalte von alten Ehepaaren sind vergleichsweise weniger auf Hilfe von außen angewiesen und bewahren sich auch in der höheren Altersgruppe - zumindest subjektiv - noch ein überwiegend ausgeglichenes "Konto auf der Unterstützungsbank". Zwar nehmen auch bei ihnen die eigenen Hilfetätigkeiten für Personen außerhalb des eigenen Haushalts sehr stark ab, so daß sie nach den in Tabelle 7.6 zusätzlich präsentierten "objektiven" Indikatoren ebenfalls in eine Nettonehmer-Position geraten. Die Unterschiede sind jedoch geringer als bei den

Alleinwohnenden. Die bereits im letzten Kapitel thematisierte starke Abhängigkeit älterer Alleinwohnender von einer Unterstützung durch Personen außerhalb des eigenen Haushalts wird hier also für die Altersgruppe der über 75jährigen noch einmal betont.

8. Arbeitsteilung und Flexibilität in informellen Netzwerken

8.1 Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in informellen Netzwerken

Die Diskussionen um eine Beteiligung informeller Netzwerke an der Produktion sozialer Dienstleistungen wie Kinderbetreuung, Krankenpflege, Behindertenbetreuung und der Hilfe bei psychischen Problemen haben die Frage provoziert, wer denn gegebenenfalls die damit verbundenen Belastungen auf sich nehmen muß. Dabei erwies sich in vielen Untersuchungen, daß die "Beziehungsarbeit" ebenso wie Hausarbeit und speziell Betreuungs- und Pflegeleistungen in sozialen Netzwerken - und zwar ganz besonders innerhalb der Familien - überwiegend eine *den Frauen zugewiesene* Arbeit ist (Keupp 1987, Allan 1983, Grunow et al. 1983). Sie sind im Durchschnitt stärker als Männer auf die Bedürfnisse "ihrer Lieben" hin orientiert und emotional beteiligt, und sie empfinden in größerem Maße ein Verantwortungsgefühl, entsprechende Erwartungen auch zu erfüllen (Kessler/McLeod/Wetherington 1985, zitiert in Nestmann 1988:103). Weitgehend unberücksichtigt bleiben in solchen Untersuchungen jedoch Bereiche der sozialen Unterstützung, bei denen vermutlich nicht in gleicher Weise eine einseitige Belastung von Frauen vermutet werden kann, nämlich praktische und insbesondere handwerkliche Hilfen. Allerdings sind solche Unterstützungsleistungen weniger mit emotionalem Engagement und entsprechenden potentiellen psychischen Belastungen verbunden als es bei persönlichen Dienstleistungen und speziell der "Beziehungs-" oder "Gefühlsarbeit" der Fall ist (Allan 1983, Strauss et al. 1980).

Der Partnerbeziehung kommt innerhalb des Systems von Unterstützungsbeziehungen eine herausgehobene Bedeutung zu (s. Kap. 8.2). Eine empirische Untersuchung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung innerhalb sozialer Netzwerke sollte deshalb von vorneherein zwischen der Partnerbeziehung und anderen Beziehungen unterscheiden. Kontroverse Darstellungen gibt es hinsichtlich des Stellenwerts, den eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung innerhalb der Partnerbeziehung einnimmt. In manchen Untersuchungen wurde hervorgehoben, daß zumindest für Verheiratete und hinsichtlich emotionaler Unterstützung das Geschlecht des Hilfeleistenden keine so große Rolle spielt, weil unabhängig davon der jeweilige Partner die erste und zentrale Quelle für soziale Unterstützung dar-

stellt (z.B. Brim 1974). Andererseits gibt es auch zahlreiche empirische Hinweise, daß selbst innerhalb der Partnerbeziehung Frauen mehr (psychosoziale) Unterstützung an den Partner leisten als sie umgekehrt von ihm zurückerhalten (Campbell/Converse/Rodgers 1976, Belle 1982, Berger-Schmitt 1986).

Tabelle 8.1: Mögliche Inanspruchnahme des Partners für soziale Unterstützung nach Art der Partnerbeziehung und Geschlecht

	verheiratet		unverheiratet zusammenlebend		Partner außerhalb des eigenen Haushalts	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen
	in %					
Arbeiten in Wohnung oder Garten ¹	71	*** 87	69	*** 92	21	** 39
Hilfe bei Krankheit ²	98	*** 69	93	* 83	33	34
Hilfe bei Niedergeschlagenheit ³	93	*** 71	94	** 76	49	50
Ratschlag bei wichtigen Veränderungen ⁴	90	89	88	* 81	43	** 55
Hilfe bei persönlichen Problemen ⁵	84	82	71	* 80	47	** 30

- (1) Frage: "In der Wohnung oder im Garten können Arbeiten anfallen, die man nicht alleine erledigen kann, z.B. um eine Leiter zu halten oder Möbel zu rücken. An wen würden Sie sich zuerst wenden?"
- (2) Frage: "Angenommen Sie hätten eine Grippe und müßten ein paar Tage im Bett bleiben: Wen würden Sie zuerst um Hilfen bitten, z.B. um sich um Sie zu kümmern oder um Einkäufe zu erledigen?"
- (3) Frage: "Angenommen, Sie fühlten sich niedergeschlagen oder depressiv und wollten mit jemanden darüber reden. Mit wem würden Sie zuerst darüber reden?"
- (4) Frage: "Angenommen, Sie bräuchten einen Rat wegen einer wichtigen Veränderung in Ihrem Leben, z. B. in Ihrem Beruf oder wegen eines Umzugs in eine andere Gegend: Wen würden Sie als erstes um Rat fragen?"
- (5) Frage: "Mit wem reden Sie zuerst über Ihre persönlichen Sorgen und Schwierigkeiten?"

Signifikanzniveaus: *** = 0,1%-Niveau, ** = 1%-Niveau, * = 5%-Niveau

Datenbasis: Allbus 1986

Die in Tabelle 8.1 dargestellten Ergebnisse zeigen daß unabhängig davon, ob man miteinander verheiratet ist oder nicht, sowohl für Männer als auch für Frauen der jeweilige Partner generell die überragende Hilfeinstanz darstellt. Das gilt besonders dann, wenn die Partner im selben Haushalt zusammenleben, und nur in eingeschränktem Maße für Paare mit getrennter Haushaltsführung. Im einzelnen gibt es jedoch sehr wohl signifikante Unterschiede zwischen Männern und Frauen. Bei

praktischen Arbeiten in Haus und Garten bezeichnen in allen Partnerschaftsformen signifikant mehr Frauen als Männer ihren Partner als erste Hilfeinstanz als umgekehrt Männer ihre Frauen. Dieser Unterschied sollte jedoch nicht mißverstanden werden im Sinne einer größeren Abhängigkeit der Frauen von ihren Männern bezüglich Hausarbeiten; das Gegenteil ist im allgemeinen der Fall (Berger-Schmitt 1986). Gemäß der Fragestellung geht es hier um eher gelegentliche Arbeiten, die entweder größere Körperkräfte, mehr als zwei Hände oder handwerkliche Kenntnisse voraussetzen. Bei der *Hilfe im Krankheitsfall* ist das Verhältnis zwischen den Geschlechtern umgekehrt: Sofern sie im selben Haushalt leben, ist hier die Zuständigkeit der Frauen signifikant größer als die der Männer; und auch bei der *Hilfe bei Niedergeschlagenheit* gibt es eine deutlich höhere Zuständigkeit der Frauen in einer vergleichbaren Größenordnung. Hinsichtlich der gegenseitigen *Beratung* bei wichtigen Veränderungen oder persönlichen Problemen sind dagegen unter Ehepartnern keine Unterschiede in der Zuständigkeit vorhanden. Bei unverheirateten sowie bei den nicht zusammenlebenden Paaren verlaufen die geschlechtsspezifischen Unterschiede in gegensätzliche Richtungen und können insofern nicht im Sinne unterschiedlicher geschlechtsspezifischer Zuständigkeiten interpretiert werden.

Insgesamt bestätigt sich also, daß auch innerhalb der Partnerbeziehung Frauen mehr im psychosozialen Bereich engagiert sind als Männer. Ehepaare und unverheiratet zusammenlebende Paare unterscheiden sich in dieser Hinsicht nicht. Die Ergebnisse scheinen also eine volle Bestätigung traditioneller Rollenbilder widerzuspiegeln. Annäherungen zu einer gleichgewichtigeren Aufgabenverteilung könnten jedoch bei solchen Paaren zu finden sein, die hinsichtlich der Erwerbsbeteiligung nicht der traditionellen Aufgabenverteilung folgen. Vergleicht man die traditionelle Konstellation "erwerbstätiger Ehemann/nicht erwerbstätige Hausfrau" mit einer Doppelerwerbstätigkeit beider Ehepartner, so zeigen sich jedoch hinsichtlich der Zuständigkeit der Frauen für soziale Unterstützung keine größeren Unterschiede zwischen Hausfrauen und erwerbstätigen Frauen (vgl. Tabelle 8.2). Innerhalb von Familien mit Kindern, die noch nicht erwachsen sind, scheint sich dafür in umgekehrter Richtung ein Emanzipationsprozeß hin zu einer partnerschaftlicheren Rollenverteilung durchzusetzen: Berufstätige Frauen nennen ihren Ehemann deutlich häufiger als erste Hilfeinstanz sowohl im Falle von Niedergeschlagenheit als auch bei Krankheitsfällen.

Tabelle 8.2: Nennung des Partners als erste Hilfeinstanz nach Erwerbsstatus

	Hilfe in Wohnung/ Garten ³	Hilfe bei Krankheit ⁴	Hilfe bei Niederge- schlagenheit ⁵	Ratschlag bei wichtigen Ver- änderungen ⁶
in %				
Paare ohne Kinder im Haushalt¹				
nur Mann erwerbstätig²				
Männer	67	97	89	86
Frauen ("Hausfrauen")	88	67	62	80
beide erwerbstätig				
Männer	74	97	82	89
Frauen	81	70	71	86
Paare, jüngstes Kind bis 12 Jahre				
nur Mann erwerbstätig²				
Männer	75	97	84	87
Frauen ("Hausfrauen")	84	60	64	87
beide erwerbstätig				
Männer	73	97	85	80
Frauen	92	76	75	86
Paare, jüngstes Kind 13 bis 17 Jahre				
nur Mann erwerbstätig²				
Männer	58	98	78	78
Frauen ("Hausfrauen")	90	53	64	82
beide erwerbstätig				
Männer	58	100	84	95
Frauen	94	74	59	85

(1) Kinder unter 18 Jahren; d.h. erwachsene Kinder können im Haushalt vorhanden sein

(2) hauptberuflich erwerbstätig oder Studium bzw. sonstige Vollzeitausbildung

(3) Frage: "In der Wohnung oder im Garten können Arbeiten anfallen, die man nicht alleine erledigen kann, z.B. ist Hilfe nötig, um eine Leiter zu halten oder Möbel zu rücken. An wen würden Sie sich zuerst wenden?"

(4) Frage: "Angenommen Sie hätten eine Grippe und müßten ein paar Tage im Bett bleiben: Wen würden Sie zuerst um Hilfen bitten, z.B. um sich um Sie zu kümmern oder um Einkäufe zu erledigen?"

(5) Frage: "Angenommen, Sie fühlten sich niedergeschlagen oder depressiv und wollten mit jemandem darüber reden. Mit wem würden Sie zuerst darüber reden?"

(6) Frage: "Angenommen, Sie bräuchten einen Rat wegen einer wichtigen Veränderung in Ihrem Leben, z. B. in Ihrem Beruf oder wegen eines Umzugs in eine andere Gegend: Wen würden Sie zuerst um Rat fragen?"

Datenbasis: Allbus 1986

Tabelle 8.3: Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, ohne Partnerbeziehung

	1. Nennung		Konsistenz 1./2. Nennung ⁶	
	männliche Hilfeperson	weibliche Hilfeperson	nur Männer	nur Frauen
in %				
<i>Männer</i>				
Arbeiten in Wohnung/Garten ¹	78	22	44	8
Hilfe bei Krankheit ²	21	79	5	30
Ratschlag bei wichtigen Veränderungen ³	57	43	20	12
Hilfe bei Niedergeschlagenheit ⁴	46	55	14	25
Hilfe bei Partnerproblemen ⁵	59	41	25	11
<i>Frauen</i>				
Arbeiten in Wohnung/Garten ¹	52	48	21	22
Hilfe bei Krankheit ²	15	85	6	49
Ratschlag bei wichtigen Veränderungen ³	37	63	9	33
Hilfe bei Niedergeschlagenheit ⁴	16	84	4	56
Hilfe bei Partnerproblemen ⁵	72	28	34	6

- (1) Frage: "In der Wohnung oder im Garten können Arbeiten anfallen, die man nicht alleine erledigen kann, z.B. ist Hilfe nötig, um eine Leiter zu halten oder Möbel zu rücken. An wen würden Sie sich zuerst wenden?"
- (2) Frage: "Angenommen Sie hätten eine Grippe und müßten ein paar Tage im Bett bleiben: Wen würden Sie zuerst bitten, sich um Sie zu kümmern oder um Einkäufe zu erledigen?"
- (3) Frage: "Angenommen, Sie bräuchten einen Rat wegen einer wichtigen Veränderung in Ihrem Leben, z.B. in Ihrem Beruf oder wegen eines Umzugs in eine andere Gegend: Wen würden Sie zuerst um Rat fragen?"
- (4) Frage: "Angenommen, Sie fühlten sich niedergeschlagen oder depressiv und wollten mit jemanden darüber reden. Mit wem würden Sie zuerst darüber reden?"
- (5) Frage: "Angenommen, Sie hätten sehr große Probleme mit ihrem Ehepartner oder Partner und könnten mit ihm oder ihr nicht darüber reden: Mit wem würden Sie zuerst darüber reden?"
- (6) Die Differenz zwischen 100% und der Summe aus "nur Männer" und "nur Frauen" sind Mischformen (1. Nennung Frauen + 2. Nennung Männer oder 1. Nennung Männer + 2. Nennung Frauen).

Datenbasis: Allbus 1986

Tabelle 8.4: Hilfeleistungen für andere Personen nach Geschlecht

Frage: "Welche Hilfeleistungen haben Sie in den letzten zwei bis drei Jahren für Verwandte, Freunde bzw Bekannte erbracht?"

	Männer	Frauen
	in %	
<i>Hilfe bei...</i>		
Autoreparatur	29	4
Gartenarbeit	36	21
Wohnungsrenovierung	46	24
Umzug	45	29
Hausbau/Umbau	27	8
Kinderbetreuung	23	47
Betreuung Kranker o. Behinderter	16	28
Hilfe bei persönlichen Problemen	45	49

Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1988

Hat innerhalb der Partnerbeziehung deren besonderer Verpflichtungscharakter die geschlechtsspezifischen Unterschiede eher verdeckt, ist bei anderen Beziehungen - zu sonstigen Familienmitgliedern, Verwandten, Freunden und sonstigen Bekannten - ein vergleichsweise größeres Gefälle in der geschlechtsspezifischen Arbeitsverteilung zu vermuten. Diese Vermutung bestätigt sich (vgl. Tab. 8.3). Am eindeutigsten fällt die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung hinsichtlich der *Hilfe im Krankheitsfall* aus. Hier werden sowohl von den männlichen als auch von den weiblichen Befragten Frauen um ein vielfaches häufiger als Männer als Quellen sozialer Unterstützung genannt. Auch bei *Niedergeschlagenheit*, bei *Ratschlägen bezüglich wichtiger Veränderungen* im Leben sowie bei *Problemen mit dem Partner* sind eher Frauen als Ansprechpartner gefragt. Allerdings gilt dies für weibliche Befragte noch stärker als für männliche, die in fast ebenso großem Umfang einen Geschlechtsgenossen um Hilfe anfragen, wenn sie niedergeschlagen sind. Genau umgekehrt dazu ist die Situation bei *Arbeiten in der Wohnung oder im Garten*. Hier werden insgesamt Männer als Helfer bevorzugt.

Ähnliche Ergebnisse, die eine deutliche geschlechtsspezifische Arbeitsteilung bestätigen, erhält man auch bei Fragen nach Hilfeleistungen für andere Personen. Tabelle 8.4 stellt für eine Palette von acht anderen Hilfeleistungen dar, mit welcher Häufigkeit sie von Männern oder Frauen für andere Personen außerhalb des eigenen Haushalts geleistet werden. Es zeigt sich auch bei dieser Fragestellung,

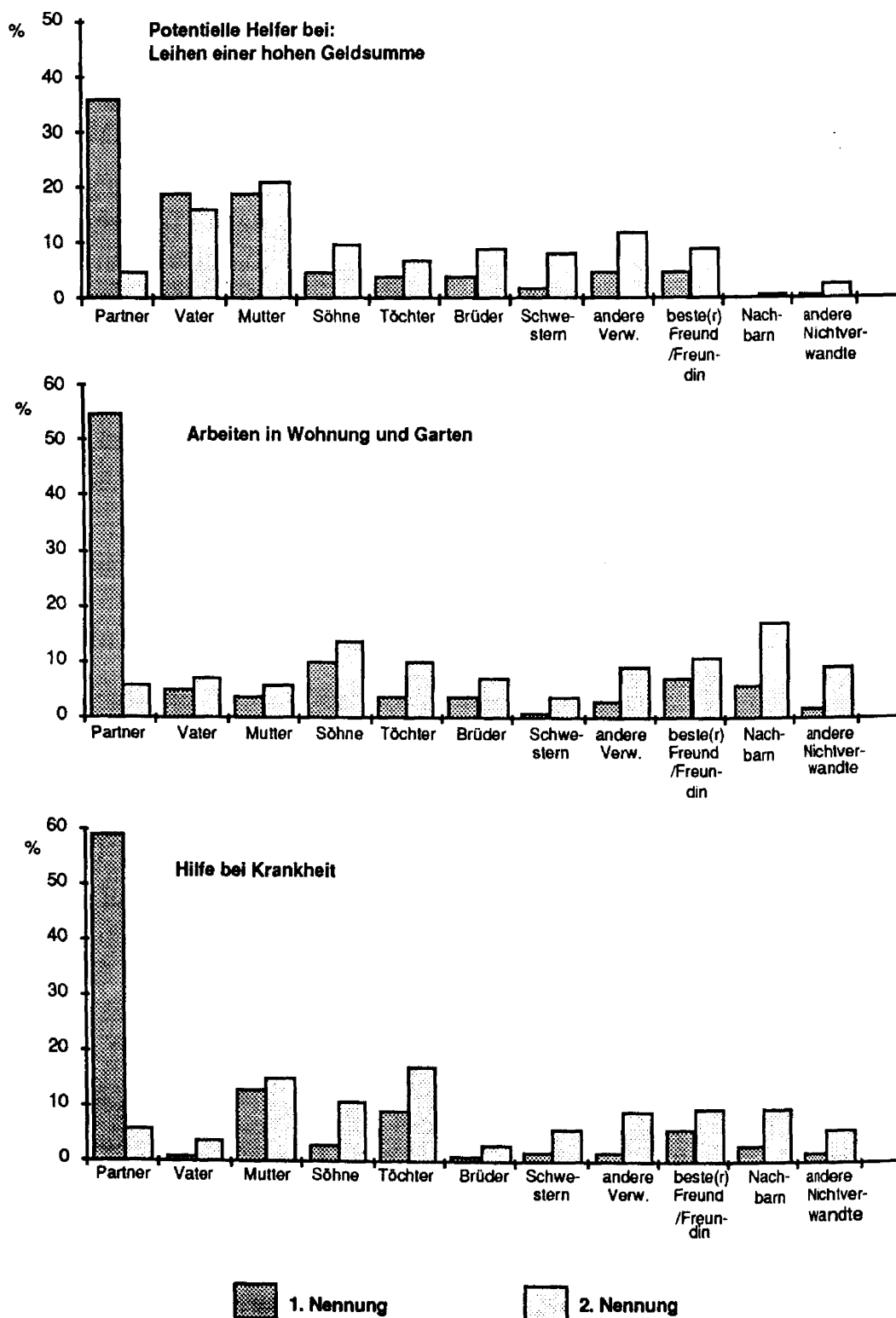
daß Männer fast allein zuständig bei spezifisch handwerklichen Tätigkeiten und sonstigen güterbezogenen Hilfen (Autoreparatur, Gartenarbeit, Renovierung, Umzugshilfe, Hausbau). Dagegen haben Frauen bei personenbezogenen Dienstleistungen ein etwa ebenso stark ausgeprägtes Übergewicht. Was die Hilfe bei persönlichen Problemen betrifft, so wird sie allerdings von Frauen nur wenig häufiger für Personen außerhalb des eigenen Haushalts erbracht als von Männern.

In der Gesamtheit der Ergebnisse bestätigt sich, daß die traditionellen geschlechtsspezifischen Rollenverteilungen auch weiterhin ihre Gültigkeit besitzen, soweit es die informelle soziale Unterstützung betrifft. Sie sind charakterisiert durch eine Dominanz von Frauen bei Formen der sozialen Unterstützung, die ein starkes persönliches Involviertsein verlangen, auf der einen Seite, und dem Mann als Handwerker auf der anderen. Zwar leisten auch Männer in erheblichem Umfang Unterstützung im persönlichen Bereich, doch bleibt diese selbst in der Partnerbeziehung ungleichgewichtig und konzentriert sich darüber hinaus stark auf Beziehungen zu Geschlechtsgenossen.

8.2 Zur Arbeitsteilung zwischen Familie, Verwandten und nicht verwandten Personen

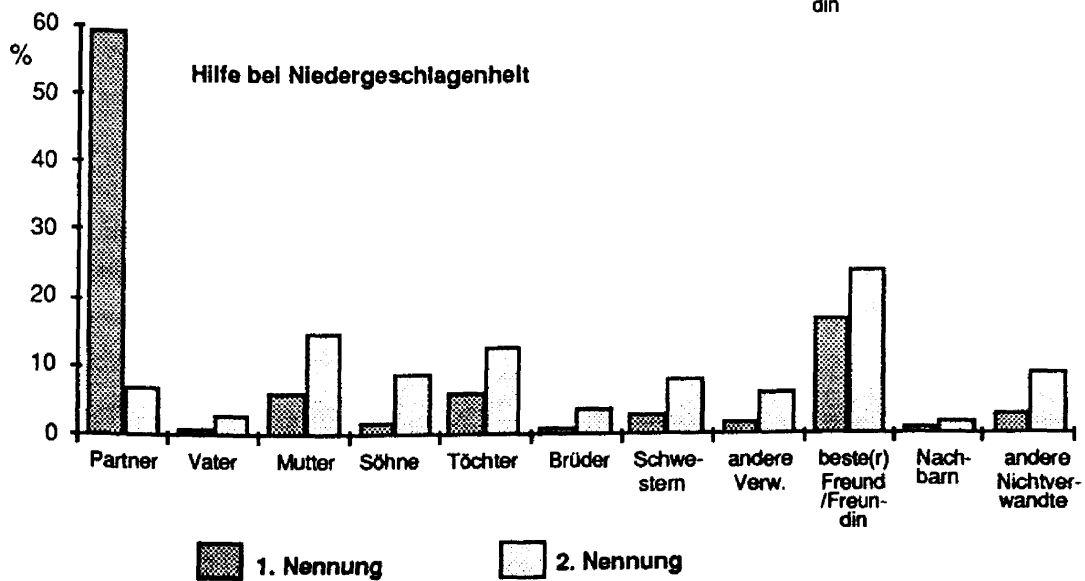
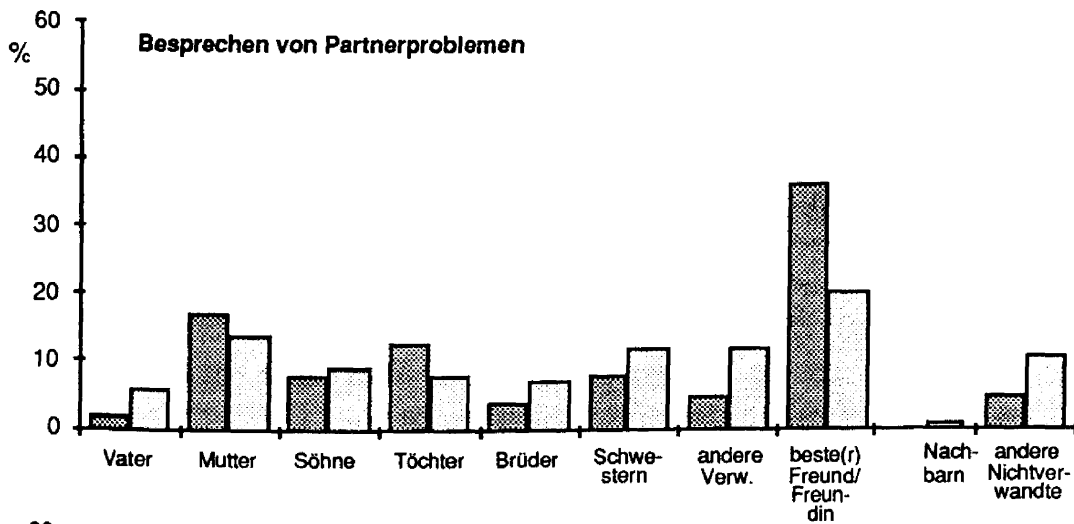
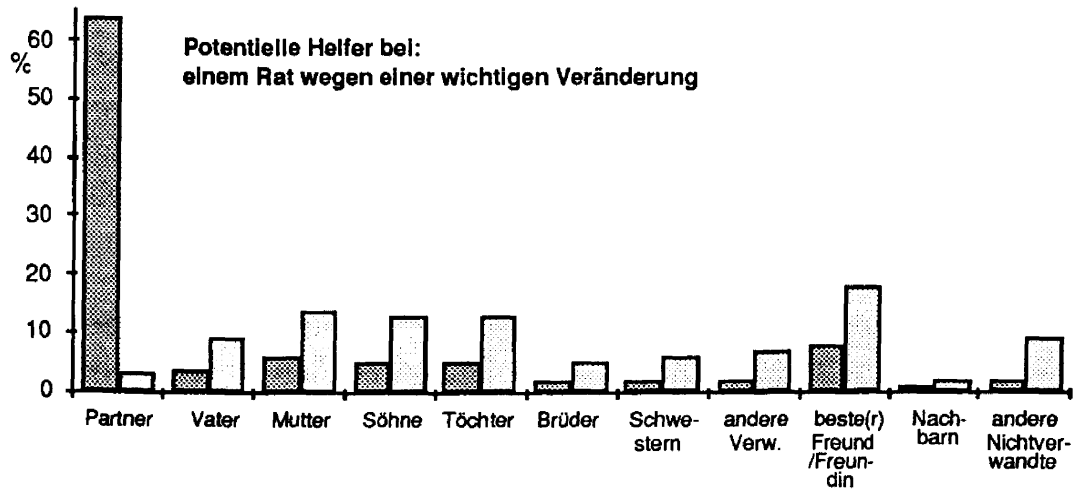
Die Schaubilder 8.1a und 8.1b geben einen ersten Überblick über eine hierarchische Arbeitsteilung innerhalb informeller Netzwerke. Über alle Hilfen hinweg zeigt sich eindrucksvoll die herausragende Bedeutung einiger weniger "starker Beziehungen" sowohl innerhalb der Verwandtschaft als auch im nichtverwandtschaftlichen Teil des Netzwerks. Abgesehen von der Partnerbeziehung haben der beste Freund bzw. die beste Freundin sowie - innerhalb des Verwandtschaftsbeziehungen - Mütter und erwachsene Kinder die größte Bedeutung. Es wird hier noch einmal bestätigt, daß bei psychosozialen Formen der Unterstützung und insbesondere im Bereich der Verwandtenbeziehungen Frauen eine wesentlich größere Rolle als Männer spielen. Jedoch sind die geschlechtsspezifischen Unterschiede in den Beziehungen zu Eltern, Kindern oder zu Geschwistern verschieden stark ausgeprägt. Zwischen Vätern und Müttern sind sie mit Abstand am größten (Hilfe bei Niedergeschlagenheit, bei Partnerproblemen sowie bei Krankheit). Zwischen Söhnen und Töchtern sowie Brüdern und Schwestern sind sie zwar ebenfalls vorhanden, jedoch deutlich geringer.

Schaubild 8.1a: Arbeitsteilung bei praktischen Formen der Unterstützung



Datenbasis: Allbus 1986

Schaubild 8.1b: Arbeitsteilung bei kognitiv-emotionaler Unterstützung



Datenbasis: Allbus 1996

Es lassen sich zwar mehrere Schwerpunktsetzungen, aber es läßt sich keine klare und strikte Aufgabenverteilung zwischen verschiedenen Subsystemen des Netzwerks feststellen, sieht man von der bereits mehrfach erwähnten Sonderstellung des Partners einmal ab. Am eindeutigsten ist die Aufgabenzuweisung für *Nachbarn*. Sie spielen lediglich als zweitgenannte Hilfeinstanz und nur bei solchen Hilfen eine Rolle, für die räumliche Nähe bzw. leichte Erreichbarkeit eine notwendige Voraussetzung ist: bei Hilfen in der Wohnung und im Garten sowie bei der Hilfe in Krankheitsfällen. Weniger klar sind die Abgrenzungen zwischen engen *Verwandten* - insbesondere Eltern und Kindern - einerseits sowie engen *Freunden* außerhalb der Verwandtschaft andererseits. Am eindeutigsten ist die "Grenze" zwischen beiden Gruppen bei finanziellen Angelegenheiten. Hier haben Freunde generell und selbst die engste Freundschaftsbeziehung nur eine untergeordnete Bedeutung. Auch bei praktischen Hilfeleistungen in Wohnung oder Garten und der Unterstützung in Krankheitsfällen werden Verwandte eindeutig mehr in der Pflicht gesehen als Freunde.

Offensichtlich können jedoch in beiden Kreisen Personen rekrutiert werden, die die Rolle von besonderen "Vertrauten" einnehmen können, die dann helfen, wenn die betreffende Person niedergeschlagen ist, persönliche Probleme hat oder schwierige, wichtige Entscheidungen zu treffen hat.⁸⁰ Besonders auffallend ist dabei, daß innerhalb des Verwandtschaftssystems die Väter - einerseits im Gegensatz zu Müttern, andererseits aber auch im Vergleich zu Söhnen oder Brüdern - fast gar keine Rolle bei emotionalen Formen der Unterstützung spielen. Je emotionaler gefärbt die benötigte Unterstützung ist, desto geringer ist ihre Bedeutung (bei Niedergeschlagenheit, bei Partnerproblemen). Aber auch bei eher kognitiven und informatorischen Formen der Unterstützung ist ihre Bedeutung noch geringer als die der Mütter (Rat bei wichtigen Veränderungen).

Diese Einschätzungen werden bestätigt, wenn man die durchschnittliche *Multiplexität* einzelner Netzwerkbeziehungen untersucht (vgl. Tabelle 8.5). Die Multiplexität bezieht sich dabei auf die hauptsächliche Zuständigkeit (nur Nennungen an erster Stelle wurden für die Berechnung der Multiplexität berücksichtigt) bei insgesamt vier inhaltlichen Dimensionen der sozialen Unterstützung, die sich sowohl nach theoretischen als auch nach empirischen Kriterien ziemlich eindeutig voneinander unterscheiden lassen (vgl. Kap. 2.2): Arbeitshilfen, materielle Unterstützung, Beratung sowie motivationale Unterstützung.

⁸⁰ Man darf sich hier nicht von den besonders hohen Nennungen für den besten Freund bzw. die beste Freundin täuschen lassen, die ein eindeutiges Übergewicht dieser Einzelbeziehung bei Formen der emotionalen Unterstützung gewissermaßen vortäuschen. Da für die meisten Befragten nur *entweder* (erwachsene) Kinder *oder* Eltern als mögliche Hilfeinstanzen vorhanden sind, müssen ihre jeweiligen Nennungen eher addiert werden, um zu einer realistischen Gewichtung von Verwandten- versus Freundesbeziehungen zu gelangen.

Tabelle 8.5: Multiplexität von Beziehungen¹

	Anzahl Nennungen für verschiedene Bereiche sozialer Unterstützung: ²				
	0	1	2	3	4
	in %				
Partner	5	19	42	31	4
Mutter	63	23	9	3	1
Vater	71	18	8	2	1
Tochter	50	30	11	7	3
Sohn	56	26	10	5	3
Schwester	85	12	3	1	0
Bruder	87	9	2	1	0
besten Freund	53	32	11	4	1
beste Freundin	51	35	9	4	1

(1) Die angegebenen Prozentwerte beziehen sich nur auf solche Befragte, die überhaupt einen Partner, eine Mutter... etc. haben.

(2) Anzahl der Nennungen als erstgenannte Helfer für folgende vier inhaltliche Dimensionen sozialer Unterstützung: (1) "Arbeitshilfen" (Hilfe in Wohnung oder Garten und/oder Hilfe im Krankheitsfall), (2) "materielle Unterstützung" (Leihen einer größeren Geldsumme), (3) "Beratung" (Ratschlag bei wichtigen Veränderungen im Leben) sowie (4) "motivationale Unterstützung" (Hilfe bei Niedergeschlagenheit).

Datenbasis: Allbus 1986

Offensichtlich wird auch hier die überragende Bedeutung des Lebenspartners als Quelle für vielfältige Formen der sozialen Unterstützung. Allerdings ist das Vorhandensein eines Partners auch kein Allheilmittel für alle Alltagswidrigkeiten und Notlagen. Selbst wenn man eine Form der Unterstützung, nämlich das Ausleihen einer größeren Geldsumme, einmal beiseite läßt, ist eine derartige allumfassende Zuständigkeit nur in einem Drittel aller Partnerschaften gegeben, und bei immerhin ca. einem Viertel der Partnerschaften ist der Partner nur für eine einzige Dimension der sozialen Unterstützung die erste Wahl. Wie schon bei den Untersuchungen zur Konsistenz von Helfernennungen nach verschiedenen Bezugsgruppen (vgl. Tab. 8.5) zeigt es sich also auch hier, daß der alleinige Blick auf arithmetische Mittelwerte und Modalwerte die Gefahr mit sich bringt, daß man die enorme Varianz, die sich hinter diesen Durchschnittswerten verbergen kann, übersehen wird. Verglichen mit dem Partner spielen alle anderen Arten von Beziehungen eine vergleichsweise eingeschränkte Rolle. Geschwister stehen überhaupt kaum einmal an erster Stelle für Unterstützung jeglicher Art. Multi

plexe Unterstützung ist am ehesten bei Kindern und bei bei besten Freunden bzw. Freundinnen zu finden, wobei die Unterschiede nach dem Geschlecht der helfenden Personen gering sind.

Insgesamt präsentieren sich informelle Netzwerke also als hochgradig arbeitsteilig organisierte Sozialsysteme, wobei gleichzeitig eindeutige Schwerpunktsetzungen bei einzelnen engen Beziehungen vorhanden sind. Konzentriert man seinen Blick auf Durchschnittsberechnungen und Mittelwerte bei den einzelnen Unterstützungs-Indikatoren, so bestätigen sie die These einer hierarchischen Ordnung von Netzwerkbeziehungen - mit den bereits mehrfach dokumentierten Rangfolgen (vgl. Kap. 3.4). Beachtet man jedoch zusätzlich die Variationen, die hinter diesen Durchschnittswerten bei den wenigen "starken" Beziehungen stecken, und die gleichmäßig geringe, aber dennoch vorhandene Präsenz vieler weiterer Beziehungen, wird diese Vorstellung ergänzt durch die Vermutung einer nicht unwesentlichen Flexibilität innerhalb informeller Netzwerke, was die, u.U. wechselnde, Zuständigkeit für spezielle Bereiche sozialer Unterstützung betrifft.

8.3 Sozialstrukturelle Determinanten der Arbeitsteilung in informellen Netzwerken

Die letzten beiden Abschnitte haben die rollenspezifische Zuständigkeit verschiedener Personen für je unterschiedliche Formen und Quantitäten an sozialer Unterstützung dokumentiert, gleichzeitig jedoch gezeigt, daß diese Rollen einigen Spielraum bezüglich ihrer konkreten Ausgestaltung offenlassen. Derartige Variationen können zwei Ursachen haben:

- 1) Rollenspezifische Zuständigkeiten können nach Präferenzen variieren, die durch verschiedene Lebensformen, -phasen und -lagen geprägt sind. Zum Beispiel kann die biographische Phase der Loslösung junger Erwachsener vom Elternhaus vom Wunsch begleitet sein, sich nicht mehr zu sehr auf die Familie verlassen zu wollen und in andere Verkehrskreise hereinzukommen.
- 2) Auch die eigene Zuständigkeit für Unterstützungsleistungen innerhalb der verschiedenen Rollenbeziehungen ist nicht starr festgelegt, sondern sie wird zusätzlich durch die eigenen Kenntnisse und Fertigkeiten, Interessen und weiteren Belastungen und Verpflichtungen modifiziert (vgl. Kap. 6).

In den beiden folgenden Tabellen (8.6 und 8.7) werden Variationen nach verschiedenen Lebensformen bezüglich der potentiellen Verfügbarkeit von zwei Arten sozialer Unterstützung dargestellt: zum einen geht es um Hilfe, wenn man sich niedergeschlagen fühlt, und zum zweiten um Hilfe, wenn man Probleme mit seinem Lebenspartner hat. In den Tabellen wird zusätzlich für vier Lebensformen untersucht, ob sich jeweils Unterschiede zwischen Männern und Frauen feststellen

lassen. Die Auswahl dieser beiden Anlässe für Unterstützungsleistungen erfolgte unter dem Gesichtspunkt, daß beide insofern miteinander vergleichbar sind, als sie typischerweise eine Aufgabe für enge Beziehungen zu vertrauten Personen darstellen. Während jedoch bei der Hilfe bei Niedergeschlagenheit (Tab. 8.6) der jeweilige Lebenspartner (falls vorhanden) die eindeutig dominierende Helferperson ist und damit Variationen außerhalb der Paarbeziehung teilweise verdeckt, ist bei der Hilfestellung bei Problemen mit dem Partner (Tab. 8.7) jener als Helfer automatisch ausgeschlossen, so daß die Variationen zwischen anderen Beziehungen besser sichtbar werden können. Die Prozentangaben in beiden Tabellen beziehen sich nur auf jeweils tatsächlich vorhandene Beziehungen. Auf diese Weise wurde vermieden, daß das bloße Vorhandensein von bestimmten Beziehungstypen mit deren Nennung als potentielle Quelle sozialer Unterstützung konfundiert wird.

Die primäre Verantwortlichkeit des *Lebenspartners*, dann zu helfen, wenn man sich niedergeschlagen fühlt, zeigt über verschiedene Lebensformen hinweg eine größere Variation nur danach, ob der Lebenspartner im selben Haushalt wohnt oder nicht. Innerhalb dieser beiden Konstellationen sind die Unterschiede jedoch verhältnismäßig gering. Paare ohne Kinder scheinen tendenziell noch etwas mehr auf den Partner konzentriert zu sein als Elternpaare, und die Geschiedenen stützen sich selbst für Paarkonstellationen mit getrennten Haushalten - vorsichtigerweise? - besonders selten auf ihren (neuen) Partner. Geschlechtsspezifische Unterschiede in der Nennung des jeweiligen Partners fallen besonders deutlich bei älteren Paaren und bei Paaren in arbeitsteilig organisierten Lebensgemeinschaften (vollerwerbstätige Väter, nicht erwerbstätige Mütter) aus. In solchen Konstellationen ist die Zuständigkeit der Frauen für ihre Partner bezüglich solche Unterstützungsformen deutlich stärker ausgeprägt als umgekehrt die der Ehemänner für ihre Frauen. Hier zeigt sich die traditionelle Rollenverteilung, nach der vor allem die Frau für die Gefühlsarbeit in der Familie zuständig ist, am ausgeprägtesten.

Die *Eltern* spielen bei diesen beiden Formen der Unterstützung - unabhängig von ihrem Vorhandensein - vor allem für junge Erwachsene, die ihr Elternhaus noch nicht verlassen haben, sowie für Alleinerziehende eine größere Rolle. Abgesehen von diesen beiden Lebensformen sind es auch sonst eher die jüngeren Menschen, die sich in solchen Situationen an ihre Eltern wenden und sie als Ansprechpartner akzeptieren. Frauen, insbesondere die Hausfrauen, tun dies im übrigen häufiger als Männer. Zumindest bei solchen emotional hoch besetzten Problemkonstellationen erweist sich also die Mutter-Tochter-Beziehung als die stärkste Einzelbeziehung innerhalb des Verwandtschaftssystems.

Tabelle 8.6: Hilfe bei Niedergeschlagenheit nach Lebensformen und Geschlecht
(alle Angaben in Prozent)

	Partner	Eltern	Kinder	andere Ver- wandte	bester Freund
<i>Familienhaushalte</i>					
Paar ¹ , jüngstes Kind unter 6 Jahre	79	9	-4	2	9
Paar, jüngstes Kind 6-12 Jahre	73	4	2	5	13
Paar, jüngstes Kind 13-17 Jahre	71	4	5	3	10
Paar, jüngstes Kind über 17 Jahre	76	2	5	3	8
Ledig, bei Eltern wohnend	53	30	-	5	41
Alleinerziehende	54	26	-	15	26
<i>Nichtfamiliäre Haushalte</i>					
Paar ohne Kind ² , 18-29 Jahre	78	7	-	2	10
Paar ohne Kind, 30-59 Jahre	83	7	-	5	7
Paar ohne Kind, 60 Jahre und älter	86	-	-	-	-
Paar, "leeres Nest", unter 60 Jahre	75	2	6	4	5
Paar, "leeres Nest", 60 Jahre und älter	76	-	8	2	8
Ledig, alleinwohnend, unter 35 Jahre	59	15	-	3	57
Ledig, alleinwohnend, 35 Jahre und älter	-	-	-	27	37
Getrennt oder geschieden Lebende, ohne Kind ³	46	10	32	10	34
Verwitwete, mit Kind ²	-	-	58	6	23
Verwitwete, ohne Kind ²	-	-	-	37	41
<i>Geschlechtsspezifische Unterschiede</i>					
Paare, jüngstes Kind 0-12 Jahre					
Männer, erwerbstätig	84	1	-	1	4
Frauen, erwerbstätig	77	3	-	6	8
Hausfrauen	66	5	1	5	13
Paare ohne Kinder, bis 60 Jahre					
Männer, erwerbstätig	89	2	-	-	3
Frauen, erwerbstätig	72	6	-	4	12
Hausfrauen	71	15	-	2	7
Paare über 60 Jahre					
Männer	86	-	4	-	1
Frauen	62	-	11	4	8
Personen ohne Lebenspartner, über 60 Jahre					
Männer	-	-	38	6	9
Frauen	-	-	47	13	17

(1) Befragte, die - verheiratet oder unverheiratet - mit einem Lebenspartner zusammenwohnen. Sind Kinder vorhanden, handelt es sich fast ausschließlich um Ehepaare.

(2) Kind inner- oder außerhalb des eigenen Haushalts

(3) Kind im Haushalt

(4) Ein Spiegelstrich steht für Fallzahlen kleiner als 30 in der jeweiligen Kategorie.

Datenbasis: Allbus 1986.

Tabelle 8.7: Hilfe bei Problemen mit dem Partner nach Lebensformen und Geschlecht (alle Angaben in Prozent)

	Eltern	Kinder	andere Verwandte	bester Freund
<i>Familienhaushalte</i>				
Paar ¹ , jüngstes Kind unter 6 Jahre	27	4	20	40
Paar, jüngstes Kind 6-12 Jahre	26	17	21	35
Paar, jüngstes Kind 13-17 Jahre	18	30	14	28
Paar, jüngstes Kind über 17 Jahre	10	33	12	27
Ledig, bei Eltern wohnend	38	-	10	41
Alleinerziehende	23	-	19	37
<i>Nichtfamiliale Haushalte</i>				
Paar ohne Kind ² , 18-29 Jahre	36	-	13	43
Paar ohne Kind, 30-59 Jahre	26	-	26	42
Paar ohne Kind, 60 Jahre und älter	-	-	-	-
Paar, "leeres Nest", unter 60 Jahre	15	48	10	26
Paar, "leeres Nest", 60 Jahre und älter	-	57	7	21
Ledig, alleinwohnend, unter 35 Jahre	22	-	13	53
Ledig, alleinwohnend, 35 Jahre und älter	-	-	15	31
Getrennt oder geschieden Lebende, ohne Kind ³	22	23	13	45
Verwitwete, mit Kind ²	-	32	5	16
Verwitwete, ohne Kind ²	-	-	33	26
<i>Geschlechtsspezifische Unterschiede</i>				
Paare, jüngstes Kind 0-12 Jahre				
Männer, erwerbstätig	16	2	19	27
Frauen, erwerbstätig	31	3	19	29
Hausfrauen	26	3	19	33
Paare ohne Kinder, bis 60 Jahre				
Männer, erwerbstätig	24	1	13	33
Frauen, erwerbstätig	25	-	15	49
Hausfrauen	29	-	23	24
Paare über 60 Jahre				
Männer	-	42	7	10
Frauen	-	50	9	14
Personen ohne Lebenspartner, über 60 Jahre				
Männer	-	23	2	6
Frauen	-	24	8	9

(1) Befragte, die - verheiratet oder unverheiratet - mit einem Lebenspartner zusammenwohnen. Sind Kinder vorhanden, handelt es sich fast ausschließlich um Ehepaare.

(2) Kind inner- oder außerhalb des eigenen Haushalts

(3) Kind im Haushalt

(4) Ein Spiegelstrich steht für Fallzahlen kleiner als 30 in der jeweiligen Kategorie.

Datenbasis: Allbus 1986.

Umgekehrt ist bei einigen Personengruppen auch aus der Sicht der Eltern die Beziehung zu ihren *Kindern* von entscheidender Bedeutung für die Verfügbarkeit von motivationaler Unterstützung. Vor allem bei den Verwitweten übernehmen sie quasi zum Teil die Verantwortlichkeit, die vorher der Lebenspartner bei der Bewältigung von depressiven Stimmungen innehatte. Auch bei den Geschiedenen, die sich in solchen Situationen vergleichsweise selten an ihre neuen Lebenspartner wenden, gehören sie zu den wichtigsten Helfern. Ähnlich wie bei der Beziehung der Kinder zu ihren Eltern zeigen sich auch hier geschlechtsspezifische Unterschiede, die darauf hinweisen, daß Mütter bei ihren Kindern häufiger auf derartige soziale Unterstützung hoffen können als die Väter. Diese sind damit einer besonderen Gefahr ausgesetzt, nach dem Verlust ihrer Ehefrauen kaum noch über soziale Unterstützung im emotionalen Bereich verfügen zu können, denn andere Sozialbeziehungen können diesen Verlust kaum kompensieren.

Andere Verwandte außerhalb der Eltern-Kind-Beziehung werden in ihrer Gesamtheit ebenfalls recht häufig als Helfer genannt, doch muß man sich dabei vor Augen halten, daß unter dieser Bezeichnung eine ganze Anzahl einzelner Beziehungen zusammengefaßt sind, angefangen von den Geschwistern (die innerhalb dieser Kategorie noch die größte einzelne Bedeutung haben) bis hin zu ganz entfernten Verwandten. Die Prozentwerte innerhalb dieser Kategorie verteilen sich also auf viele unterschiedliche Beziehungen. Im Vergleich der Lebensformen untereinander erweisen sich solche Beziehungen vor allem als Substitute für fehlende Partnerschaften und Eltern-Kind-Beziehungen, und ihre größte Bedeutung haben sie folgerichtig für die Alleinerziehenden, die älteren alleinwohnenden Ledigen und die Verwitweten ohne Kinder (vgl. Tab. 8.6). Diese Substitutionsbeziehung legt auch ein Vergleich zwischen jüngeren und älteren Paaren ohne Kinder nahe. In der jüngeren Altersgruppe haben die Eltern noch eine sehr große Bedeutung, während andere Verwandte nur einen nachrangigen Stellenwert einnehmen. In der älteren Gruppe werden die Eltern offensichtlich sehr viel weniger als Ansprechpartner bei Problemen mit dem Partner gesucht bzw. akzeptiert, und andere Verwandte nehmen dafür an Bedeutung entsprechend zu (vgl. Tab. 8.7). Die noch lebenden Eltern kommen also in diesem Alter aus der Sicht ihrer Kinder weniger für solche Formen der Unterstützung in Frage. Wie schon innerhalb der Eltern-Kind-Beziehung zeigen sich auch bei den anderen Verwandtenbeziehungen wieder fast durchgängig geschlechtsspezifische Unterschiede dahingehend, daß Frauen wohl die bei solchen Problemen tragfähigeren Beziehungen innerhalb der Verwandtschaft besitzen. Besonders ausgeprägt sind die Unterschiede wieder bei den älteren Menschen ohne Lebenspartner sowie in der traditionell arbeitsteiligen Ehe: Hausfrauen können über solche Beziehungen fast doppelt so häufig mit Hilfe rechnen wie Männer und erwerbstätige Ehefrauen (vgl. Tab. 8.7). Diese Differenzen entsprechen dem Bild der auf die Pflege von Familien- und Verwandtenbeziehungen konzentrierten, traditionellen Frauenrolle, auch wenn sie

hier im Rahmen des Themas dieser Arbeit weniger aus der Perspektive der damit verbundenen Belastungen, sondern mehr im Hinblick auf damit verbundene Erträge dargestellt werden.

Von allen untersuchten Beziehungskategorien innerhalb des informellen Netzwerks variiert die Bedeutung eines *besten Freundes* bzw. einer *besten Freundin* am stärksten über die verschiedenen Lebensformen hinweg, soweit es emotionale bzw. motivationale Unterstützung betrifft. Besonders hoch ist ihre Bedeutung in den jüngeren Lebensformen, vor allem den Ledigen, die entweder noch bei den Eltern oder alleine wohnen. Aber auch bei jungen Paaren haben sie nach dem Partner den höchsten Stellenwert im Hinblick auf die hier dargestellten Krisensituationen. Diese Bedeutung sinkt bei allen strukturell gleichen Lebensformen mit zunehmendem Alter: den kinderlosen Paaren, den Elternpaaren und etwas überraschend auch bei den alleinwohnenden Ledigen. Bei letzteren besteht eine Art Substitutionsbeziehung mit den "anderen Verwandten", sofern es eine Hilfe bei Niedergeschlagenheit betrifft, d.h.: in der jüngeren Altersgruppe haben Freunde eine unangefochtene Ausnahmestellung, die bei der älteren Altersgruppe durch eine gleichfalls häufige Nennung von Verwandten relativiert wird. Eine ebensolche Substitution scheint bei den Verwitweten im Hinblick auf die Beziehung zu Kindern vorzuliegen, wenn man die beiden entsprechenden Verwitweten-Kategorien miteinander vergleicht. In diesen Gruppen werden enge Freunde - sofern vorhanden - wieder fast genauso häufig als Ansprechpartner genannt wie in den jüngeren Altersgruppen. Dies unterstreicht die in Kapitel 3.4 dargestellte These, daß, aus mehreren Gründen, Freunde auch und gerade in den späten Lebensphasen eine große Bedeutung haben können. Der oft etwas einseitige Blick in Richtung auf verwandtschaftliche Unterstützungspotentiale für diese Personengruppen greift also in dieser Hinsicht zu kurz.

Geschlechtsspezifische Unterschiede in der "Nutzung" von Freundschaftsbeziehungen sind nicht wie bei den Verwandtenbeziehungen einseitig in eine Richtung vorhanden, sondern zeigen ein etwas bunteres Bild. Bei jüngeren Elternpaaren und bei älteren Personen, die keinen Lebenspartner (mehr) haben, scheinen die Frauen dann, wenn sie sich niedergeschlagen fühlen oder Probleme mit ihrem Partner haben, eher an enge Freundesbeziehungen halten zu können als Männer. Die Unterschiede sind zwar nicht so groß, daß man auf ihrer Grundlage von zwei unterschiedlichen "Kulturen" in der Bedeutung solcher Freundesbeziehungen sprechen könnte, doch sind sie bezüglich einer Hilfe bei Niedergeschlagenheit deutlich (vgl. Tab. 8.6). In den traditionell arbeitsteiligen Lebensgemeinschaften ohne Kinder zeigt sich jedoch bei den Hausfrauen umgekehrt eine besonders geringe Bedeutung von Freundinnen für derartige Unterstützungsleistungen. Dies stellt sozusagen eine Kehrseite der besonders starken Verwandtenorientierung innerhalb dieser Personengruppe dar (s. o.). Vergleicht man jedoch innerhalb

dieser Personengruppe erwerbstätige Männer mit erwerbstätigen Frauen, haben Frauen wiederum offensichtlich mehr Freundesbeziehungen, die über die von den Befragten selbst vorgenommene Einstufung als "bester Freund" oder "beste Freundin" hinaus auch für emotionale Unterstützung in Krisensituationen in Frage kommen.

Faßt man die bisherigen Einzel-Ergebnisse zu einem Gesamtbild zusammen, so bestätigen sie die These unterschiedlicher Präferenzen innerhalb der Bevölkerung bezüglich einer rollenspezifischen Zuständigkeit für soziale Unterstützung, welche ein hohes Maß an Vertrautheit und Einfühlungsvermögen voraussetzt. Die entsprechenden Unterschiede lassen sich nur schwer zu einfachen, klaren Trennungslinien zusammenfassen, doch sind einige Tendenzen unverkennbar. Die eine Tendenz betrifft geschlechtsspezifische Unterschiede. Sowohl bei Verwandtenbeziehungen als auch bei Freundschaften erweist sich, daß Frauen außerhalb der Partnerschaft im allgemeinen mehr emotionale bzw. motivationale Unterstützung in ihren Beziehungen erwarten können als Männer. Auf der anderen Seite ist es innerhalb der Partnerschaften so, daß Frauen zwar ihren männlichen Partnern solche Unterstützung bieten, dies umgekehrt aber wohl nicht in gleichem Ausmaß der Fall ist. Es wäre jedoch zu einfach, diese Unterschiede zu verabsolutieren. Ebenfalls wirksam scheint nämlich eine zweite Differenzierung zu sein, die bezüglich solcher Rollenerwartungen rein verwandtschaftlich orientierte Menschen von solchen unterscheidet, die sich in größerem Umfang auch auf andere Beziehungen stützen. Das schlagendste Beispiel hierfür ist - vor allem für Frauen - die Unterscheidung traditionell arbeitsteiliger Partnerschaften von solchen, in denen beide Partner erwerbstätig sind. Aber auch hinsichtlich des Alters und im Hinblick auf die individuellen Lebensläufe gibt es deutliche Unterschiede zwischen den Personen, die sich im Rahmen der "normalen" Familienbiographie bewegen bzw. bewegt haben und solchen, die davon abweichen. Erstere stützen sich ganz überwiegend auf familiäre Bindungen, während letztere auch Freundschaftsbeziehungen häufig zu Rate ziehen. Die jüngeren Altersgruppen nehmen eine Zwischenposition ein. Sie stützen sich in weit größerem Ausmaß, als man der öffentlichen Meinung nach vermuten könnte, auf Beziehungen zu Verwandten, hauptsächlich die Eltern. Allerdings bilden gerade bei ihnen Freundschaftsbeziehungen sozusagen ein zweites Standbein, auf das sie sich in persönlichen Krisensituationen stützen können.

Tabelle 8.8: Arbeitsteilung in informellen Netzwerken: Hilfen für Freunde und Verwandte¹ (Effektkoeffizienten multinominaler Logit-Modelle)

	nur für Freunde	nur für Verwandte	sowohl für Freunde als auch für Verwandte
Alter (18-34 Jahre) ²			
35-59 Jahre	-.513***	-.921***	-.922***
60-74 Jahre	-1.733***	-1.254***	-2.254***
75 Jahre und älter	-2.205***	-2.045***	-2.919***
Geschlecht männlich	.530***	.205	.375***
Familienstand (ledig)			
verheiratet	-.408	-.092	-.203
Frauen ³	-.877**	.026	-.094
geschieden/verwitwet	.168	.083	.026
Frauen	-.923**	.456	-.052
Kinder unter 18 Jahre	.295	.221	.183
Familienhaushalt ⁴	-.251	-.454	-.299
Frauen	-.149	.532*	-1.067***
enge Freundesbeziehung (keine)			
seltener Besuchskontakt ⁵	1.045***	-.031	1.148***
häufiger Besuchskontakt	1.393***	-.159	1.663***
Besuchskontakt mit Kindern ⁶	.007	.241*	.212
35-59 Jahre	.041	.948***	.150
60-74 Jahre	.081	1.147***	1.174***
75 Jahre und älter	-.381	.779***	.026
Frauen	-.007	.613**	.324
Besuchskontakt mit Eltern ⁶	-.001	.193	.111
35-59 Jahre	-.269	.673**	.207
60-74 Jahre	-.517	.478*	.614
Frauen	-.022	1.098***	.398
Schulbildung (Volksschule mit oder ohne Abschluß)			
Mittlere Reife	.238*	-.078	.765***
(Fach-)Abitur	.860***	-.427*	1.258***
hauptberuflich erwerbstätig	.392**	-.107	.589***
Frauen	.090	-.491**	.231
bezahlte oder unbezahlte Nebentätigkeit	1.007***	.815***	1.018***
aktive Vereinsmitgliedschaft ⁷	.362	.050	.469***

(1) Jeweils mindestens eine der folgenden 8 Hilfen innerhalb der letzten beiden Jahre für Freunde bzw. Verwandte erbracht: Autoreparatur, Gartenarbeit, Renovierung, Umzug, Hausbau/Neubau, Beaufsichtigung kleiner Kinder, Betreuung Kranker oder Behinderter, Hilfe bei persönlichen Problemen.

(2) In Klammern ist jeweils die Referenzkategorie genannt.

(3) Eingerückt sind jeweils Interaktionseffekte mit der vorher genannten Variablen.

(4) Interaktionseffekt aus dem Vorhandensein von Kindern und eines Lebenspartners im Haushalt.

(5) Seltener = seltener als einmal pro Monat.

(6) Besuchskontakt mindestens einmal pro Monat.

(7) Mitgliedschaft in mindestens einem Verein oder einer Bürgerinitiative mit mindestens monatlichen Zusammenkünften

Signifikanzniveaus (auf der Basis der t-Werte): * = 5%-Niveau. ** = 1%-Niveau. *** = 0.1%-Niveau

Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1984

Diese Unterscheidung zwischen Verwandten und Freunden soll nun aus der anderen Richtung des Austauschs von Unterstützungsleistungen betrachtet werden, d.h. es werden vergleichend die Umstände untersucht, von denen es abhängt, ob man selbst Verwandten oder Freunden, die außerhalb des eigenen Haushalts leben, bei einer Reihe von Arbeiten und Notsituationen unter die Arme greift. Dazu wurde ein multinomiales Logit-Modell gerechnet, bei dem die folgenden vier Handlungsalternativen auf ihre jeweilige Wahrscheinlichkeit in Relation zueinander untersucht wurden: (1) Es werden nur für Freunde Hilfen geleistet, nicht aber für Verwandte; (2) es werden nur für Verwandte Hilfen geleistet, nicht jedoch für Freunde; (3) es werden für beide Gruppen von Personen Hilfen geleistet; und (4) es werden für keine der beiden Gruppen Hilfen geleistet (vgl. Tab. 8.8). Für die Modellbildung wurde die vierte Alternative als Kontrast für die restlichen drei Alternativen gleich null gesetzt.⁸¹

Es überrascht nicht, daß *Kontakthäufigkeiten mit Verwandten und engen Freunden* - quasi als infrastrukturelle Voraussetzung für einen entsprechenden Leistungsaustausch - einen stark positiven Effekt auf die Leistung sozialer Unterstützung in den jeweiligen Netzwerksegmenten aufweisen. Die Verwandtschaft stellt in dieser Hinsicht jedoch keinen homogenen Block dar, sondern es zeigen sich wieder die aus den vorigen Abschnitten bekannten Differenzierungen nach Art der Verwandtschaft und Geschlecht der Befragten, die deshalb hier auch nicht mehr rekapituliert werden müssen. Erstaunlich ist, daß selbst bei älteren Menschen der Kontakt zu ihren Kindern einen positiven Einfluß darauf hat, daß sie selbst als Helfer aktiv sind. Auch wenn sich dieser Einfluß für die über 74jährigen gegenüber den 60-74jährigen deutlich abschwächt, bestätigt sich darin, daß nicht alle alten Menschen auch "zum alten Eisen gehören", was die informelle Netzwerkhilfe betrifft. Auch in umgekehrter Richtung bestätigt sich die besondere Bedeutung der Eltern-Kind-Beziehung, wobei die Hilfeleistungen für die Eltern mit steigendem Alter sogar zunehmen, was auf ein zumindest teilweise bedürfnisorientiertes Unterstützungsverhalten hinweist.⁸² Als weiteres Ergebnis ist hervorzuheben, daß es keine negativen Konkurrenzbeziehungen dahingehend gibt, daß häufige Kontakte im einen Beziehungsbereich die Wahrscheinlichkeit von Unterstützungsleistungen im anderen Bereich beeinträchtigen.

Unter den soziodemographischen Merkmalen hat das *Alter* den stärksten Einfluß auf das Hilfeverhalten. Mit zunehmenden Jahren nimmt die Wahrscheinlichkeit, für Verwandte oder für Freunde außerhalb des eigenen Haushalts Unterstützungsleistungen zu erbringen, deutlich ab. Bei den Hilfeleistungen für Freunde ist ein starker Rückgang von der Altersgruppe der 35-59jährigen zu den 60-

81 Vgl. die Erläuterungen zum multinomialen Logit-Modell in Kapitel 4.3.

82 Andere Verwandtenbeziehungen als die zwischen Eltern und Kindern hatten keinerlei signifikanten Einfluß auf die hier untersuchten Alternativen des Unterstützungsverhaltens.

74jährigen festzustellen, während innerhalb von Verwandtenbeziehungen ein solcher Einbruch später, d.h. zwischen den Altersgruppen der 60-74jährigen und den über 74jährigen stattfindet. Am stärksten vermindert sich mit zunehmendem Alter allerdings die Wahrscheinlichkeit, daß gleichzeitig sowohl für Verwandte als auch für Freunde Hilfeleistungen erbracht werden, d.h.: neben einer generellen Abnahme von Hilfeaktivitäten in den beiden jeweiligen Bereichen findet auch eine immer stärkere Konzentration auf einen einzigen Beziehungsbereich statt, sofern man sich überhaupt noch solcherart engagiert.

Männern leisten eher als *Frauen* eine der in der abhängigen Variablen des Modells enthaltenen Hilfen für Freunde (vgl. Anm. 1 in Tab. 8.8). Die Konzentration des Blickwinkels auf allein emotionale und motivationale Formen der sozialen Unterstützung zu Beginn dieses Teilkapitels (vgl. Tab. 8.6 und 8.7) hatte hier eher Unterschiede in der entgegengesetzten Richtung postuliert. Die Berücksichtigung mehrerer güterbezogener Hilfen in der hier verwendeten Operationalisierung sozialer Unterstützung korrigiert also den bisherigen Eindruck, daß Frauen in Verwandten- wie in Freundesbeziehungen mehr als Männer Unterstützung leisten und auch erhalten. Für soziale Unterstützung, die dem emotionalen Bereich zuzurechnen ist, mag diese Einschätzung im Durchschnitt ihre Berechtigung haben, doch vernachlässigt eine solche Betrachtung offensichtlich die typisch männlichen Domänen im Bereich informeller Hilfeleistungen (vgl. Kap. 8.1).⁸³

Der *Familienstand* der Befragten hat im Hinblick auf die vier Alternativen des Unterstützungsverhaltens nur für Frauen eine signifikante Bedeutung. Sowohl verheiratete als auch geschiedene bzw. verwitwete Frauen helfen befreundeten Personen seltener, als es ledige Frauen tun. Bei Männern ließen sich solche Unterschiede nicht feststellen. Besonders stark zeigt sich dieser geschlechtsspezifische Unterschied in der Konstellation von Familienhaushalten: Die Frauen in solchen Haushalten engagieren sich seltener gleichzeitig bei Verwandten und Freunden, und sie sind eher auf eine ausschließliche Hilfestellung für Verwandte beschränkt - ein weiterer Hinweis in Richtung der oben spekulativ formulierten These einer Tendenz zur Polarisierung des Hilfeverhaltens danach, ob es sich um Personen handelt, die traditionellen Familienvorstellungen verhaftet sind oder nicht.

⁸³ Diese Interpretation wurde im Rahmen eines weiteren Logit-Modells überprüft, das in die Ergebnisdarstellung im Rahmen dieser Arbeit jedoch nicht aufgenommen wurde. In diesem Modell wurden die Anmerkung 1 von Tabelle 8.8 aufgeführten Hilfeleistungen danach aufgeteilt, ob es sich um güterbezogene oder um personenbezogene Dienstleistungen handelt, und anschließend überprüft, in welchen Beziehungen und Lebenslagen sich Männer und Frauen auf entweder den einen oder den anderen Bereich konzentrieren. Dabei zeigte sich, daß Frauen - im Unterschied zu Männern - ihre Hilfeleistungen innerhalb von Freundschaften stark auf allein personenbezogene Dienstleistungen konzentrieren.

Diese Polarisierungsthese soll nun unter zwei anderen Aspekten weiterverfolgt werden. Unterschiedliche Niveaus der *schulischen Bildung* scheinen eine derartige Polarisierung zu bestärken. Es zeigte sich ein schwacher Einfluß dahingehend, daß mit höherer Schulbildung eine Beschränkung auf eine alleinige Hilfe unter Verwandten unwahrscheinlicher wird. Gleichzeitig geht mit zunehmender Schulbildung ein stark positiver Einfluß in Richtung einer alleinigen Hilfe unter Freunden sowie in Richtung eines umfassenden Engagements sowohl in Freundes- als auch in Verwandtenbeziehungen einher. Solch eindeutige Einflüsse in Richtung einer Polarisierung zeigen sich auch im Zusammenhang mit verschiedenen *Aktivitäten* in anderen Lebensbereichen. Sie weisen *nicht* in Richtung einer Substitutionsbeziehung, d.h., wer hauptberuflich erwerbstätig ist, Nebentätigkeiten ausübt oder sich in Vereinen aktiv beteiligt, leistet dafür keine informelle Netzwerkhilfe. Im Gegenteil sind es gerade die allgemein engagierten, aktiven Menschen, die sich auch in informeller Netzwerkhilfe engagieren, und zwar in besonderem Maße sowohl für Verwandte als auch für Freunde.⁸⁴ Eine Abweichung von dieser Regel stellen die weiblichen Erwerbstätigen dar: Sie engagieren sich besonders selten ausschließlich in Verwandtenbeziehungen, und dieses Ergebnis spricht wieder für die These, daß es in der Tendenz eine Polarisierung in ein traditionelles sowie ein von traditionellen Verhaltensweisen abweichendes Hilfeverhalten gibt.

⁸⁴ Vgl. dazu die Ergebnisse in Kapitel 6.4, die, ohne zwischen Hilfen für Freunde und für Verwandte zu differenzieren, in die gleiche Richtung weisen.

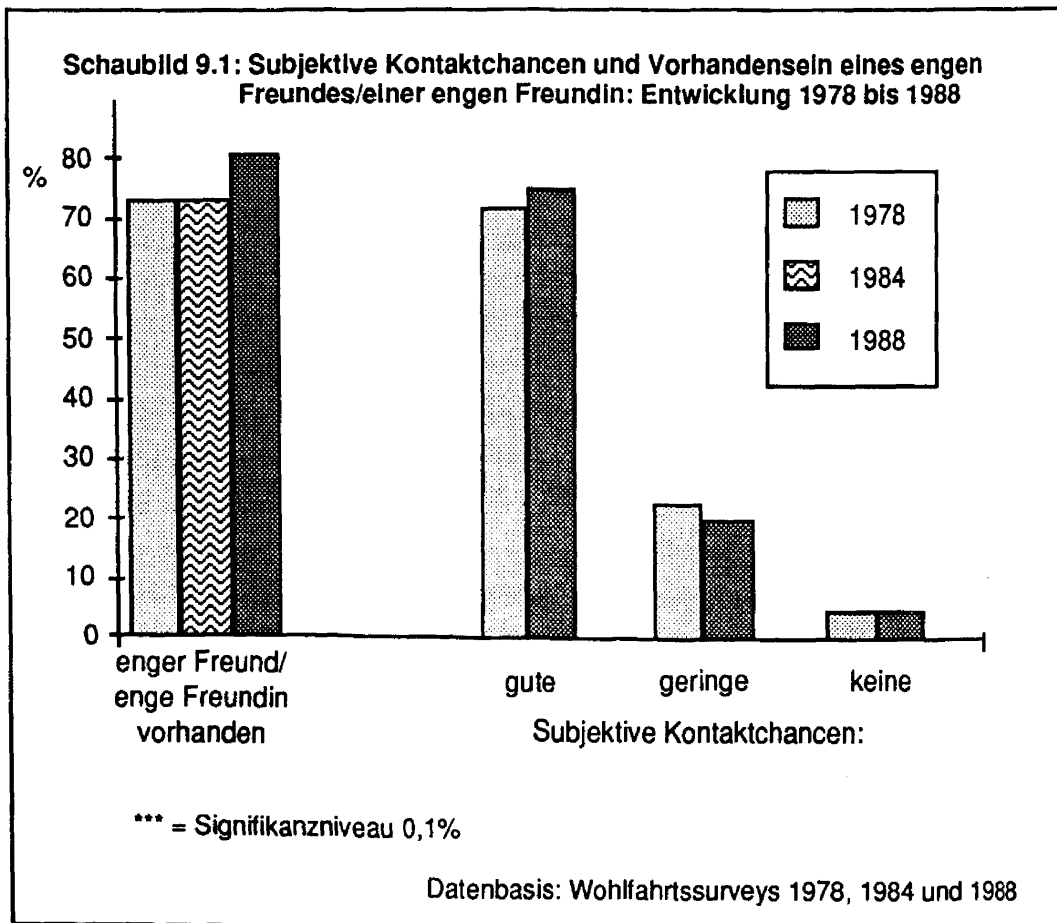
9. Entwicklungstendenzen bei Kontakten und Hilfebeziehungen 1978 bis 1988

Die bisherigen Querschnittsanalysen haben gezeigt, daß vieles im Bereich informeller Netzwerke sich "normaler" darstellt als es die Auflösungserscheinungen traditioneller Familienhaushalte zunächst vermuten lassen. Auf der anderen Seite war allerdings auch ein erhebliches Maß an Abweichungen und Variationen zu beobachten, und es ließen sich nicht zuletzt einige Risikogruppen innerhalb der Bevölkerung im Hinblick auf ihre Kontakt- und Unterstützungspotentiale identifizieren. Abnehmende kulturelle Verbindlichkeiten der Lebensgestaltung und strukturelle Veränderungen der Lebensformen sind, fast zwangsläufig, mit Verunsicherungen und einem Vertrauensverlust insbesondere in vorgegebene Sozialbeziehungen verbunden. Wie reagieren die einzelnen Menschen darauf? Ändern sie ihr Hilfeverhalten aus dem Bewußtsein heraus, auf die Erwartbarkeit informeller Hilfe angewiesen zu sein? Und zum zweiten: Was passiert mit den erwähnten Risikogruppen: Verschärfen oder entschärfen sich entsprechende Polarisierungsprozesse? Anhand einiger Indikatoren zu Freundschaftsbeziehungen und verschiedenen güterbezogenen und personenbezogenen Hilfen für Verwandte, Freunde/Bekannte und Nachbarn will ich versuchen, einige kurzfristige Entwicklungstendenzen im Bereich haushaltsübergreifender Hilfebeziehungen für den Zeitraum der letzten acht bzw. zehn Jahre nachzuzeichnen, um einige Anhaltspunkte zu diesen Fragen zu erhalten.

Die Einschätzung der "Möglichkeiten, mit Menschen in Kontakt zu kommen, mit denen man Freundschaft schließen könnte", hat sich für die Gesamtbevölkerung von 1978 zu 1988 nicht signifikant verändert (s. Schaubild 9.1). Der Anteil der Befragten, die über zumindest eine enge Freundschaftsbeziehung außerhalb der Familie verfügen, hat sogar zugenommen: Während 1978 74% der Befragten und im Jahr 1984 73% eine entsprechende Frage bejaht hatten, war dieser Anteil 1988 auf 81% angestiegen.

Lassen sich bestimmte Bevölkerungsgruppen als Träger dieser Entwicklung identifizieren, oder verlief diese Zunahme an Freundschaftsbeziehungen in allen Gruppen ungefähr gleich? Tabelle 9.1 zeigt, daß es vor allem Frauen (im Vergleich zu Männern), verheiratete und verwitwete Menschen (im Vergleich zu den Ledigen) sowie Personen aus dem Arbeitermilieu (im Vergleich zu Mittel- und

Oberschicht) sind, bei denen Freundschaftsbeziehungen besonders stark zugenommen haben. Es handelt sich also gerade um diejenigen Teile der Bevölkerung, die traditionell am ehesten auf Beziehungen innerhalb des Verwandtenkreises reduziert und am seltensten in Freundschaftsbeziehungen engagiert waren. Lagen beispielsweise Ledige (häufige Freundschaftsbeziehungen) und Verheiratete (seltener Freundschaftsbeziehungen) im Jahr 1978 noch um 16 Prozentpunkte auseinander, so ist dieser Unterschied 1988 auf 9 Prozent geschmolzen. In ähnlicher Weise ist der Unterschied zwischen Oberer Mittel- bzw. Oberschicht auf der einen und der Arbeiterschicht auf der anderen Seite von 21% auf 16% gesunken. Zu beobachten ist insofern eine Tendenz der generellen Zunahme von Freundschaftsbeziehungen bei leichter Einebnung von Unterschieden zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen, auch wenn die altersspezifischen Unterschiede sich nur wenig eingeebnet haben.



Auch die Häufigkeit sozialer *Unterstützungsleistungen unter Freunden* hat innerhalb der letzten acht Jahre deutlich zugenommen. Wie die Auswahl verschiedener Hilfeleistungen in den Schaubildern 9.2a und 9.2b zeigt, trifft dies insbesondere für gelegentlich anfallende praktische Hilfen zu. So hat die Häufigkeit einer Hilfe bei Umzügen von 15% auf 22% zugenommen, die einer Hilfe bei der Wohnungsrenovierung noch von 14% auf 19%. Stärker noch haben die Betreuung kleiner Kinder von Freunden (von 9% auf 17%) sowie die Hilfe bei persönlichen Problemen (von 21% auf 36%) zugenommen. Innerhalb des Untersuchungszeitraums entfällt der mit Abstand größte Zuwachs auf den Unterschied zwischen den Jahren 1984 und 1988, während die Veränderungen von 1980 zu 1984 nur gering ausfielen.

Innerhalb des gleichen Zeitraums sind Hilfen zwischen *Verwandten* in etwa auf gleichem Niveau geblieben. Nachbarliche Hilfen haben leicht zugenommen, und zwar bei der Gartenarbeit und der Betreuung kleiner Kinder. Damit scheint sich die relative Bedeutung der genannten Teilgruppen - Verwandte, Freunde/Bekannte, Nachbarn - als Unterstützungspotentiale etwas verschoben zu haben. Vor acht Jahren galt noch, daß, bis auf die Hilfe bei persönlichen Problemen, die Verwandten fast durchweg und mit deutlichem Abstand die wichtigste Hilfeinstanz außerhalb des eigenen Haushalts waren. Mit dieser Eindeutigkeit läßt sich das mittlerweile nicht mehr sagen. Freunde und Bekannte haben bei einigen Hilfen gleichgezogen (Wohnungsrenovierung, Beaufsichtigung kleiner Kinder) oder in ihrer Häufigkeit die Verwandten sogar überflügelt (Umzugshilfe, Hilfe bei persönlichen Problemen). Um Mißverständnisse zu vermeiden: Unterstützung innerhalb des Verwandtschaftssystems ist nicht seltener, sondern Hilfen unter Freunden bzw. Bekannten sind inzwischen ähnlich häufig geworden.

Am Stellenwert der *Nachbarn* hat sich dagegen nichts geändert. Sie liegen in ihrer Bedeutung weiterhin mit großem Abstand sowohl hinter Verwandten als auch Freunden und Bekannten. Nur bei kleinen, alltäglichen Dingen sowie für bestimmte Personengruppen haben sie eine nennenswerte Bedeutung. Familien mit kleinen Kindern und vor allem alte Menschen sind - vermutlich wegen ihrer vergleichsweise eingeschränkteren Beweglichkeit - am ehesten in nachbarliche Hilfebeziehungen eingebunden (vgl. Kap. 3.3).

Man sollte jedoch in der Einschätzung und Verallgemeinerung dieser Trends eher etwas vorsichtig sein. Es gibt unter den hier präsentierten Unterstützungsleistungen eine bemerkenswerte Ausnahme, bei der Freundeshilfe *nicht* überproportional zugenommen hat, nämlich bei der Betreuung Kranker und Behinderter. Bei dieser sozialpolitisch besonders wichtigen Form der informellen Hilfe blieb auch während der letzten Jahre die eindeutige Vorrangstellung verwandtschaftlicher Unterstützung bestehen.

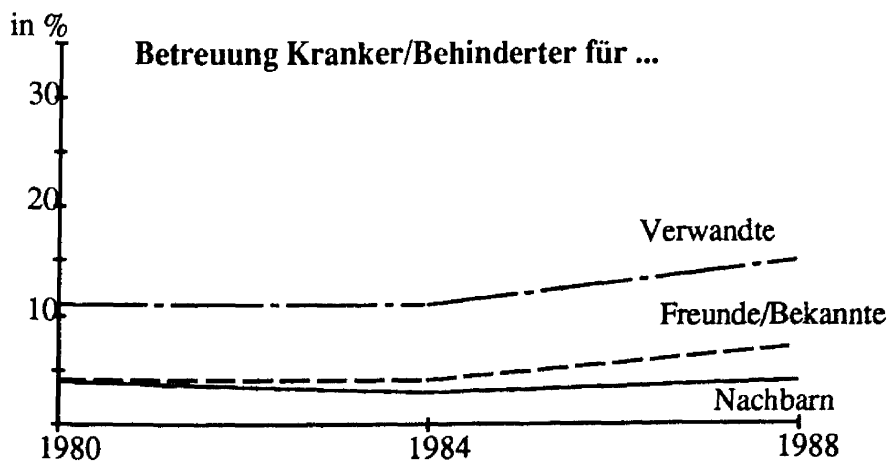
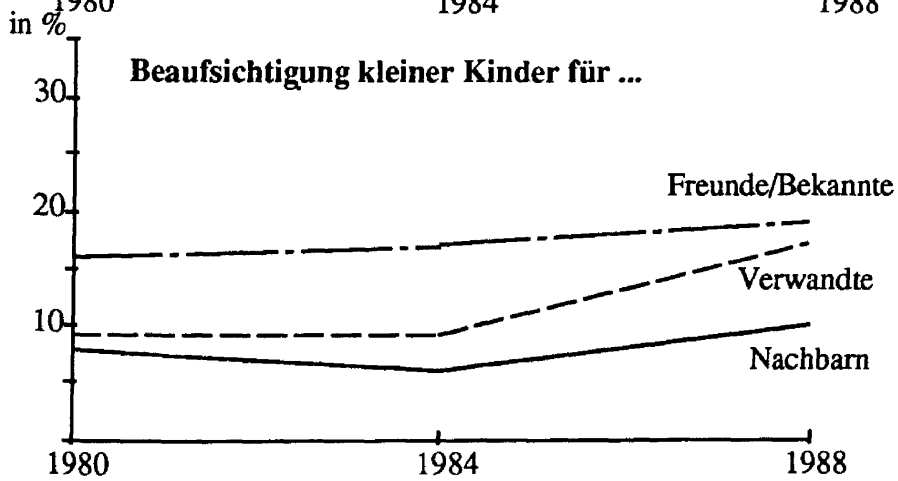
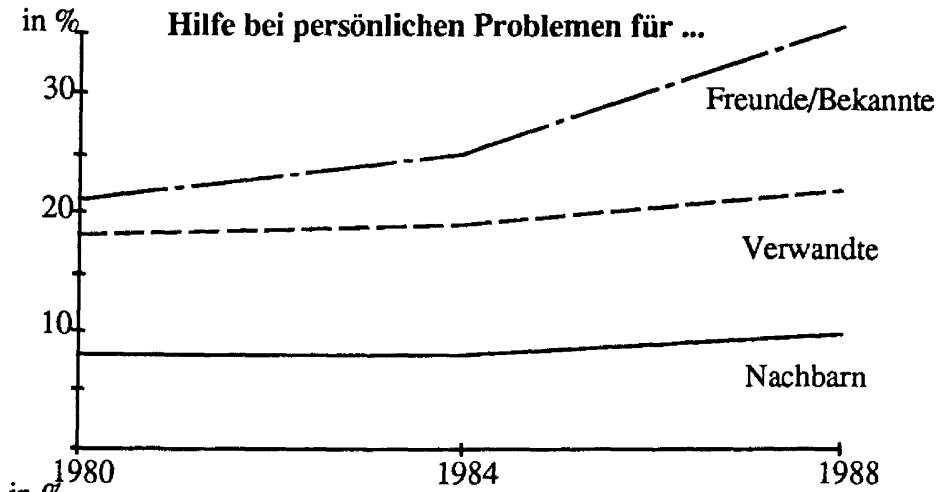
Tabelle 9.1: Freundschaftsbeziehungen in verschiedenen Bevölkerungsgruppen 1978, 1984 und 1988 (alle Angaben in Prozent)

Frage: "Haben Sie einen oder mehrere wirklich enge Freunde, ich meine außerhalb der Familie?"

	1978	1984	1988
Insgesamt	74	73	81
Männer	76	76	81
Frauen	72	72	81
<i>Alter</i>			
18-29 Jahre	89	89	93
30-44 Jahre	77	79	87
45-59 Jahre	70	71	79
60-74 Jahre	63	59	72
75 Jahre und älter	49	51	61
<i>Familienstand</i>			
ledig	90	89	91
verheiratet	74	72	82
mit Kleinkindern	81	80	89
mit Schulkindern	77	76	85
verwitwet	67	66	68
geschieden	64	65	78
<i>Subjektive Schichteinstufung</i>			
Arbeiterschicht	63	63	71
Mittelschicht	78	78	85
Obere Mittel-/Oberschicht	84	88	87
<i>Schulabschluß</i>			
Volksschule/ohne Abschluß	67	68	76
Mittlere Reife	81	82	87
(Fach-) Abitur	86	88	91

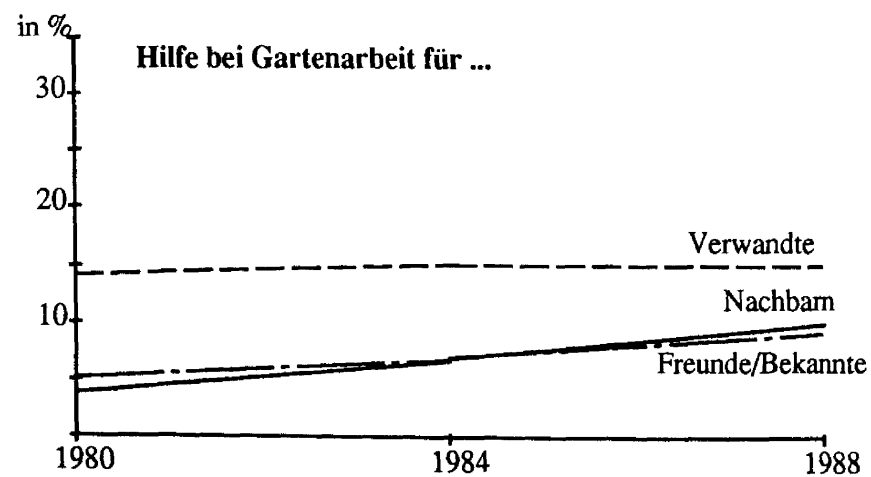
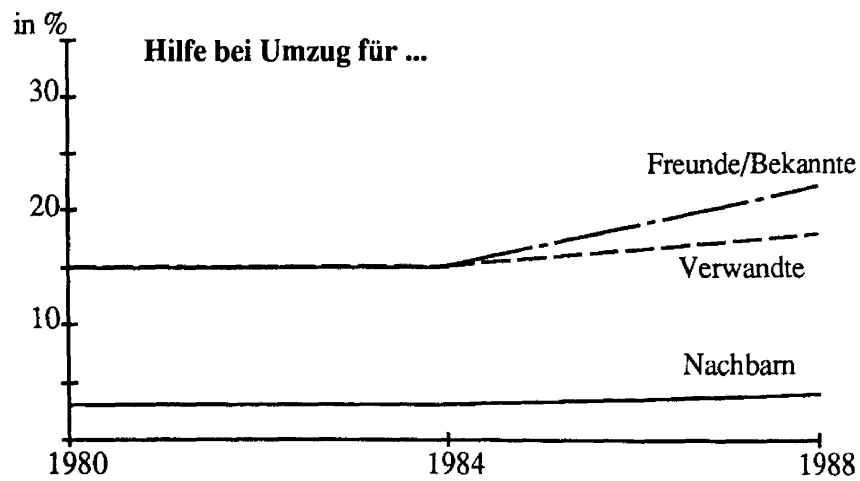
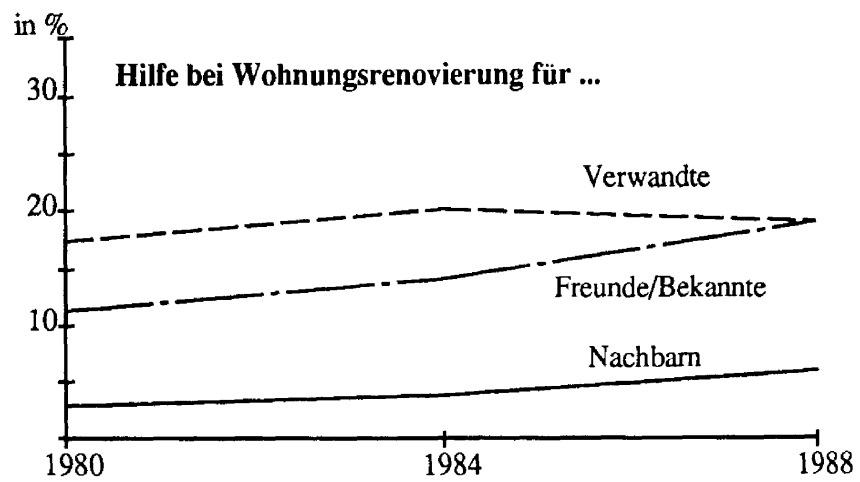
Datenbasis: Wohlfahrtssurveys 1978, 1984, 1988

Schaubild 9.2a: Entwicklung ausgewählter persönlicher Hilfeleistungen 1980 - 1988



Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1980, 1984 und 1988

Schaubild 9.2b: Entwicklung güterbezogener Hilfeleistungen 1980 bis 1988



Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1980, 1984 und 1988

Mit Trendaussagen sollte man auch vorsichtig sein, weil lediglich drei Meßzeitpunkte vorliegen.⁸⁵ Angesichts der Größenordnung der Veränderungen sind die Zweifel hinsichtlich der Richtung eines Trends jedoch gering: Er geht in Richtung einer Zunahme haushaltsübergreifender Unterstützungspotentiale, und zwar vor allem zwischen Nichtverwandten. Für eine solche Entwicklung lassen sich auch theoretisch plausible Erwägungen ins Feld führen. Eine mögliche - wenn auch keine zwingende - Interpretation wäre, daß es sich um Versuche handelt, sich auf der Basis direkter Reziprozitätsverhältnisse eine Erwartbarkeit von Hilfe zu schaffen. Dies geschieht, indem sie durch eigene Hilfeleistungen quasi verdient und damit einklagbar wird (vgl. z.B. Gouldner 1960, Ekeh 1974). Gerade dann, wenn "zugeschriebene" Sozialbeziehungen und der damit verbundene Mechanismus "aufgeschobener Reziprozität" (Antonucci 1986) weniger erwartbar bzw. kalkulierbar werden, ist eine solche Strategie angemessen. Um solche Überlegungen auszulösen, muß es nicht bereits zu einem faktischen Zusammenbruch familialer Solidarität gekommen sein. Es kann bereits genügen, wenn subjektiv nicht mehr die Erwartbarkeit gegeben ist, daß dieses System normativer Hilfeverpflichtungen auch weiterhin, in die nähere Zukunft hinein, bestehen bzw. funktionieren wird.

Faßt man die skizzierten Entwicklungen im Bereich von Freundschaftskontakten und Hilfebeziehungen zusammen, so haben sich in den achtziger Jahren keine eindeutigen, dramatischen Veränderungen feststellen lassen. Gleichwohl weisen die sich abzeichnenden Entwicklungen übereinstimmend darauf hin, daß nichtverwandtschaftliche Beziehungen im Vergleich zu verwandtschaftlichen relativ an Bedeutung gewinnen. Dieser Trend verläuft quer durch alle Bevölkerungsgruppen, wobei jedoch die traditionell eher verwandtschaftlich orientierten Gruppen die stärksten Zuwachsraten zu verzeichnen haben. Man könnte sagen, daß sie sich von einer *alleinigen* Einbindung in die Verwandtschaft emanzipieren, ohne sich damit von jener abzuwenden.

⁸⁵ Dagegen liegt eine andere mögliche Fehlerquelle, nämlich ungleiche Randverteilungen wesentlicher Einflußfaktoren in den vier Befragungsstichproben, nicht in einem Ausmaß vor, das solche Unterschiede zwischen den Befragungszeitpunkten hervorrufen könnte.

10. Zusammenfassung und Schlußfolgerungen

Abschließend stellt sich die Frage, inwiefern sich die theoretischen Überlegungen und empirischen Analysen zu einer Gesamteinschätzung verdichten lassen, die ein Urteil zu der eingangs dargestellten Kontroverse zwischen den beiden Thesen eines "Verlusts an Gemeinschaft" versus einer "Liberalisierung von Gemeinschaft" zuläßt. Zwar konnten nicht alle Komponenten der Gemeinschafts-Diskussion berücksichtigt werden, und eine abschließende Beurteilung wird auch dadurch erschwert, daß die präsentierten Ergebnisse, trotz der Vielzahl der verwendeten Indikatoren, den Komplex der sozialen Unterstützung nur in Ausschnitten beleuchten konnten und der Komplex der sozialen Unterstützung selbst wiederum nur einen - wenn auch den wohl wesentlichsten - Teilbereich der gesamten Bedeutung unserer informellen Beziehungen darstellt. Trotz dieser Einschränkungen lassen sich in der Zusammenschau der theoretischen Überlegungen und empirischen Befunde einige eindeutige und m.E. bemerkenswerte Aussagen treffen, die beide Thesen in einem differenzierteren Licht erscheinen lassen. Dabei hat sich erwiesen, daß sowohl das Netzwerk- als auch das Unterstützungskonzept für eine Überprüfung dieser Thesen angemessenere Sichtweisen darstellen als die alleinige, vorurteilsbeladene Unterscheidung von Haushalts- und Familienformen.

Als erstes ist festzuhalten, daß die Analysen in ihrer Gesamtheit ein vielschichtigeres Bild vermitteln, als es einzelne Schlagworte wie "Individualisierung" oder "Pluralisierung" suggerieren oder die eingangs einander gegenübergestellten Thesen glauben machen wollen. Apokalyptische Schreckensvisionen einer vereinsamten Masse sozial isolierter Einzel-Individuen finden in ihnen ebenso wenig eine Bestätigung wie beruhigende Vorstellungen einer Gesellschaft, in der die Pluralität von Lebensformen und Netzwerkmustern nahtlos einer Vielfalt von Ansprüchen und Bedürfnissen unterschiedlicher Persönlichkeiten und Bevölkerungsgruppen entspricht.

In der Gesamtschau der verschiedenen empirischen Kapitel zeigt sich, daß die traditionellen, konventionellen Lebensformen in der Querschnittsbetrachtung - immer noch - einen viel größeren Stellenwert einnehmen, als es in vielen Darstellungen zum Ausdruck kommt, die einseitig deren Auflösungserscheinungen in den Vordergrund stellen. Es haben sich aber auch einige eindeutige und ziemlich durchgängige Differenzierungen herauskristallisiert, die in ihrer Gesamtheit als *Pluralisierung von Beziehungsmustern mit Polarisierungstendenzen bei der Verteilung von Unterstützungsressourcen* bezeichnet werden können, und sie lassen sich gut mit einigen der im ersten Kapitel vorgebrachten theoretischen Argu-

mente in Einklang bringen. Eine eindeutige Entscheidung pro oder contra eine der beiden Ausgangsthesen läßt sich daraus allerdings nicht ableiten, denn einige der Hinweise und Argumente verweisen auf die These eines Gemeinschaftsverlusts, andere auf die These einer Liberalisierung von Gemeinschaft. Unterstützungsbeziehungen haben sich jedenfalls als durchaus knappes und ungleich verteiltes Gut erwiesen. Sie sind nicht selbstverständlich vorhanden und für alle gewährleistet, sondern ihr Umfang weist sowohl zwischen als auch innerhalb definierter Bevölkerungsgruppen erhebliche Varianzen auf.

Diese Unterschiede verweisen auf ein theoretisches Argument, das für die These eines Gemeinschaftsverlusts eine grundlegende, fast paradigmatische Bedeutung hat: Die entscheidende Komponente des Gemeinschaftsverlusts besteht darin, daß das einzelne Individuum beim Aufbau verlässlicher, stabiler Unterstützungsbeziehungen zunehmend auf sich selbst zurückgeworfen ist, daß es seine soziale Einbindung mehr selbst bewerkstelligen muß als in sie selbstverständlich hineinzuwachsen, und daß es auch zunehmend weniger solche verbindlichen Verhaltensmodelle wie die Ehe und die Familie gibt, die den Aufbau von Netzwerken anleiten und vorstrukturieren. Wenn aber die soziale Einbindung und der Aufbau von unterstützenden Beziehungen zu einer - mehr als vorher - individuell zu erbringenden Leistung wird, stellt sich auch die Frage, ob es in diesem Zusammenhang neben "Gewinnern", die die eigenen Kompetenzen zur freien Gestaltung adäquater Netzwerke nutzen können, auch "Verlierer"-Gruppen gibt. Für jene verbindet sich mit dem Wegfall von Gewißheiten nicht nur ein Verschwinden einengender und störender Einschränkungen; für sie bedeutet es vor allem ein Verlust von Geborgenheit und stabilisierenden Bezügen. Es ist dann eine empirische Frage, in *welchem Umfang* dieser Verlust an Garantien zu defizitären Sozialbeziehungen innerhalb der Gesamtbevölkerung führt, und *welche Teile* der Bevölkerung in dieser Hinsicht als Risikogruppen zu bezeichnen sind. Bei diesem Untersuchungsinteresse läßt sich ohne große Mühe eine Analogie zu den Diskussionen um eine "Zweidrittelgesellschaft" herstellen, wie sie für den Bereich der Ungleichverteilung von materiellen Ressourcen geführt wird. Beide Male geht es im Kern um die Konsequenzen einer auf Konkurrenz und individuelle Leistungsfähigkeit gegründeten sozialen Organisationsweise für die Verteilung von Wohlfahrt innerhalb der Gesamtbevölkerung.

Was die Verfügbarkeit sozialer Unterstützung betrifft, befinden sich diejenigen Menschen, deren Lebenslauf dem traditionellen Familienzyklus folgt, im Durchschnitt auf der sichereren Seite. Dies gilt trotz der erwähnten Auflösungstendenzen, die längerfristige Investitionen in Familienbeziehungen über die Norm der direkten Reziprozität hinaus weniger berechenbar und mehr als vorher zum Risiko haben werden lassen. Dabei hat sich das alleinige Festmachen solcher familialen Lebenszusammenhänge an Haushaltszugehörigkeiten bzw. Haushalts-

typen als viel zu enger Maßstab für solche Solidaritäten erwiesen. Insbesondere Eltern und Kinder leben, auch nach dem Auszug der Kinder aus dem Elternhaus, räumlich meist nicht weit voneinander entfernt, halten regelmäßigen und regen Besuchskontakt miteinander und spielen füreinander eine herausragende Rolle als Rückhalt in verschiedenen alltäglichen und Notsituationen. Offensichtlich weisen Eltern-Kind-Beziehungen ein besonders hohes Maß an Verlässlichkeit auf, was als ein Ergebnis der Verkleinerung von Verwandtschaftsnetzwerken und der "Vertikalisierung der Mehrgenerationenfamilie" auch vermutet worden war (vg. Kap. 1.2). Besonders innerhalb der engeren Verwandtschaft und bei Partnerbeziehungen ließen sich Anzeichen für die Wirksamkeit eines Prinzips der sogenannten "aufgeschobenen Reziprozität" feststellen, das besser als ein rigider, direkter "Wie-du-mir-so-ich-dir"-Austausch Spielräume für ein Solidaritätsverhalten bietet, das flexibel auf phasenweise wechselnde Bedürfnisse reagieren kann (vgl. Kapitel 3.5 und 7). Ledige Menschen mit schwachen Verwandtennetzwerken sind denn auch mehr als andere darauf angewiesen, die benötigte Unterstützung über direkt reziproke Austauschverhältnisse zu besorgen und sind deshalb besonders stark auf ihre eigene Leistungsfähigkeit als Hilfspender angewiesen (Kapitel 6.4).

Familiale Lebenszusammenhänge stellen jedoch keine heilen Inselwelten in einer aus den Fugen geratenen Welt bedrohter Solidaritäten dar. Ansatzweise ist nämlich auch die Schattenseite solcherart konzentrierter Hilfeerwartungen und -verpflichtungen sichtbar geworden: Gerade bei den zeitintensiven und anstrengenden sozialen Dienstleistungen geraten, aufgrund einer weiterhin bestehenden Arbeitsteilung innerhalb informeller Netzwerke, Mütter und Töchter schnell in fast exklusive Zuständigkeiten und Verpflichtungen, ohne daß von anderen Personen viel Entlastung zu erwarten wäre (Kapitel 8). Dieses Problem verschärft sich zusätzlich durch geringe Kinderzahlen, so daß sich diese Lasten auf immer weniger Töchter verteilen können. Solche Hilfeverpflichtungen kollidieren auch mit den Erwerbswünschen von Frauen: Hauptberuflich erwerbstätige Ehefrauen und Mütter zeigen zwar kein generell geringeres Engagement in Netzwerkhilfe als nichterwerbstätige, doch bilden hiervon die zeitintensiven Pflegeleistungen eine Ausnahme (Kapitel 6.1). Den älteren, hilfebedürftigen Menschen scheinen diese Belastungen zum Teil durchaus bewußt zu sein, und sie sind wohl willens, die Belastungen für ihre potentiellen Helfer in Grenzen zu halten und für sich sich möglichst lange die Vorstellung einer ausgeglichenen Hilfebilanz zu bewahren: Bei den Formen der Unterstützung, die auch mehr oder weniger problemlos auf dem Markt gekauft werden können - das betrifft insbesondere handwerkliche Hilfen -, wird Netzwerkhilfe deutlich seltener in Anspruch genommen als bei sozialen Dienstleistungen, für die es keine derartigen Markt-Äquivalente gibt (Kapitel 6.2).

Auch die sogenannten neuen und die nichtfamilialen Haushaltsformen lassen sich nicht einheitlich in eine Richtung bewerten, sondern müssen jede für sich betrachtet werden. Die *nichtehelichen Lebensgemeinschaften* haben sich, sofern die Partner im selben Haushalt zusammenwohnen, als überraschend "normal" erwiesen: Sie unterscheiden sich weder in ihrem partnerschaftlichen Hilfeverhalten noch bei einer Reihe von Unterstützungsleistungen für andere Personen von verheirateten Paaren. (Kapitel 5.1). Bei den anderen Haushaltsformen spielt das jeweilige Alter der Befragten eine entscheidende Rolle für die Einschätzung strukturell gleicher Haushaltsformen. So haben sich die jüngeren *alleinwohnenden Ledigen*, anders als es in ihrem "Single"-Image entsprechen würde, als einer der Leistungsträger im Austausch von Unterstützungsleistungen zwischen den Privathaushalten herausgestellt (Kapitel 6.1 und 6.3). *Geschiedene* und *Alleinerziehende* sind zwar selten sozial isoliert und ohne Ansprechpartner, doch ist die Decke der ihnen zur Verfügung stehenden Helfer vergleichsweise dünn und damit wohl auch krisenanfällig (Kapitel 6.2). Auch die jüngeren *kinderlosen Paare* unterschieden sich in ihren Kontakten, ihrem Hilfeverhalten und der ihnen zur Verfügung stehenden Unterstützung wenig von Elternpaaren gleichen Alters.

Mit den - zukünftig noch anwachsenden - Gruppen der *älteren Ledigen*, *kinderlos gebliebenen Paaren* und *Verwitweten* ließen sich jedoch - quer durch alle Kapitel - Gruppen identifizieren, die erhebliche Defizite an Kontakten und Unterstützungsbeziehungen aufweisen und diesbezüglich zum Teil dramatisch, d.h. mit einigem Abstand, schlechter gestellt sind sowohl im Vergleich zum Gesamtdurchschnitt als auch speziell im Vergleich zu ihren Altersgenossen in familialen oder nachfamilialen Lebensformen. Diese Defizite sind vor allem auf drei Faktoren zurückzuführen, die sich bei ihnen zum Teil bündeln: auf die mit zunehmendem Alter seltener werdenden engen Freundschaften, bei den Ledigen und Verwitweten zusätzlich auf den (meistens) fehlenden Lebenspartner, sowie auf das mit zunehmendem Alter austrocknende Potential enger Familien- bzw. Verwandtenbeziehungen, sofern die betreffenden Personen kinderlos geblieben sind, wobei das Problem der mit der Kinderlosigkeit fehlenden "Nachrücker" im Verwandtschaftssystem umso mehr ins Gewicht fällt, als dieses durch die oben erwähnte Vertikalisierung der Mehrgenerationenfamilie geprägt ist. Während also die Unterschiede in der Phase möglicher Familienbildungsprozesse, d.h. in verhältnismäßig jungen Jahren, ausgesprochen gering sind, werden im Alter das Vorhandensein eines Partners und auch von Kindern dann jedoch zu den wichtigsten Determinanten dafür, ob informelle Unterstützung in ausreichendem Maße zur Verfügung steht oder aber Einsamkeit droht. Gerade im Hinblick auf diese Gruppen muß also der Befund der Pluralisierung um den der Polarisierung ergänzt werden. In Bezug auf sie zeichnet sich durchaus die Gefahr einer Tendenz zu einer Art "Zweidrittelgesellschaft" ab - mit einem kleineren - aber tendenziell

steigenden - Teil der Bevölkerung, der massiv von sozialer Isolation, dem Empfinden von Einsamkeit und mangelnden Bewältigungsressourcen bedroht ist.

Diese Situation verschärft sich zusätzlich durch den Prozeß der Alterung der Gesellschaft, in dessen Verlauf der Anteil der alten und sehr alten Menschen an der Gesamtbevölkerung deutlich anwachsen wird. Hier erweisen sich die Hochbetagten als besonders prekäre Belastung für die informelle Selbstversorgungsfähigkeit der Gesellschaft, während die jüngeren Alten sich als noch erstaunlich leistungsfähige Bevölkerungsgruppe herausgestellt haben. Hochbetagte haben besonders wenig Kontakt zu engen Freunden (während Verwandtenkontakte ziemlich stabil bleiben), und vor allem sind sie kaum noch dazu in der Lage, sich selbst zu versorgen oder gar selbst noch für andere Menschen Hilfeleistungen zu erbringen. Sie sind deshalb derjenige Teil der Bevölkerung, der am stärksten auf solidarisches Verhalten jenseits von Reziprozitätserwartungen angewiesen sind.

Zwar erweisen die informellen Netzwerke als keineswegs unflexible Produzenten verschiedener Unterstützungsleistungen, in denen der Lebenspartner und verschiedene verwandte und nichtverwandte Personen jeweils auf ganz bestimmte Formen der Unterstützung festgelegt wären. So scheint sich eine Differenzierung in solche Bevölkerungskreise anzudeuten, die sich bei schwerwiegenden Problemen fast ausschließlich an den Ehepartner und an Verwandte wenden, und solche, die sich zumindest auch in erheblichem Maße auf nichtverwandtschaftliche Beziehungen stützen (Kapitel 8). Diese Flexibilität weist jedoch mehrere, ziemlich rigide Einschränkungen auf. Zum einen lassen sich für Freundes- und Verwandtenbeziehungen je spezifische Domänen ausmachen, wo sie offensichtlich nur begrenzt wechselseitig substituierbar sind. Verwandtenbeziehungen haben demnach vor allem bei längerfristigen und zeitlich und psychisch besonders belastenden Dienstleistungen wie der Pflege eine eindeutige Vorrangstellung. Freundschaften sind dagegen mehr die für die Bereitstellung positiver Beziehungsinhalte zuständig, d.h. für Geselligkeit, gemeinsame Unternehmungen, das Teilen gemeinsamer Freizeit-Interessen und die Vermittlung sozialer Anerkennung. *Eine ausreichende und sichere Basis für alle Formen der sozialen Unterstützung erhält man deshalb erst dann, wenn man über beide Arten von Beziehungen verfügt.* Und zum zweiten gibt es nur bescheidene Hinweise dafür, daß die traditionelle geschlechtsspezifische Arbeitsteilung innerhalb und außerhalb der Partnerbeziehung aufgebrochen wird: Männer sind primär für handwerkliche Hilfen zuständig, während Frauen immer noch vorwiegend die Gefühlsarbeit zu leisten haben, andererseits aber auch selbst mehr an emotionaler Unterstützung in ihren Beziehungen erwarten können. Männer sind in dieser Hinsicht sehr viel mehr auf die Zuwendung ihrer jeweiligen Lebenspartnerinnen angewiesen als umgekehrt die Frauen auf ihre Männer.

Die Auswirkungen des Verlusts von garantierten, quasi selbstverständlichen Mustern und Mechanismen der sozialen Einbindung und Unterstützung lassen sich nicht nur durch die Lokalisierung von Risikogruppen bei den genannten Lebensformen beschreiben. Die mit diesem Verlust verbundene Konsequenz, daß das einzelne Individuum zunehmend selbst seine soziale Integration und sein "Auffangnetz" konstruieren muß, kommt noch direkter in den multivariaten Analysen zum Kontakt- und Unterstützungsverhalten zum Ausdruck. Hier zeigt sich deutlich, daß nicht alle Menschen gleichermaßen dazu fähig und in der Lage sind. Demonstriert wird dieser Sachverhalt durch die starken Zusammenhänge zwischen dem Bildungsniveau, der Erwerbsbeteiligung und weiteren Aktivitäten einerseits und dem Eingebundensein in informelle Netzwerkhilfe andererseits. Die Polarisierungsthese kann also um den Befund erweitert werden, daß es in der Tat die allgemein gut ausgebildeten und aktiven Menschen sind, die auch am ehesten ihre soziale Einbindung bewerkstelligen können und in vielfältige Unterstützungsbeziehungen eingebettet sind. Anders herum gesehen bleiben die weniger aktiven und sozial kompetenten Menschen bei diesen Anforderungen zum Teil auf der Strecke - eine Bestätigung, daß Modernisierung und Individualisierung in dieser Hinsicht einen risikoträchtigen gesellschaftlichen Entwicklungspfad darstellen.

Läßt sich absehen, wohin die Reise in der nächsten Zukunft gehen wird? Das achte Kapitel hat dazu einige wenige Hinweise liefern können. Will man einen Blick in die nähere Zukunft wagen, so bleibt er aus vielerlei Gründen rein spekulativ, und es kann hier nur darum gehen, daß solche Spekulationen auf eine plausible Grundlage zurückgeführt werden können. Zunächst ist nach allen demographischen Modellrechnungen davon auszugehen, daß infolge der Geburtenentwicklung sowie der gestiegenen Lebenserwartung gerade die hier als Risikogruppen bezeichneten Lebensformen an Verbreitung zunehmen werden. Die Destandardisierung von Familie und Verwandtschaft als Institutionen wie als Gruppen wird weiter fortfahren, da für die Menschen, für die sie selbstverständliche, tradierte Gegebenheiten darstellen, zunehmend Generationen nachrücken werden, denen auch alternative Lebensentwürfe nicht fremd sind. Dennoch wäre es wohl übertrieben, daraus einen kommenden Untergang dieser Sozialsysteme abzuleiten. Die sowohl im theoretischen wie im empirischen Teil dieser Arbeit sichtbar gewordenen spezifischen Gratifikationen familial-verwandtschaftlicher Formen der sozialen Einbindung lassen vermuten, daß sie weiterhin für viele Menschen attraktive Verhaltensoptionen darstellen werden. Es zeichnet sich außerdem ab, daß die Zunahme von Freundschaftsbeziehungen einen gewissen Ausgleich für die teilweise Erosion vorgegebener Sozialbeziehungen schaffen können. Allerdings kann dies - zumindest unter heutigen Bedingungen - nicht auf eine vollständige Substitution verwandtschaftlicher Hilfeleistungen hinauslaufen, denn der Austausch sozialer Unterstützung folgt in verwandtschaftlichen und nichtverwandtschaftlichen Beziehungen nicht den gleichen Prinzipien. Besonders deutlich hat

sich dies bei der Pflege von Kranken und Behinderten gezeigt. Die insgesamt zunehmende Bedeutung enger Freundschaften scheint jedoch außer Zweifel zu stehen: Nicht nur sind Freundschaftsbeziehungen im Laufe der achtziger Jahre vor allem bei solchen Bevölkerungsgruppen häufiger geworden, die traditionell besonders verwandtschaftlich orientiert waren; auch die Bedeutung solcher Beziehungen als Aktivposten für den Austausch sozialer Unterstützung ist in allen Teilen der Bevölkerung gestiegen.

Die relative Bedeutung von verwandtschaftlichen und nichtverwandtschaftlichen Beziehungen kann sich auch unter dem Eindruck veränderter Kontextbedingungen verschieben. Die Vereinzelungsgefahr in den oben als Riskogruppen bezeichneten Lebensformen war hauptsächlich auf das Fehlen eines Lebenspartners und dem Fehlen von Kindern in höherem Alter begründet. Indirekt sind Ehepartner aber oft auch Anknüpfungspunkte für weitere Kontakte zu Verwandten und anderen Personen. Zu den förderlichsten Bedingungen für enge Beziehungen gehören gemeinsame Probleme, Lebensumstände, Lebenswelten und wahrgenommene Ähnlichkeiten. Das Leben außerhalb von Ehe und Elternschaft kann sich also zusätzlich negativ auf die Chancen der Netzbildung auswirken, wenn Ehe und Elternschaft für eine Alterskohorte die Norm sind. Dies ist bei den heute älteren Menschen der Fall, wird jedoch für zukünftige ältere Menschen nicht mehr im gleichen Umfang gelten. In dem Maße, in dem die "neuen" Lebensformen sich ausbreiten und selbst zunehmend "normal" werden, steigen auch die Anknüpfungspunkte für darauf basierende neue Formen der Gemeinschaftsbildung sowie die kollektiven Erfahrungen damit, wie man in diesen Lebensformen der Vereinzelungsgefahr entgegen kann. Auch wird es sich bei den zukünftigen älteren Menschen aller Voraussicht nach um Personen handeln, die im Durchschnitt besser ausgebildet und aktiver sind als ihre Vorgängergenerationen. Damit dürften sie auch mehr als diese über Kompetenzen zum eigenständigen Aufbau von Unterstützungsbeziehungen verfügen.

Die hier skizzierten Pluralisierungs- und Polarisierungstendenzen informeller Hilfpotentiale stellen auch eine Herausforderung an die Gesellschaftspolitik dar, die Angemessenheit ihres Instrumentarium zu überprüfen. Da solche Maßnahmen nicht Gegenstand der Untersuchungen waren, will ich mich mit Empfehlungen eher zurückhalten. Zum Abschluß möchte ich mich lediglich auf drei Hinweise beschränken, die sich m.E. aus den hier präsentierten Untersuchungen ableiten lassen. Der erste Hinweis betrifft die Notwendigkeit, die Belastungsfähigkeit von Familie als Unterstützungs- und Versorgungsgemeinschaft zu stärken, indem deren Schattenseiten minimiert werden, d.h. insbesondere: Die erheblichen Opportunitätskosten der Elternschaft müssen reduziert, und die mit der Unterstützungsbereitschaft der Familienmitglieder verbundenen Belastungen, die auf

wenigen Schultern ruhen, müssen konterkariert werden. Dies betrifft im Rahmen der vorherrschenden Arbeitsteilung innerhalb informeller Netzwerke vor allem die Optionen von Frauen.

Eine solche Strategie alleine würde jedoch den beschriebenen Polarisierungstendenzen nicht ausreichend entgegenwirken. Der zweite Hinweis bezieht sich deshalb auf den nicht in Familien eingebundenen Teil der - insbesondere älteren - Bevölkerung. Für ihn müssen innovative Lösungen gefunden werden, um Solidarität im Bereich nichtfamilialer Beziehungen über den direkten Austausch hinaus zu stärken und gegebenenfalls zusätzlich zu belohnen. Konzeptuell besteht die Herausforderung im (Er-) Finden von Lösungen, mit denen die Erwartbarkeit von Hilfe und die Möglichkeit "aufgeschobener" Reziprozität, wie sie innerhalb des Verwandtschaftssystems durch die Gegebenheit und Dauerhaftigkeit der Beziehungen gestützt werden, durch flankierende institutionelle Regelungen und Anreize für andere Sozialbeziehungen "nachgebaut" werden können. Solche Anreize könnten - beispielsweise - darin bestehen, daß man mit Pflegeleistungen für Freunde oder Nachbarn Anrechte erwirbt, selbst einmal von anderen Personen im Falle der Bedürftigkeit gepflegt zu werden.

Der dritte Hinweis betrifft schließlich die potentiellen Grenzen derartiger Strategien. Bei solchen Versuchen besteht die Gefahr, die Differenziertheit sozialer Netzwerke im Hinblick auf die Leistung verschiedener Formen der sozialen Unterstützung aufzuheben und damit gerade eine Grundlage für deren Leistungsfähigkeit insgesamt zu untergraben. Die Vermittlung eines Geborgenheitsgefühls beispielsweise stellt zum Teil andere Voraussetzungen an die Gestalt von Sozialbeziehungen als die Vermittlung sozialer Anerkennung oder die Versorgung mit Informationen oder handwerklicher Hilfe. Versucht man die Austauschmuster in verschiedenen Teilssegmenten des sozialen Netzwerks zu vereinheitlichen, könnte man also bald an innere Grenzen der Leistungsfähigkeit informeller Unterstützungsnetze geraten.

Literatur

- Albrecht, T.L./Adelman, M.B.: Communicating social support. Beverly Hills et al.: Sage, 1987.
- Alcalay, R.: Health and social support networks: A case for improving interpersonal communication. In: *Social Networks* 5, 1983, S. 71-88.
- Aldrich, H.: The origins and persistence of social networks. A comment. In: Marsden, P.V./Lin, N. (eds.), *Social structure and network analysis*. Beverly Hills et al.: Sage, 1982, S. 281-293.
- Allan, G.: Informal networks of care: Issues raised by Barclay. In: *British Journal of Social Work* 13, 1984, S. 417-433.
- Allardt, E.: About dimensions of welfare. Research Group for Comparative Sociology, Research Report No. 1. University of Helsinki, 1973.
- Alwin, D.F./Converse, P.E./Martin, S.E.: Living arrangements and social integration. In: *Journal of Marriage and the Family*, 1985, S. 319-334.
- Amemiya, T.: Qualitative response models: A survey. In: *Journal of Economic Literature* 19, 1981, S. 1483-1536.
- American Association of Retired Persons AARP (ed.), *Miles away and still caring*, 1986.
- American Association of Retired Persons AARP (ed.), *On being alone. AARP Guide for widowed persons*, 1987.
- Anderson, J.G./Jay, S. J.: The diffusion of medical technology: Social network analysis and policy research. In: *The Sociological Quarterly* 26, 1985, S. 49-64.
- Antonovsky, A.: *Health, stress, and coping*. San Francisco/New York/London: Jossey Bass, 1979.
- Antonucci, T.C.: Personal characteristics, social support, and social behavior. In: Shanas, C./Binstock, R.H. (eds.), *Handbook of aging and social science*. Horthcom, 1983, S. 94-128.
- Antonucci, T.C.: Personal characteristics, social networks and social behavior. In: Binstock, R.H./Shanas, E. (eds.), *Handbook of aging and the social sciences* (2nd ed.), New York: Van Nostrand Reinhold, 1985, S. 94-128.
- Antonucci, T.C./Depner, C.E.: Social support and informal helping relationships. In: Wills, T.A. (ed.), *Basic processes in helping relationships*. New York: Academic Press, 1982, S. 233-254.
- Antonucci, T.C./Israel, B.A.: Veridicality of social support: A comparison of principal and network members' responses. In: *Journal of Consulting and Clinical Psychology* 54, 1986, S. 432-437.
- Antonucci, T.C./Jackson, J.S.: Successful aging and life course reciprocity. Paper presented at the Second European Conference on Developmental Psychology, Rome, 1986 (Manuskript).
- Antonucci, T.C./Jackson, J.S.: Social support, interpersonal efficacy, and health: A life course perspective. In: Carstensen, L./Edelstein, B.A. (eds.), *Handbook of Clinical Gerontology*. New York, 1986.

- Argyle, M./Henderson, M.: The rules of relationships. In: Duck, S./Perlman, D. (eds.), *Understanding personal relationships*. London/Beverly Hills et al.: Sage, 1985, S. 63-84.
- Badura, B.(Hg.): *Soziale Unterstützung und chronische Krankheit. Zum Stand sozial-epidemiologischer Forschung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1981.
- Badura, B.: Zur sozialepidemiologischen Bedeutung sozialer Bindung und Unterstützung. In: Badura, B. (Hg.), *Soziale Unterstützung und chronische Krankheit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1981, S. 13-39.
- Badura, B.: Zur Soziologie der Krankheitsbewältigung. Oder: Das emotionale Defizit soziologischer Handlungstheorie. In: *Zeitschrift für Soziologie* 14, 1985, S. 339-348.
- Badura, B.: Krankheitsbewältigung als psychosozialer Prozeß. In: Badura, B./Kaufhold, G./Lehmann, H./Pfaff, H./Schott, T./Waltz, M., *Leben mit dem Herzinfarkt*. Berlin/Heidelberg/New York: Springer, 1987, S. 7-32.
- Badura, B./Gross, P.: *Sozialpolitische Perspektiven*. München, 1976.
- Badura, B./Kaufhold, G./Lehmann, H./Pfaff, H./Schott, T./Waltz, M.: *Leben mit dem Herzinfarkt. Eine sozialepidemiologische Studie*. Berlin/Heidelberg/New York: Springer, 1987.
- Badura, B./Pfaff, H.: Stress, ein Modernisierungsrisiko? In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 41, 1989, S. 644-668.
- Badura, B. et al.: Soziale Unterstützung und Krankheitsbewältigung - Neue Ergebnisse aus der Oldenburger Longitudinalstudie 4 1/2 Jahre nach dem Erstinfarkt. In: *Psychotherapie Psychosomatik Medizinische Psychologie* 38, 1988, S. 1-58.
- Bahrndt, H.P.: *Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau*. Hamburg, 1961.
- Baldassare, M.: The effects of household density on subgroups. In: *American Sociological Review* 45, 1981, S. 110-118.
- Ballmer-Cao, T.-H./Höpflinger, F.: Gesellschaftliche Emanzipationsprozesse und Geburtenentwicklung. Ein theoretischer Essay. In: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie/Revue suisse de sociologie* 12, 1986, Sonderheft: Industriegesellschaft - Ende einer Epoche? Fakten, Analysen, Perspektiven, S. 103-134.
- Bandura, A.: Self-efficacy mechanisms in human agency. In: *American Psychologist* 37, 1982, S. 122-147.
- Bandura, A.: *Social foundations of thought and action*. Englewood Cliffs, 1986.
- Barnes, J.A.: Social networks. In: *Module 26. Reading (Mass.)*, 1972.
- Barnes, J.A.: Network analysis: Orienting notion, rigorous technique or substantive field of study ? In: Holland, P.W./Leinhardt, S. (eds.), *Perspectives on social network research*. Orlando et al.: Academic Press, 1979, S. 403-423.
- Barrera, M.: A method for the assessment of social support networks in community survey research. In: *Connections* 3, 1980, S. 8-13.
- Barrera, M.: Social support in the adjustment of pregnant adolescents. In: Gottlieb, B.H. (ed.), *Social networks and social support*. Beverly Hills et al.: Sage, 1981, S. 69-97.
- Barrera, M.: Distinctions between social support concepts, measures, and models. In: *American Journal of Community Psychology* 14, 1986, S. 413-449.

- Barrera, M./Ainley, S.: The structure of social support: A conceptual and empirical analysis. In: *Journal of Community Psychology* 11, 1983, S. 133-143.
- Beck, U.: Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In: Kreckel, R. (Hg.), *Soziale Ungleichheiten. Sonderband 2 der Soziale Welt*. Göttingen: Schwartz, 1983, S. 35-74.
- Beck, U.: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1986.
- Beck-Gernsheim, E.: Familie im Modernisierungsprozeß. Zum historisch neuen Spannungsverhältnis zwischen Elternschaft und eigener Lebensgeschichte von Mann und Frau. In: Bolte, K.M./Treutner, E. (Hg.), *Subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie*. Frankfurt/New York: Campus, 1983, S. 270-292.
- Beck-Gernsheim, E.: Vom Geburtenrückgang zur neuen Mütterlichkeit? Über private und politische Interessen am Kind. Frankfurt a. M.: Fischer, 1984.
- Beck-Gernsheim, E.: *Die Kinderfrage. Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit*. München: Beck, 1988.
- Becker, U.: Frauenerwerbstätigkeit - Eine vergleichende Bestandsaufnahme. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament*, B 28/89, 1989, S. 22-33.
- Belle, D.: Social ties and social support. In: Belle, D. (ed.), *Lives in stress*. Beverly Hills et al.: Sage, 1982, S. 133-144.
- Bellah, R.N. et al.: *Gewohnheiten des Herzens*. Köln: Bund Verlag, 1987.
- Bengtson, V.L./Cutler, N.E./Mangen, D.J./Marshall, V.W.: Generations, cohorts, and relations between age groups. In: Binstock, R.H./Shanas, E. (eds.), *Handbook of aging and the social sciences*. New York: Van Nostrand Reinhold (2nd ed.), 1985, S. 304-338.
- Berger, J.: *Modernitätsbegriffe und Modernitätskritik in der Soziologie*. In: *Soziale Welt* 39, 1988, S. 224-235.
- Berger, P.L./Luckmann, T.: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a. M.: Fischer, 1970.
- Berkman, L.F./Syme, S.L.: Social networks, host resistance, and mortality. In: *American Journal of Epidemiology* 109, 1979, S. 186-204.
- Berkman, L.F./Breslow, L.: *Social networks and mortality risk. Health and way of living*. New York: Academic Press, 1983.
- Berkowitz, S.D.: *The network approach to social research*. Toronto: Butterworths, 1982.
- Bernard, H.R./Killworth, P.D./Sailor, L.: Summary of research on informant accuracy in network data, and on the reverse small world problem. In: *Connections* 4, 1981, S. 11-25.
- Bertram, H./Borrmann-Müller, R.: Individualisierung und Pluralisierung familialer Lebensformen. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament*, B13/88, 1988, S. 14-23.
- Beuys, B.: *Familienleben in Deutschland*. Reinbek: Rowohlt, 1980.
- Billings, A.G./Moos, R.H.: Work stress and the stress-buffering roles of work and family resources. In: *Journal of Occupational Behavior* 3, 1982, S. 215-232.
- Birg, H.: Die demographische Zeitenwende. In: *Spektrum der Wissenschaft*, Januar 1989, S. 40-49.

- Blau, P.M.: Exchange and power in social life. New York: John Wiley, 1964.
- Blau, P.M.: Interaction: Social exchange. In: Sills, D.L. (ed.), International Encyclopedia of the Social Sciences, Vol. 7. New York: The Free Press, 1968, S. 452-457.
- Blau, P.M. (ed.): Approaches to the study of social structure. London: Open Books, 1976.
- Blau, P.M.: Inequality and heterogeneity: A primitive theory of social structure. New York: Free Press, 1977.
- Blau, Zena S.: Structural constraints on friendships in old age. In: American Sociological Review 25, 1960, S. 429-439.
- Blumer, H.: Symbolic Interactionism. Berkeley, 1969.
- Boissevain, J.: An exploration of two first-order zones. In: Boissevain, J./Mitchell, J.C. (eds.), Network analysis. The Hague: Mouton, 1973.
- Boissevain, J.: Friends of friends. Oxford, 1974.
- Bott, E.: Urban families: Conjugal roles and social networks. In: Human Relations 8, 1955, S. 345-383.
- Bott, E.: Family and social network. London (2nd ed.), 1971.
- Bourdieu, P.: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hg.), Soziale Ungleichheiten. Sonderband 2 der Soziale Welt. Göttingen: Schwartz, 1983, S. 183-198.
- Boyce, W.T.: Social support, family relations, and children. In: Cohen, S./Syme, L.S. (eds.), Social support and health. Orlando et al.: Academic Press, 1985, S. 151-173.
- Bradburn, N.M.: The structure of well-being. Chicago: Aldine, 1969.
- Breitkopf, H.: Gesundheitsselbsthilfe im Haushalt: Beschreibung und Interpretation individueller und haushaltsinterner Laienaktivitäten. In: Grunow, D. u.a. (Hg.), Gesundheitsselbsthilfe im Alltag. Stuttgart, 1983.
- Bronfenbrenner, U.: The ecology of human development: Experiments by nature and design. Cambridge (Mass.), 1979.
- Brown, G.W./Harris, T.: Social origins of depression. New York: Free Press, 1978.
- Brownell, A./Shumaker, S.A.: Social support: An introduction to a complex phenomenon. In: Shumaker, S.A./Brownell, A. (eds.), Social support: New perspectives in theory, research, and intervention, part I: Theory and research. In: Journal of Social Issues 40, 1984, S. 1-9.
- Buchholz, W./Gmür, W./Höfer, R./Strauss, F.: Lebenswelt und Familienwirklichkeit. Studien zur Praxis der Familienberatung. Frankfurt a.M., 1984.
- Buhr, P./Strack, P./Strohmeier, K.P.: Lebenslage und Alltagsorganisation junger Familien in Nordrhein-Westfalen. Regionale Unterschiede und Veränderungen im Zeitverlauf. IBS-Materialien Nr. 26. Bielefeld, 1987.
- Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung: Familienbildung in der Bundesrepublik Deutschland. Stichtagsergebnisse. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Heft 54. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, 1987.
- Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung: Familienbildung in der Bundesrepublik Deutschland. Methodische Aufbereitung und Basisdaten über ausgewählte Themenkomplexe (eingeschränkte Panelanalyse). Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Heft 55. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, 1988.

- Burda, P.C./Vaux, A./Schill, T.: Social support resources: Variation across sex and sex roles. In: *Personality and Social Psychology Bulletin* 10, 1984, S. 119-126.
- Burgess, R. L.: Relationships in marriage and the family. In: Duck, S./Perlman, D. (eds.), *Understanding personal relationships*. London/Beverly Hills et al./New Delhi: Sage, 1985, S. 179-203.
- Burkart, G./Fietze, B./Kohli, M.: Liebe, Ehe, Elternschaft. Eine qualitative Untersuchung über den Bedeutungswandel von Paarbeziehungen und seine demographischen Konsequenzen. *Materialien zur Bevölkerungswissenschaft Band 60*. Herausgegeben vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung. Wiesbaden, 1989.
- Burke, R.J./Weir, T.: Marital helping relationships: The moderators between stress and well-being. In: *Journal of Psychology* 95, 1977, S. 121-130.
- Burt, R.S.: *Toward a structural theory of action: Network models of social structure, perception and action*. New York: Academic Press, 1982.
- Burt, R.S.: Distinguishing relational contents. In: Burt, R.S./Minor, M.J. (eds.), *Applied network analysis*. Beverley Hills u.a.: Sage, 1983, S. 35-74.
- Burt, R.S.: Network items and the general social survey. In: *Social Networks* 6, 1984, S. 293-339.
- Burt, R.S.: A note on strangers, friends and happiness. In: *Social Networks* 9, 1987, S. 311-331.
- Burt, R.S./Guilarte, M.G.: A note on scaling the general social survey network items response categories. In: *Social Networks* 8, 1986, S. 387-396.
- Burt, R.S./Minor, M.J. (eds.): *Applied Network Analysis*. Beverley Hills u.a.: Sage, 1983
- Campbell, A.: *The sense of well-being in America*. New York: McGraw-Hill, 1981.
- Campbell, K.E./Marsden, P.V./Hurlbert, J.S. : Social resources and socioeconomic status. In: *Social Networks* 8, 1986, S. 97-117.
- Cantor, M.H.: Neighbors and friends: An overlooked resource in the informal support system. In: *Research on Aging* 1, 1979, S. 434-463.
- Cantor, M.: Strain among caregivers: A study of experience in the United States. In: *The Gerontologist* 23, 1983, S. 597-604.
- Caplan, G.: The family as a support system. In: Caplan, G. (ed.), *Support systems and community mental health*. New York, 1974, S. 19-36.
- Caplan, G.: Social support, person-environment-fit, and coping. In: Ferman, L.A./Gordus, J.P. (eds.), *Mental health and the economy*. Kalamazoo (Mich.), 1979.
- Carveth, W.B./Gottlieb, B.H.: The measurement of social support and its relation to stress. In: *Canadian Journal of Behavioural Science* 11, 1979, S.179-188.
- Cassel, J.C.: The contribution of social environment to host resistance. In: *American Journal of Epidemiology* 104, 1976, S. 107-123.
- Chown, S.M.: Friendship in old age. In: Duck, S./Perlman, D. (eds.), *Personal relationships 2: Developing personal relationships*. Beverly Hills et al.: Sage, 1985, S. 231-249.
- Christie, V.: Poverty, social contact and social class. In: *Acta Sociologica* 19, 1979, S. 375-386.
- Clark, M.S./Mills, J.: Interpersonal attraction in exchange and communal relationships. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 37, 1979, S. 12-24.

- Cobb, S./Jones, J.M.: Social support, support groups and marital relationships. In: Duck, S./Perlman, D. (eds.), *Personal relationships 5: Repairing personal relationships*. London/Beverly Hills et al.: Sage, 1984, S. 47-66.
- Cobb, S.: Social support as a moderator of life stress. In: *Psychosomatic Medicine* 38, 1976, S. 300-314.
- Cohen, S./Syme, S.L.: Issues in the study and application of social support. In: Cohen, S./Syme, L.S. (eds.), *Social support and health*. Orlando et al.: Academic Press, 1985, S. 3-22.
- Cohen, S./McKay, G.: Social support, stress, and the buffering hypothesis: A theoretical analysis. In: Baum, A./Taylor, S.E./Singer, J.E. (eds.), *Handbook of psychology and health. Social psychological aspects of health*, Vol. 4. Hillsdale (N.J.), 1984, S. 253-267.
- Cohen, S./Wills, T.A.: Stress, social support, and the buffering hypothesis. In: *Psychological Bulletin* 98, 1985, S. 310-337.
- Coleman, J.S.: Social theory, social research, and a theory of action. In: *American Journal of Sociology* 91, 1986, S. 1309-1335.
- Collins, A.H.: Natural delivery systems: Accessible sources of power for mental health. In: *American Journal of Orthopsychiatry* 4, 1973, S. 46-52.
- Collins, R.: On the micro-foundations of macro-sociology. In: *American Journal of Sociology* 86, 1981, S. 984-1014.
- Cook, K.S.: Power, equity, and commitment in exchange networks. In: *American Sociological Review* 43, 1978, S. 721-739.
- Cook, K.S.: Network structures from an exchange perspective. In: Marsden, P.V./Lin, N. (eds.), *Social structure and network analysis*. Beverly Hills et al.: Sage, 1982, S. 177-199.
- Craven, P./Wellman, B.: The network city. In: *Sociological Inquiry* 43, 1973, S.57-88.
- Dahrendorf, R.: *Lebenschancen. Anläufe zur sozialen und politischen Theorie*. Frankfurt a.M., 1979.
- Datenreport 1989. Herausgegeben vom Statistischen Bundesamt in Zusammenarbeit mit dem Sonderforschungsbereich 3 der Universitäten Frankfurt und Mannheim. Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Band 280. Stuttgart: Verlag Bonn aktuell, 1989.
- D'Augelli, A.R.: Social support networks in mental health. In: Whittaker, J.K./Garbarino, J. (eds.), *Social support networks*, New York, 1983, S. 71-106.
- Davis, K.E./Todd, J.M.: Assessing friendship: Prototypes paradigm cases and relationship description. In: Duck, S./Perlman, D. (eds.), *Understanding personal relationships*. Beverly Hills et al.: Sage, 1985, S. 17-38.
- Defares, P.B. et al.: Coping styles, social support and sex differences. In: Sarason, I.G./Sarason, B.R. (eds.), *Social support: Theory, research, and applications*. The Hague, 1985.
- Depner, C.E./Wetherington, E./Ingersoll-Dayton, B.: Social support: Methodological issues in design and measurement. In: Brownell, A./Shumaker, S.A. (eds.), *Social support: New perspectives in theory, research, and intervention, part I: Theory and research*. In: *Journal of Social Issues* 40, 1984, S. 37-54.
- Deutschmann, C.: Der "Betriebsclan". Der japanische Organisationstypus als Herausforderung an die soziologische Modernisierungstheorie. In: *Soziale Welt* 38, 1987, S. 133-147.

- Dickens, W.J./Perlman, D.: Friendship over the life-cycle. In: Duck, S. (ed.), *Personal relationships*. London et al.: Academic Press, 1981, S. 91-123.
- Diewald, M.: Sozialkontakte und Hilfebeziehungen in informellen Netzwerken. In: Glatzer, W./Berger-Schmitt, R. (Hg.): *Haushaltsproduktion und Netzwerkhilfe. Die alltäglichen Leistungen der Haushalte und Familien*. Frankfurt a.M., New York: Campus, 1986, S.51-84.
- Diewald, M.: Der Wandel von Lebensformen und seine Folgen für die soziale Integration. WZB papers P 89-104, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Berlin, 1989.
- DiMatteo, R./Hays, R.: Social support and serious illness. In: Gottlieb, B. (ed.), *Social networks and social support*. Beverly Hills et al.: Sage, 1981.
- Donald, C.A./Ware, J.E.: The measurement of social support. In: *Research in Community and Mental Health* 4, 1984, S. 325-370.
- Dooley, D./Catalano, R./Brownell, A.: The relation of economic conditions, social support, and life events to depression. In: *Journal of Community Psychology* 14, 1986, S. 103-119.
- Dooley, D.: Causal inference in the study of social support. In: S. Cohen/S.L. Syme (eds.), *Social support and health*. Orlando et al.: Academic Press, 1985, S. 109-125.
- Dowd, J.J.: Exchange rates and old people. In: *Journal of Gerontology* 35, 1980, S. 596-602.
- Dowd, J.J.: Beneficence and aged. In: *Journal of Gerontology* 39, 1984, S. 102-108.
- Duff, R.W./Hong, L.K.: Quality and quantity of social interactions in the life satisfaction of older Americans. In: *Sociology and Social Research* 66, 1981/82, S. 418-434.
- Durkheim, E.: *Der Selbstmord*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1973.
- Durkheim, E.: *Über die Teilung der sozialen Arbeit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1977.
- Eaton, W.W.: Life event, social support, and psychiatric symptoms: A reanalysis of the New Haven data. In: *Journal of Health and Social Behaviour* 19, 1978, S. 230-234.
- Ekeh, P.P.: *Social exchange theory: The two traditions*. Cambridge (Mass.): Harvard University Press, 1974.
- Emerson, R.M.: Exchange theory, part I: A psychological basis for social exchange. In: Berger, J./Zelditch, M./Anderson, B. (eds.), *Sociological theories in progress*, Vol. 2. Boston: Houghton-Mifflin, 1972a, S. 38-57.
- Emerson, R.M.: Exchange theory, part II: Exchange relations and networks. In: Berger, J./Zelditch, M./ Anderson, B. (eds.), *Sociological theories in progress*, Vol. 2. Boston: Houghton-Mifflin, 1972b, S. 58-87.
- Emerson, R.M.: Social exchange theory. *Annual Review of Sociology* 2, 1976, S. 335-362.
- Emerson, R.M.: Social exchange theory. In: Rosenberg, M./Turner, S. (eds.), *Social psychology. Sociological perspectives*. New York: Basic Books, 1981, S. 30-65.
- Erikson, R.: Social mooring - an aspect of welfare. In: *International Journal of Contemporary Sociology* 15, 1978, S. 145-162.
- Erikson, R./Aberg, R.: *Welfare in Transition. A survey of living conditions in Sweden 1868-1981*. Oxford: Clarendon Press, 1987.

- Evans, R.L./Northwood, L.K.: The utility of natural help relationships. In: *Social Science and Medicine* 13, 1979, S. 789-795.
- Fauser, R.: Zur Isolationsproblematik von Familien. Sozialisations-theoretische Überlegungen und empirische Befunde. München, 1982.
- Finch, J./Groves, B. (eds.): *A labour of love*. London: Routledge & Kegan Paul, 1983.
- Fischer, C.S.: Perspectives on community and personal relations. In: Fischer, C.S. et al.: *Networks and Places*. New York, 1977, S. 1-17.
- Fischer, C.S.: To dwell among friends. Personal networks in town and city. Chicago: The University of Chicago Press, 1982a.
- Fischer, C.S.: What Do We Mean by 'Friend'? An Inductive Study. In: *Social Networks* 3, 1982b, S.287-306
- Fischer, C.S./Phillips, S.L.: Who is alone? Social characteristics of people with small networks. In: Peplau, L.A./Perlman, D. (eds.), *Loneliness. A sourcebook of current theory, research and therapy*. New York u.a.: Wiley, 1982, S. 21-39.
- Fischer, C.S. et al.: *Networks and Places. Social relations in urban settings*. New York: Free Press, 1977.
- Fiske, M.: Tasks and crises of the second half of life and the interrelationship of commitment, coping and adaptation. In: Birren, J.E./Sloane, R.B. (eds.), *Handbook of mental health and aging*. Englewood Cliffs (New Jersey): Prentice Hall, 1980.
- Foa, U.G.: Interpersonal and economic resources. In: *Science* 171, 1981, S. 345-351.
- Franz, P.: Der 'Constrained Choice'-Ansatz als gemeinsamer Nenner individualistischer Ansätze in der Soziologie. Ein Vorschlag zur theoretischen Integration. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 38, 1986, S. 32-54.
- French, J.R./Rodgers, W./Cobb, S.: Adjustment as person-environment-fit. In: Coelho, G.V./Hamburg, D.A./Adams, J.E. (eds.), *Coping and adaptation*. New York: Basic Books, 1974, S. 316-333.
- Fuchs, W.: Jugendliche Statuspassage oder individualisierte Jugendbiographie? In: *Soziale Welt* 34, 1983, S. 341-371.
- Funch, D.P./Marshall, J.: The role of stress, social support and age in survival from breast cancer. In: *Journal of Psychosomatic Research* 27, 1983, S. 77-83.
- Gans, H.J.: Die ausgewogene Gemeinde. Homogenität oder Heterogenität in Wohngebieten. In: Herlyn, U. (Hg.), *Stadt- und Sozialstruktur*. München, 1974, S. 187-208.
- Gardner, R.A.: *Psychotherapy with children of divorce*. New York, 1976.
- Gecas, V.: The self-concept. In: *Annual Review of Sociology* 8, 1982, S. 1-33.
- Gerhards, J.: Soziologie der Emotionen. Ein Literaturbericht. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 38, 1986, S. 760-771.
- Gerhards, J.: *Soziologie der Emotionen*. Weinheim/München: Juventa, 1988.
- Gerhards, J.: Funktionale Differenzierung der Gesellschaft und Prozesse der Entdifferenzierung. Berlin, 1989 (Manuskript).
- Glatzer, W.: Haushaltsproduktion, wirtschaftliche Stagnation und sozialer Wandel. In: Glatzer, W./Berger-Schmitt, R. (Hg.), *Haushaltsproduktion und Netzwerk-hilfe*, Frankfurt a.M./New York: Campus, 1986, S. 9-50.

- Glatzer, W./Berger-Schmitt, R. (Hg.): Haushaltsproduktion und Netzwerkhilfe. Die alltäglichen Leistungen der Haushalte und Familien. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1986.
- Glatzer, W./Dörr, G./Hübinger, W./Prinz, K.: Haushaltstechnisierung und gesellschaftliche Arbeitsteilung. Zwischenbericht für die Deutsche Forschungsgemeinschaft. Frankfurt, 1990.
- Glatzer, W./Herget, H.: Ehe, Familie und Haushalt. In: Glatzer, W./Zapf, W.: Lebensqualität in der Bundesrepublik. Objektive Lebensbedingungen und subjektives Wohlbefinden. Frankfurt a.M./ New York: Campus, 1984, S.124-140.
- Glatzer, W./Zapf, W.: Lebensqualität: Meßmethoden und Datenquellen. In: Datenreport 1989, S. 367-375.
- Glick, P.C.: Updating the life cycle of the family. In: Journal of Marriage and the Family 39, 1977, S. 5-13.
- Gore, S.: The effect of social support in moderating the health consequences of unemployment. In: Journal of Health and Social Behavior 19, 1978, S. 157-165.
- Gore, S.: Social support and styles of coping with stress. In: Cohen, S./Syme, L.S. (eds.), Social support and health. Orlando et al.: Academic Press, 1985, S. 263-276.
- Gottlieb, B. H.: The development and application of a classification scheme of informal helping behaviours. In: Canadian Journal of Behavioural Science 10, 1978, S. 105-115.
- Gottlieb, B.H.: The primary group as supportive milieu: Applications to community psychology. In: American Journal of Community Psychology 7, 1979, S.469-480.
- Gottlieb, B. H.: Social networks and social support in community mental health. In: Gottlieb, B.H. (ed.), Social networks and social support. Beverly Hills et al.: Sage, 1981, S. 11-42.
- Gottlieb, B.H.: Social support as a focus for integrative research in psychology. In: American Psychologist 38, 1983, S. 278-287.
- Gottlieb, B.H.: Marshaling social support: The state of the art in research and practice. In: Gottlieb, B.H. (ed.), Marshaling social support. Formats, processes, and effects. Newbury Park (Ca.): Sage, 1988, S. 11-52.
- Gottlieb, B.H./Todd, D.M.: Characterizing and promoting social support in natural settings. In: Munoz, R./Snowden, L./Kelly, J. (eds.), Social and psychological research in community settings. San Francisco: Jossey Bass, 1979, S. 183-246.
- Gouldner, A.W.: The norm of reciprocity: A preliminary statement. In: American Sociological Review 25, 1960, S. 161-178.
- Gove, W.R./Hughes, M.: Possible causes of apparent sex differences in physical mental health: An empirical investigation. In: American Sociological Review 44, 1979, S. 126-146.
- Granovetter, M.: The strength of weak ties. In: American Journal of Sociology 78, 1973, S. 1360-1380.
- Granovetter, M.: The strength of weak ties. A network theory revisited. In: Leinhardt, S. (ed.), Social networks. A developing paradigm. New York/San Francisco/London 1977, S. 105-130.
- Granovetter, M.: The theory-gap in social network analysis. In: Holland, P.W./Leinhardt, S. (eds.), Perspectives on social network research. New York: Academic Press, 1979, S. 501-519.

- Greene, W.H.: LIMDEP, Version 5. Handbook, August 1988.
- Grunow, D. u.a.: Gesundheitsselbsthilfe im Alltag. Stuttgart, 1983.
- Haavio-Mannila, E.: Social linkages used by migrant and nonmigrant families in solving health, work and economic problems. In: *Acta Sociologica* 19, 1976, S. 325-350.
- Hagestad, G.O.: The family: Women and grandparents as kin-keepers. In: Pifer, A./Bronte, L. (eds.), *Our aging society. Paradox and promise*. New York/ London: Norton, 1986, S. 141-160.
- Hagestad, G.O./Neugarten, B.L.: Age and the life course. In: Binstock, R.H./Shanas, E. (eds.), *Handbook of aging and the social sciences* (2nd ed.). New York: Van Nostrand Reinhold, 1985, S. 35-53.
- Hall, A./Wellman, B.: Social networks and social support. In: Cohen, S./Syme, S.L. (eds.), *Social support and health*. New York: Academic Press, 1985, S. 23-41.
- Hamm, B.: *Betrifft: Nachbarschaft*. Düsseldorf, 1973.
- Hammer, M.: Explorations into the meaning of social network interview data. In: *Social Networks* 6, 1984, S. 341-371.
- Hammer, M.: Implications of behavioral and cognitive reciprocity in social network data. In: *Social Networks* 7, 1985, S. 189 - 201.
- Haring-Hidore, M./Stock, W.A.: Marital status and subjective well-being: A research synthesis. In: *Journal of Marriage and the Family* 47, 1985, S. 947-953.
- Heller, K.: The effects of social support: Prevention and treatment implications. In: Goldstein, A.P./Kanfer, F.H. (eds.), *Maximizing treatment gains: Transfer enhancement in psychotherapy*. New York: Academic Press, 1979, S. 353-382.
- Heller, K./Swindle, R.W.: Social networks, perceived social support, and coping with stress. In: Felner, R.D./Jason, L.A. et al. (eds.), *Preventive psychology*. New York: Pergamon Press, 1983, S. 87-103.
- Heller, K./Swindle, R.W./Dusenbury, L.: Component social support processes: Comments and integration. In: *Journal of Consulting and Clinical Psychology* 54, 1986, S.466-470.
- Henderson, S./Duncan-Jones, P./Byrne, D.G./Scott, R.: Measuring social relationships. The interview schedule for social interaction. In: *Psychological Medicine* 10, 1980, S.723-734.
- Henderson, S.: The significance of social relationships in the etiology of neurosis. In: Parkes, C.M./Stevenson-Hinde, J. (eds.), *The place of attachment in human behavior*. London/New York: Tavistock, 1982, S. 205-231.
- Herlyn, U. (Hg.): *Großstadtstrukturen und ungleiche Lebensbedingungen in der Bundesrepublik. Verteilung und Nutzung sozialer Infrastruktur*. Frankfurt/New York: Campus, 1980.
- Hess, B.B.: Friendship. In: Riley, M.W./Johnson, M./Foner, A. (eds.), *Aging and society*, Vol. 3. New York: Russell Sage, 1972, S. 357-393.
- Hinde, R. A.: The bases of science of interpersonal relationships. In: Duck, S./Perlman, D. (eds.), *Personal relationships 1: Studying personal relationships*. Beverly Hills et al.: Sage, 1985, S. 1-22.
- Hirsch, B.J.: Psychological dimensions of social networks: A multimethod analysis. In: *American Journal of Community Psychology* 7, 1979, S. 263-277.

- Hirsch, B.J.: Natural support systems and coping with major life changes. In: *American Journal of Community Psychology* 8, 1980, S. 159-172.
- Hirsch, B.J.: Social networks and the coping process. Creating personal communities. In: Gottlieb, B.H. (ed.): *Social networks and social support*. Beverly Hills et al.: Sage, 1981, S. 149-171.
- Höhn, C.: Der Familienzyklus - Zur Notwendigkeit einer Konzepterweiterung. Schriftenreihe des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung Band 12. Boppardt, 1982.
- Höllinger, F.: Familie und außerfamiliäre Netzwerke als Basis für soziale Beziehungen und Hilfeleistungen. In: Haller, M./Holm, K. (Hg.), *Werthaltungen und Lebensformen in Österreich. Ergebnisse des Sozialen Surveys 1986*. München/Wien: Oldenburg, 1987, S. 111-140.
- Höpflinger, F.: *Wandel der Familienbildung in Westeuropa*. Frankfurt/New York: Campus, 1987.
- Hoffmann-Nowotny, H.-J.: Auf dem Wege zur autistischen Gesellschaft? In: *Deutsche Gesellschaft für Bevölkerungswissenschaft (Hg.), Eheschließung und Familienbildung heute. Neuere Entwicklungen im In- und Ausland. Dokumentation der Jahrestagung 1980 der Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungswissenschaft*. Wiesbaden: Selbstverlag der Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungswissenschaft, 1980, S. 161-172.
- Hoffmann-Nowotny, H.-J.: The future of the family. In: *European Population Conference 1987: Issues and prospects*. Helsinki: Central Statistical Office of Finland, 1987, S. 113-200.
- Hoffmann-Nowotny, H.-J.: Ehe und Familie in der modernen Gesellschaft. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament* B13/88, 1988, S. 3-13.
- Hoffmeyer-Zlotnik, J.: Egozentrierte Netzwerke in Massenumfragen: Ein ZUMA-Methodenforschungsprojekt. In: *ZUMA-Nachrichten* Nr. 20, Mannheim, 1987, S. 37-43.
- Holahan, C.J./Spearly, J.L.: Coping and ecology: An integrative model for community psychology. In: *American Journal of Community Psychology* 8, 1980, S. 671-685.
- House, J.S.: *Work stress and social support*. Reading (Mass.): Addison-Wesley, 1981.
- House, J.S.: Social support and the quality and quantity of life. In: Andrews, F.M. (ed.), *Research on the quality of life*. Survey Research Center, Institute for Social Research, The University of Michigan, 1986, S. 253-269.
- House, J.S./Kahn, R.L.: Measures and concepts of social support. In: Cohen, S./Syme, S.L. (eds.), *Social support and health*. New York: Academic Press, 1985, S. 83-105.
- House, J.S./Robbins, C./Metzner, H.: The association of social relations and activities with mortality. In: *American Journal of Epidemiology* 116, 1982, S. 123-140.
- Hoyt, D.R./Babchuk, N.: Adult kinship networks: The selective formation of intimate ties with kin. In: *Social Forces* 62, 1983, S. 84-101.
- Hradil, S.: *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus*. Opladen: Leske und Budrich, 1987.
- Hughes, M./Gove, W.R.: Living alone, social integration, and mental health. In: *American Journal of Sociology* 87, 1981, S. 48-74.
- Huinink, J.: *Mehrebenensystem-Modelle in den Sozialwissenschaften*. Dissertation, Universität Bielefeld, 1986.

- Huinink, J.: Soziale Herkunft, Bildung und das Alter bei der Geburt des ersten Kindes. In: Zeitschrift für Soziologie 16, 1987, S. 367-384.
- Huinink, J.: Das zweite Kind. Sind wir auf dem Weg zur Ein-Kind-Familie? In: Zeitschrift für Soziologie 18, 1989, S. 192-207.
- Huinink, J./Mayer, K.U./Wagner, M.: Ehe und Familie im Wandel der Nachkriegszeit - ein kritischer Beitrag zur aktuellen Diskussion. Vortrag gehalten auf der Sitzung der Sektion Familien- und Jugendsoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Zürich im Oktober 1988. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (Manuskript).
- Hummell, H.J./Sodeur, W.: Interpersonelle Beziehungen und Netzwerkstruktur. Bericht über ein Projekt zur Analyse der Strukturentwicklung unter Studienanfängern. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 36, 1984, S. 494-510.
- Imlau, R./Leitner, U.: Forschungsbericht über das Unterhaltsrecht und die Sozial- und Jugendhilfe. Stuttgart, 1976.
- Jacobson, D.: Boundary maintainance in support networks. In: Social Networks 7, 1985, S. 341-351.
- Jackson, R.M.: Social structure and process in friendship choice. In: Fischer, C.S. et al., Networks and places. New York: Free Press, 1977, S. 59-78.
- Jacobs, J.: Tod und Leben amerikanischer Städte. Berlin, 1973.
- Janowitz, M.: The social control of the welfare state. Chicago, 1976.
- Joas, H.: Praktische Intersubjektivität. Die Entwicklung des Werkes von George Herbert Mead. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1980.
- Joas, H.: Das Risiko der Gegenwartsdiagnose. Besprechung von U. Beck: Risikogesellschaft. In: Soziologische Revue 11, 1988, S. 1-6.
- Johnson, E. C.: Structure and process: Agreement models for friendship formation. In: Social Networks 8, 1985, S. 257-306.
- Johnson, P.D./Mullins, L.C.: Growing old and lonely in different societies: Toward a comparative perspective. In: Journal of Cross-Cultural Gerontology 2, 1987, S. 257-275.
- Juster, F.T./Courant, P./Dow, G.K.: The theory and measurement of well-being: A suggested framework for accounting and analysis. In: Juster, F.T./Land, K.C. (eds.), Social accounting systems. New York/London: Academic Press, 1981, S. 23-94.
- Kähler, H.D.: Das Konzept des sozialen Netzwerks: Eine Einführung in die Literatur. In: Zeitschrift für Soziologie 14, 1975, S. 283-290.
- Kahn, R.L./Antonucci, T.C.: Convoys over the life course: Attachment, roles, and social support. In: Baltes, P.B./Brim, O. (eds.), Life-span development and behavior 3. London/Boston: Academic Press, 1980, S. 253-286.
- Kaplan, B.H./Cassel, H./Gore, S.: Social support and health. In: Medical Care 15, 1977, S. 47-58.
- Kasl, S.V.: Methodologies in stress and health: Past difficulties, present dilemmas, future directions. In: Kasl, S.V./Cooper, C.L. (eds.), Stress and health. Chichester, 1987, S. 307-118.
- Kasl, S.V./Cooper, C.L. (eds.): Stress and health. Chichester, 1987.

- Kasl, S.V./Wells, J.A.: Social support and health in the middle years: Work and the family. In: Cohen, S./Syme, L.S. (eds.), Social support and health. Orlando et al.: Academic Press, 1985, S. 175-198.
- Kaufmann, F.X.: Sicherheit als soziologisches und sozialpolitisches Problem. Untersuchungen zu einer Wertidee hochdifferenzierter Gesellschaften. Stuttgart (2.Aufl.), 1973.
- Kaufmann, F.X. (Hg.): Bürgernahe Sozialpolitik. Planung, Organisation und Vermittlung sozialer Leistungen auf lokaler Ebene. Frankfurt/New York: Campus, 1979.
- Kaufmann, F.X.: Sozialpolitik und Familie. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitschrift das Parlament B13/88, 1988a, S. 34-43.
- Kaufmann, F.-X.: Familie und Modernität. In: Lüscher, K./Schultheis, F./Wehrspaun, M. (Hg.), Die "postmoderne Familie". Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, 1988b, S. 391-415.
- Kaufmann, F.-X./Engelbert, A./Herlth, A./Meier, B./Strohmeier, K.P.: Netzwerkbeziehungen von Familien. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Sonderheft 17. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, 1989.
- Kerber, U.: Informelle Netzwerkhilfe und sozialstaatliche Unterstützung bei hilfebedürftigen Haushalten. In: Glatzer, W./Berger-Schmitt, R. (Hg.), Haushaltsproduktion und Netzwerkhilfe. Frankfurt/New York: Campus, 1986, S. 85-104.
- Kessler, R.C./Essex, M.: Marital status and depression: The role of coping resources. In: Social Forces 61, 1982, S. 484-507.
- Kessler, R.C./McLeod, J.D.: Social support and mental health in community samples. In: Cohen, S./Syme, L.S. (eds.), Social support and health. Orlando et al.: Academic Press, 1985, S. 219-240.
- Kessler, R.C./McLeod, J.D./Wetherington, E.: The costs of caring: A perspective on the relationship between sex and psychological distress. In: Sarason, I.G./Sarason, B.R. (eds.), Social support: Theory, practice, and applications. The Hague, 1985.
- Keupp, H.: Soziale Netzwerke. Eine Metapher des gesellschaftlichen Umbruchs? In: Keupp, H./Röhrle, B. (Hg.), Soziale Netzwerke. Frankfurt/New York: Campus, 1987, S. 11-53.
- Kiefl, W./Schmid, J.: Empirische Studien zum generativen Verhalten. Boppardt: Boldt, 1985.
- Kiesler, C.A.: Policy implications of research on social support and health. In: Cohen, S./Syme, L.S. (eds.), Social support and health. Orlando et al.: Academic Press, 1985, S. 347-364.
- Kiesler, S.B./Morgan, J.N./Oppenheimer, V.K. (eds.): Aging and social change. New York et al.: Academic Press, 1981.
- Klages, H.: Der Nachbarschaftsgedanke und die nachbarliche Wirklichkeit in der Großstadt. Köln u. Opladen, 1958.
- Knipscheer, K.: The quality of the relationship between the elderly people and their adult children. In: Garms-Homolová, V./Hoerning, E.M./Schaeffer, D. (eds.), Intergenerational relationships. Lewiston/Toronto: Hogrefe, 1984, S.90-102.
- Köcher, R.: Unterschätzte Funktionen der Familie. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament B13/88, 1988, S. 24-33.
- König, R.: Zwei Grundbegriffe der Familiensoziologie. Desintegration und Desorganisation der Familie. In: König, R. (Hg.), Materialien zur Soziologie der Familie (2. Aufl.). Köln, 1974, S. 55-87.

- Kohli, M.: Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37, 1985, S. 1-29.
- Kohli, M.: Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie. In: Brock, D. u.a. (Hg.), Subjektivität im gesellschaftlichen Wandel. München: Juventa, 1989, S. 249-278.
- Kühnel, S./Jagodzinski, W./Terwey, M.: Teilnehmen oder Boykottieren. Ein Anwendungsbeispiel der binären logistischen Regression mit SPSSx. In: ZA-Information 25, Köln: Zentralarchiv für empirische Sozialforschung, 1989, S. 44-75.
- Lang, S./Müller-Andritzky, M.: Gesundheit und soziale Integration. In: Glatzer, W./Zapf, W. (Hg.), Lebensqualität in der Bundesrepublik. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1984, S. 141-156.
- Lasch, C.: The minimal self. Psychic survival in troubled times. New York: Norton, 1984.
- Laumann, E.O.: Bonds of pluralism. New York, 1973.
- Lazarsfeld, P.F./Merton, R.K.: Friendship as a social process: A substantive and methodological analysis. In: Berger, M./Abel, T./Page, C.H. (eds.), Freedom and control in modern society. New York: Octagon Books, 1964, S. 18-66.
- Lazarus, R.S.: Stress and coping as factors in health and illness. In: Cohen, J./Cullen, J.W./Martin, L.R. (eds.), Psychosocial aspects of cancer. New York: Raven, 1982, S. 163-190.
- Lazarus, R.S./Folkman, S.: Stress, appraisal, and coping. New York: Springer, 1984.
- Leavy, R.L.: Social support and psychological disorder: A review. In: Journal of Community Psychology 11, 1983, S. 3-21.
- Lee, G.L.: Effects of social networks on the family. In: Burr, W./Hill, R./Nye, F.I./Reiss, I.L. (eds.), Contemporary theories about the family, Vol. I. New York: The Free Press, 1979, S. 27-55.
- Lee, G.L.: Kinship and social support of the elderly: The case of the United States. In: Ageing and Society, 5, 1985, S. 19-38.
- Lehr, U./Thomae, H. (Hg.): Formen seelischen Alterns. Ergebnisse der Bonner Gerontologischen Längsschnittstudie. Stuttgart: Enke, 1987.
- Lin, N.: Social resources and instrumental action. In: Marsden, P.V./Lin, N. (eds.), Social structure and network analysis. Beverly Hills et al.: Sage, 1982, S. 131-145.
- Lin, N.: Conceptualizing social support In: Lin, N./Dayton, P.W./Greenwald, P.: Social support, life events, and depression. New York: Academic Press, 1986, S. 17-30.
- Lin, N./Dayton, P.W./Greenwald, P.: Analyzing the instrumental use of relations in the context of social structure. In: Sociological Methods and Research 7, 1978, S. 149-167.
- Lin, N./Dean, A./Ensel, W.M. (eds.): Social support, life events, and depression. Orlando et al.: Academic Press, 1986.
- Lin N./Ensel, W.M./Vaughn, J.C.: Social resources and strength of ties: Structural factors in occupational status attainment. In: American Sociological Review 46, 1981, S. 393-405.
- Linde, H.: Theorie der säkularen Nachwuchsbeschränkung 1800 bis 2000. Frankfurt/New York: Campus, 1984.

- Lindenberg, S.: Individuelle Effekte, kollektive Phänomene und das Problem der Transformation. In: Eichner, K./Habermehl, W. (Hg.), Probleme der Erklärung sozialen Verhaltens. Meisenheim, 1977, S. 46-84.
- Litwak, E.: The use of extended family groups in the achievement of social goals: Some policy implications. In: Social Problems 7, 1959, S. 177-187.
- Litwak, E./Messerli, P.: Organizational theory, social supports, and mortality rates: A theoretical convergence. In: American Sociological Review 54, 1989, S. 49-66.
- Litwak, E./Szelenyi, I.: Primary group structures and their functions: Kin, neighbours, and friends. In: American Sociological Review 34, 1969, S. 465-481.
- Lowenthal, M./Haven, C.: Interaction and adaptation: Intimacy as a critical variable. In: American Sociological Review 33, 1968, S. 20-30.
- Lüscher, K./Stein, A.: Die Lebenssituation junger Familien - Die Sichtweise der Eltern. Konstanz: Universitäts-Verlag, 1985.
- Lüscher, K./Schultheis, F./Wehrspau, M. (Hg.): Die "postmoderne" Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit. Konstanz, Universitätsverlag, 1988.
- Luhmann, N.: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt, 1982.
- Luhmann, N.: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt, 1984.
- Mackensen, R.: Die Postmoderne als negative Utopie. Besprechung von U. Beck: Risikogesellschaft. In: Soziologische Revue 11, 1988, S. 6-12.
- Maddala, G.S.: Limited-dependent and qualitative variables in econometrics. Cambridge: Cambridge University Press, 1983.
- Malinowski, B.: Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien. Liebe, Ehe und Familienleben bei den Eingeborenen der Trobriand-Inseln, Britisch-Neuguinea. Frankfurt: Athenäum, 1983.
- Marris, P.: Attachment and society. In: Parkes, C.M./Stevenson-Hinde, J. (eds.), The place of attachment in human behavior. London/New York: Tavistock, 1982, S. 185-201.
- Marsella, A.J./Snyder, K.K.: Stress, social supports and schizophrenic disorders: Towards an interactional model. In: Schizophrenia Bulletin 7, 1981, S. 152-163.
- Marsden, P.V./Hurlbert, J.S.: Small networks and selectivity bias in the analysis of survey network data. In: Social Networks 9, 1987, S. 333-349.
- Marsden, P.V.: Brokerage behavior in restricted exchange networks. In: Marsden, P.V./Lin, N. (eds.), Social structure and network analysis. Beverly Hills et al.: Sage, 1982, S. 201-218.
- Maslow, A.: Motivation and personality. New York: Harper & Row, 1970.
- Mauss, M.: Die Gabe. Frankfurt: Suhrkamp, 1968 (1922).
- McCallister, L./Fischer, C.S.: A procedure for surveying personal networks. In: Burt, R.S./Minor, J. (eds.), Applied network analysis. Beverly Hills et al.: Sage, 1983, S. 75-88.
- McCarthy, B., Measuring relationship variables. In: Duck, S./Perlman, D. (eds.), Understanding personal relationships 1.: Studying personal relationships. Beverly Hills et al.: Sage, 1985, S. 32-47.
- McFadden, D.L.: Econometric analysis of qualitative response models. In: Griliches, Z./Intriligator, M.D. (eds.), Handbook of econometrics, Vol. II. Amsterdam/New York/Oxford: North-Holland, 1984, S. 1396-1447.

- McFarlane, A.H./Norman, G.R./Streiner, D.L./Roy, R.G.: Characteristics and correlates of effective and ineffective social supports. In: *Journal of Psychosomatic Research* 28, 1984, S. 501-510.
- McGuire, W.J.: Theory of the structure of human thought. In: Abelson, R.P./Aronson, E./McGuire, W.J./Newcomb, T.M./Rosenberg, M.J./Tannenbaum, P.H. (eds.), *Theories of cognitive consistency: A sourcebook*. Chicago: Rand McNally, 1968, S. 140-162.
- Meyer, S./Schulze, E.: Nichtehele Lebensgemeinschaften - Alternativen zur Ehe? In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 35, 1983, S. 735-754.
- Minkler, M.: Social support and health of the elderly. In: Cohen, S./Syme, S.L. (eds.), *Social support and health*. Orlando et al.: Academic Press, 1985, S. 199-215.
- Mitchell, J.C.: The concept and use of social networks. In: Mitchell, J.C. (ed.), *Social networks in urban situations. Analyses of personal relationships in central african towns*. Manchester: Manchester University Press, 1969, S. 1-50.
- Mitchell, R.E./Trickett, E.J.: Task force report: Social networks as mediators of social support. An analysis of the effects and determinants of social networks. In: *Community Mental Health Journal* 16, 1980, S. 27-44.
- Mitterauer, M./Sieder, R.: *Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie*. München, 1977.
- Molm, L.D./Wiggins, J.A.: A behavioral analysis of the dynamics of social exchange in the dyad. In: *Social Forces* 57, 1979, S. 1157-1179.
- Moos, R.H./Billings, A.G.: Conceptualizing and measuring coping resources and processes. In: Goldberger, L./Bresnitz, S. (eds.), *Handbook of stress*. New York: Free Press, 1982, S. 212-230.
- Moos, R.H./Mitchell, R.E.: Social network resources and adaptation: A conceptual framework. In: Wills, T.A. (ed.), *Basic processes in helping relationships*. New York: Free Press, 1982, S. 213-232.
- Morton, T.L./Douglas, M.A.: Growth of Relationships. In: Duck, S./Periman, D. (eds.), *Understanding personal relationships 2: Developing personal relationships*. Beverly Hills et al.: Sage, 1985, S. 3-26.
- Mueller, D.P.: Social networks: A promising direction for research on the relationship of the social environment to psychiatric disorder. In: *Social Science and Medicine* 14A, 1980, S. 147-161.
- Münch, R.: *Theorie des Handelns. Zur Rekonstruktion der Beiträge von Talcott Parsons, Emile Durkheim und Max Weber (2. Aufl.)*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1987.
- Nave-Herz, R.: Kontinuität und Wandel in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland. In: Nave-Herz, R. (Hg.), *Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland*. Stuttgart: Enke, 1988, S. 61-94.
- Neidhardt, F.: *Die Familie in Deutschland*. Opladen: Leske und Budrich, 1966.
- Nestmann, F.: *Die alltäglichen Helfer. Theorien sozialer Unterstützung und eine Untersuchung alltäglicher Helfer aus vier Dienstleistungsberufen*. Berlin/New York: de Gruyter, 1988.
- Neugarten, B.L./Datan, N.: Lebenslauf und Familienzyklus. Grundbegriffe und neue Forschungen. In: Rosenmayr, L. (Hg.), *Die menschlichen Lebensalter. Kontinuität und Krisen*. München, 1978, S. 165-188.

- Nichteheliche Lebensgemeinschaften in der Bundesrepublik Deutschland. Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit, Band 170. Stuttgart/Mainz: W. Kohlhammer.
- Nisbet, R.A.: *Community and power*. New York/Oxford: Oxford University Press, 1969.
- Ostner, I.: Die Interessen des Staates an der Familie sind nicht die Interessen der Frauen daran. In: Matthes, J. (Hg.), *Lebenswelt und soziale Probleme. Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages 1980*. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1981, S. 412-413.
- Oswald, H.: *Die überschätzte Stadt*. Olten/Freiburg, 1966.
- Pappi, F.U./ Wolf, G.: Wahrnehmung und Realität sozialer Netzwerke. Zuverlässigkeit und Gültigkeit der Angaben über beste Freunde im Interview. In: Meulemann, H./Reuband, K.-H. (Hg.), *Soziale Realität im Interview. Empirische Analysen methodischer Probleme*. Frankfurt, New York: Campus 1984, S. 281-300.
- Pappi, F.U./Melbeck, C.: "Die sozialen Beziehungen städtischer Bevölkerungen". In: J. Friedrichs (Hg.), *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 29 "Soziologische Stadtforschung"*, 1988. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1988, S. 223-250.
- Park, R.E.: Suggestion for the investigation of human behavior in the urban environment. In: Park, R.E./Burgess, E.W./McKenzie, R.D. (eds.), *The City*. Chicago, 1967 (1925).
- Parsons, T.: *The structure of social action*. New York: Free Press, 1937.
- Parsons, T.: The social structure of the family. In: Anshen, R.N. (ed.), *The family. Its functions and destiny*. New York, 1949, S. 173-201.
- Parsons, T.: Das Verwandtschaftssystem in den Vereinigten Staaten. In: Parsons, T.: *Soziologische Texte*. Neuwied: Luchterhand, 1964, S. 84-108.
- Pearlin, L.I.: Social structure and processes of social support. In: Cohen, S./Syme, L.S (eds.), *Social support and health*. Orlando et al.: Academic Press, 1985, S. 43-60.
- Pearlin, L.I./Johnson, J: Marital status, life strains, and depression. In: *American Sociological Review* 42, 1977, S. 704-715.
- Pearlin, L.I./Menaghan, E.G./Lieberman, M.A./Mullan, J.T.: The stress process. In: *Journal of Health and Social Behavior* 22, 1981, S. 337-356.
- Pearlin, L.I./Schooler, C.: The structure of coping. In: *Journal of Health and Social Behavior* 19, 1978, S. 2-21.
- Pearlin, L.I./Turner, H.A.: The family as a context of the stress process. In: Kasl, S.V./Cooper, C.L. (eds.): *Stress and health*. Chichester, 1987, S. 143-165.
- Perleth, B.: Das erste Kind. Erst-Elternschaft: Wie verändern sich soziale Beziehungen und welche Bedeutung haben sie?. In: *Blätter der Wohlfahrts-pflege* 11, 1988, S. 265-278.
- Perry, C.A.: *The neighborhood unit. Regional survey of New York and its environs*. New York, 1929.
- Peuckert, R.: Der soziale Wandel der Familienformen in der Bundesrepublik Deutschland seit der Nachkriegszeit. In: *Gegenwartskunde*, Heft 2/1989, S. 153-165.
- Pfaff, H.: *Streßbewältigung und soziale Unterstützung. Zur sozialen Regulierung individuellen Wohlbefindens*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag, 1989.
- Pfeil, E.: *Großstadtforschung*. Bremen, 1950.

- Pfeil, E.: Fremdheit und Nachbarschaft in der Großstadt. In: *Studium Generale* 8, 1955, S. 121-126.
- Pfeil, E.: Nachbarkreis und Verkehrskreis in der Großstadt. In: Ipsen, G. (Hg.), *Daseinsformen der Großstadt*. Tübingen, 1959, S. 158-225.
- Pfenning, A./Pfenning, U.: Egozentrierte Netzwerke: Verschiedene Instrumente - verschiedene Ergebnisse? In: *ZUMA-Nachrichten* Nr. 21, Mannheim, 1987, S. 64-78.
- Phillips, S.L./Fischer, C.S.: Measuring social support networks in general populations. In: Dohrenwend, B.S./Dohrenwend, B.P. (eds.), *Stressful life events and their contexts*. New York, 1981, S. 223-233.
- Pifer, A./Bronte, L.: Introduction: Squaring the pyramid. In: Pifer, A./Bronte, L. (eds.), *Our aging society. Paradox and promise*. New York/London: Norton, 1986, S. 3-13.
- Pilisuk, M./Froland, C.: Kinship, social networks, social support and health. In: *Social Sciences and Medicine* 12B, 1978, S. 273-280.
- Pinneau, S.R.Jr.: Effects of social support on occupational stresses and strains. Paper presented at the 84th Annual Convention of the American Psychological Association, 1976 (Manuskript).
- Pohl, K.: Wende oder Einstellungswandel. Heiratsabsichten und Kinderwunsch 18- bis 28jähriger Frauen 1978 und 1983. In: *Zeitschrift für Bevölkerungs-wissenschaft* 11, 1985, S. 89-110.
- Politser, P.E.: Network analysis and the logic of social support. In: Price, R.H./Politser, P.E. (eds.), *Evaluation and action in the social environment*. New York, 1980.
- Pool, I. de S./Kochen, M.: Contacts and influence. In: *Social Networks* 1, 1978, S. 5-51.
- Procidano, M.E./Heller, K.: Measures of perceived social support from friends and from family: Three validation studies. In: *American Journal of Community Psychology* 11, 1983, S.1-24.
- Pross, H. (Hg.): *Familie - wohin? Leistungen, Leistungsdefizite und Leistungswandlungen der Familie in hochindustrialisierten Gesellschaften*. Reinbek, 1979.
- Pross, H.: Familie und Frauenemanzipation. In: Pross, H./Lehr, U./Süssmuth, R. (Hg.), *Emanzipation und Familie*. Schriftenreihe der Niedersächsischen Landeszentrale für Politische Bildung. Hannover 1981, S. 5-29. 1981
- Reis, H.T.: Social interaction and well-being. In: Duck, S./Perlman, D. (eds.), *Understanding personal relationships 5: Repairing personal relationships*. Beverly Hills et al.: Sage, 1984, S. 21-45.
- Reisman, J.M.: Adult friendships. In: Duck, S./Perlman, D. (eds.), *Understanding personal relationships 2: Developing personal relationships*. Beverly Hills et al.: Sage, 1985, S. 205-230.
- Riley, M.W.: The family in an aging society. A matrix of latent relationships. In: *Journal of Family Issues* 4, 1983, S. 439-454.
- Röhrle, B.: Soziale Netzwerke und Unterstützung im Kontext der Psychologie. In: Keupp, H./Röhrle, B. (Hg.), *Soziale Netzwerke*. Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 54-108.
- Rogers, E.M.: *The diffusion of innovations*. New York: Free Press, 1962.
- Rosenbaum, H.: *Familie als Gegenstruktur zur Gesellschaft*. Stuttgart: Enke, 1978.
- Rosenberg, M.: *Conceiving the self*. New York: Basic Books, 1979.

- Rosenberg, M.: The self-concept: social product and social force. In: Rosenberg, M./Turner, R.M. (eds.), *Social psychology*. New York: Basic Books, 1981, S. 593-624.
- Rossi, A.S., Sex and gender in the aging society. In: Pifer, A./Bronte, L. (eds.), *Our aging society. Paradox and promise*. New York/London: Norton, 1986, S. 111-139.
- Rothenbacher, F.: Haushalts- und Familienstatistik im Deutschen Reich. In: Ders./Putz, F., *Die Haushalts- und Familienstatistik im Deutschen Reich und in der Bundesrepublik Deutschland. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft Band 51*. Wiesbaden, 1987, S. 5-80.
- Rothenbacher, F.: *Soziale Ungleichheit im Modernisierungsprozeß des 19. und 20. Jahrhunderts*. Frankfurt/New York: Campus, 1989.
- Rytina, S./Morgan, D.L.: The arithmetic of social relations: The interplay of category and network. In: *American Journal of Sociology* 88, 1982, S. 88-113.
- Sahlins, M.D.: On the sociology of primitive exchange. In: Banton, M. (ed.), *The relevance of models for social anthropology*. London: Tavistock, 1965.
- Sandhop, A.: *Familiale Übergänge im Wandel. Ausgewählte Arbeiten zum Wandel der deutschen Familie im 20. Jahrhundert. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Sonderheft 11*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, 1987.
- Sarason, I.G./Sarason, B.R.: Life changes, moderators of stress, and health. In: Baum, A./Taylor, S.E./Singer, J.E. (eds.), *Handbook of psychology and health, Vol. IV: Social psychological aspects of health*. Hillsdale/London: Lawrence Erlbaum Associates, 1984, S. 279-299.
- Sarason, S.B., et al.: *Human services and resource networks*. San Francisco/Washington/ London: Jossey Bass, 1977.
- Sarason, S.B.: Community psychology, networks, and Mr. Everyman. In: *American Psychologist*, May 1976, S.317-328.
- Schaefer, C./Coyne, J.C./Lazarus, R.S.: The health related functions of social support. In: *Journal of Behavioral Medicine*, 4, 1981, S. 381-406.
- Schelsky, H.: Das Auseinanderfallen von Öffentlichkeit und Intimsphäre. In: Dreitzel, H.P. (Hg.), *Sozialer Wandel, Zivilisation und Fortschritt als Kategorien der soziologischen Theorien*. Berlin, 1967, S. 402-415.
- Schenk, M.: Das Konzept des Sozialen Netzwerks. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 25: Gruppensoziologie*. Opladen, 1983, S. 88-104.
- Schenk, M.: *Soziale Netzwerke und Kommunikation*. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), 1984.
- Schmid, J.: Strukturwandel oder Finis Germaniae. Klassische Bevölkerungsstrukturen in Auflösung. In: Hradil, S. (Hg.), *Sozialstruktur im Umbruch*. Opladen: Leske und Budrich, 1985, S. 251-263.
- Schott, T.: Ehepartnerinnen von Herzinfarktpatienten: Ein Exkurs. In: Badura, B. u.a., *Leben mit dem Herzinfarkt*. Berlin: Springer, 1987, S. 158-178.
- Schubert, H.A.: *Soziologie städtischer Wohnquartiere*. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1977.

- Schulz, R./Rau, M.T.: Social support through the life course. In: Cohen, S./Syme, L.S. (eds.), *Social support and health*. Orlando et al.: Academic Press, 1985, S. 129-149.
- Schulz, W.: Von der Institution 'Familie' zu den Teilbeziehungen zwischen Mann, Frau und Kind. Zum Strukturwandel von Ehe und Familie. In: *Zeitschrift für Soziologie* 12, 1983, S. 401-419.
- Schumacher, J./Vollmer, R.: Differenzierungs- und Entdifferenzierungsprozesse im Familiensystem. In: Hondrich, K.O. (Hg.), *Soziale Differenzierung. Längsschnittanalysen zum Wandel von Politik, Arbeit und Familie*. Frankfurt/New York: Campus, 1982, S. 210-253.
- Schwarz, K.: *Familienpolitik und demographische Entwicklung in den Bundesländern nach dem Zweiten Weltkrieg*, Band 1 und 2. Wiesbaden, 1988.
- Schwengel, H.: *Der kleine Leviathan*. Frankfurt: Athenäum, 1988.
- Scitovsky, T.: *Psychologie des Wohlstands*. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1977.
- Scott, J.: Trend report social network analysis. In: *Sociology* 22, 1988, S. 109-127.
- Sennett, R.: *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*. Frankfurt, 1983.
- Shanas, E./Townsend, P./Wedderburn, D./Friis, H./Milhoj, P./Stehouwer, J. (eds): *Old people in three industrial societies*. New York, 1968.
- Shinn, M./Lehmann, S./Wong, N.W.: Social interaction and social support. In: *Journal of Social Issues* 40, 1984, S. 55-76.
- Shorter, E.: Einige demographische Auswirkungen des postmodernen Familienlebens. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 15, 1989, S. 221-233.
- Shulman, N.: Network analysis: A new addition to an old bag of tricks. In: *Acta Sociologica* 19, 1976, S. 307-323.
- Shumaker, S.A./Brownell, A.: Toward a theory of social support: Closing conceptual gaps. In: Shumaker, S.A./Brownell, A. (eds.), *Social support: New perspectives in theory, research, and intervention, part I: Theory and research*. In: *Journal of Social Issues* 40, 1984, S. 11-36.
- Simm, R.: Junge Frauen in Partnerschaft und Familie. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament*, B 28/89, 1989, S. 34-39.
- Simmel, G.: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (6. Aufl.). Berlin: Duncker & Humblot, 1983 (1908).
- Snow, D.A./Zurcher, L.A./Ekland-Olson, S.: Social networks and social movements: A microstructural approach to differential recruitment. In: *American Sociological Review* 45, 1980, S. 787-801.
- Soldo, B.J./Sharma, M./Campbell, R.T.: Determinants of the community living arrangements of older unmarried women. In: *Journal of Gerontology* 39, 1984, S. 492-498.
- Sorokin, P.A.: *Social Philosophies of an Age of Crisis*. New York, 1950.
- Spiegel, E.: *Neue Haushaltstypen. Entstehungsbedingungen, Lebenssituation, Wohn- und Standortverhältnisse*. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1986.
- Statistisches Bundesamt: *Statistisches Jahrbuch. Laufende Jahrgänge (bis 1989)*.
- Stephens, R.C. et al.: Aging, social support systems, and social policy. In: *Journal of Gerontological Social Work* 1, 1978, S. 33-45.

- Strohmeier, K.P.: Quartier und soziale Netzwerke. Grundlagen einer sozialen Ökologie der Familie. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1983.
- Sudman, S.: Experiments in the measurement of the size of social networks. In: *Social Networks* 7, 1985, S. 127-151.
- Sussman, M.B./Burchinal, L.: Kin family network: Unheralded structure in current conceptualizations of family functioning. In: *Marriage and Family Living*, August 1962, S. 231-240.
- Syme, S.L./Seeman, T.: Sociocultural risk factors in coronary heart disease. In: Herd, A./Weiss, S.A. (eds.), *Behavior and arteriosclerosis*. New York: Plenum Press, 1984, S. 55-71.
- Thibaut, J.W./Kelley, H.H.: *The social psychology of groups*. New York: John Wiley, 1959.
- Thoits, P.A.: Conceptual, methodological, and theoretical problems in studying social support as buffer against life stress. In: *Journal of Health and Social Behavior* 23, 1982, S. 145-159.
- Thoits, P.A.: Social support and psychological well-being: Theoretical possibilities. In: Sarason, I.G./ Sarason, B.R. (eds.), *Social support: Theory, research, and applications*. Dordrecht: Martinus Nijhoff, 1985, S. 51-72.
- Thoits, P.A.: Multiple Identities: Examining gender and marital status differences in distress. In: *American Sociological Review* 51, 1986a, S.259-272.
- Thoits, P.A.: Social support as coping assistance. In: *Journal of Consulting and Clinical Psychology* 54, 1986b, S. 416-423.
- Thomae, H. (ed.): *Patterns of aging: Findings from the Bonn longitudinal study of aging*. Basel, 1976.
- Tönnies, F.: *Gemeinschaft und Gesellschaft*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1963 (1887).
- Tölke, A.: *Lebensverläufe von Frauen*. München: Juventa, 1989.
- Tolsdorf, C.C.: Social networks, support, and coping: An exploratory study. In: *Family Process* 15, 1976, S. 307-418.
- Trapp, M.: Utilitaristische Konzepte in der Soziologie. Eine soziologische Kritik von Homans bis zur Neuen Politischen Ökonomie. In: *Zeitschrift für Soziologie* 15, 1986, S. 324-340.
- Tyrell, H.: Probleme einer Theorie der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung der privatisierten modernen Kernfamilie. In: *Zeitschrift für Soziologie* 5, 1976, S. 393-417.
- Tyrell, H.: Familie und gesellschaftliche Differenzierung. In: Pross, H. (Hg.), *Familie - wohin? Leistungen, Leistungsdefizite und Leistungswandlungen der Familien in hochindustrialisierten Gesellschaften*. Reinbek, 1979.
- Tyrell, H.: Zwischen Interaktion und Organisation II: Die Familie als Gruppe. In: Neidhardt, F. (Hg.), *Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien*. Sonderheft 25 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen, 1983.
- Urban, D.: Multinomiale Logit-Modelle zur Bestimmung der Abhängigkeitsstruktur qualitativer Variablen mit mehr als zwei Ausprägungen. In: *ZA-Information* 26, Köln: Zentralarchiv für empirische Sozialforschung, 1990, S. 36-61.
- Verbrugge, L.M.: Multiplexity in adult friendships. In: *Social Forces* 57, 1979, S. 1186-1309.

- Vierter Familienbericht. Die Situation der älteren Menschen in der Familie. Herausgegeben vom Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit. Deutscher Bundestag, Drucksache 10/6145 vom 13.10.1986.
- Vogel, J.: Introduction. In: Vogel, J. et al. (eds.), *Inequality in Sweden. Trends and current situation. Living Conditions 1975-1985*. Stockholm: SCB Statistics Sweden, 1988.
- Wagner, M.: *Räumliche Mobilität im Lebensverlauf*. Stuttgart: Enke, 1989.
- Waite, L.J./Goldscheider, F.K./Witsberger, C.: Nonfamily living and the erosion of traditional family orientations among young adults. In: *American Sociological Review* 51, 1986, S. 541-554.
- Walker, K.N./MacBride, A./Vachon, M.L.S.: Social support networks and the crisis of bereavement. In: *Social Science and Medicine* 11, 1977, S. 35-41.
- Walster, E./Walster, G.W./Berscheid, E.: *Equity: Theory and research*. Boston, 1978.
- Waltz, M.: Krankheit und Lebensqualität. In: Badura, B. u.a., *Leben mit dem Herzinfarkt*. Berlin: Springer, 1987, S. 87-124.
- Waltz, M.: Bedeutung der Familie bei der Infarktbewältigung. In: Badura, B. u.a., *Leben mit dem Herzinfarkt*. Berlin: Springer, 1987, S. 126-157.
- Warren, D.I./Warren, R.B.: Six kinds of neighborhoods. In: *Psychology Today*, June 1975, S. 74-80.
- Watzlawick, P./Beavin, J.H./Jackson, D.D.: *Menschliche Kommunikation: Formen, Störungen, Paradoxien* (6. Aufl.). Bern: Huber, 1982.
- Wegener, B.: Vom Nutzen entfernter Bekannter. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 39, 1987, S. 278-301.
- Weiss, N.: Marital status and risk factors for coronary heart disease. In: *British Journal for Preventive Social Medicine* 27, 1973, S. 41-43.
- Weiss, R.S.: The provisions of social relationships. In: Rubin, Z. (ed.), *Doing unto others*. Englewood Cliffs: Prentice Hall, 1974.
- Weiss, R.S.: Attachment in adult life. In: Parkes, M./Stevenson-Hinde, J. (eds.), *The place of attachment in human behavior*. London/New York: Tavistock, 1982a, S. 171-183.
- Weiss, R.S.: Issues in the study of loneliness. In: Peplau, L.A./Perlman, D. (eds.), *Loneliness. A sourcebook of current theory, research and therapy*. New York: Wiley, 1982b, S. 71-80.
- Wellman, B.: The community question: The intimate networks of East Yorkers. In: *American Journal of Sociology* 84, 1979, S. 1201-1231.
- Wellman, B.: Applying network analysis to the study of support. In: Gottlieb, B.H. (ed.), *Social networks and social support*. Beverly Hills et al.: Sage, 1981, S. 171-200.
- Wellman, B.: Studying personal communities. In: Marsden, P.V./Lin, N. (eds.), *Social structure and network analysis*. Beverly Hills et al.: Sage, 1982, S. 61-80.
- Wellman, B.: Domestic work, paid work and net work. In: Duck, S./Perlman, D. (eds.), *Understanding personal relationships*. Beverly Hills et al.: Sage, 1985, S. 159-191.
- Wellman, B./Leighton, B.: Networks, neighborhoods, and communities. Approaches to the study of the community question. In: *Urban Affairs Quarterly* 14, 1979, S. 363-390.

- Wellman, B., et al.: Community ties and support systems: From intimacy to support. In: Bourne, L.S./MacKinnon, R.D./Simmons, J. (eds.), *The form of cities in central Canada*. Toronto: University of Toronto Press, 1973, S. 152-167.
- Wentowski, G.J.: Reciprocity and the coping strategies for older people: cultural dimensions of network building. In: *The Gerontologist* 21, 1981, S. 600-609.
- Whitten, N.E./Wolfe, A.W.: Network analysis. In: Honigman, J.J. (ed.), *Handbook of Social and Cultural Anthropology*. Chicago: Rand McNally, S. 717-746.
- Wiebe, B. (Hg.): *Zwischen Marktplatz und Eifenbeinturm - Gesellschaft und Sozialwissenschaften*. Berlin: Sigma, 1988.
- Wiesenthal, H.: Rational Choice. Ein Überblick über Grundlinien, Theoriefelder und neuere Themenakquisition eines sozialwissenschaftlichen Paradigmas. In: *Zeitschrift für Soziologie* 16, 1987, S. 434-449.
- Wills, T.A.: Social comparison in coping and help-seeking. In: DePaulo, B.M./Nadler, A./Fisher, J.D. (eds.), *New directions in helping, Vol. 2: Help-seeking*. New York, 1983, S. 109-141.
- Wills, T.A.: Supportive functions of interpersonal relationships. In: Cohen, S./Syme, L.S. (eds.), *Social support and health*. Orlando et al.: Academic Press, 1985, S. 61-83.
- Wingen, M.: *Nichteheliche Lebensgemeinschaften. Formen-Motive-Folgen*. Zürich/Osnabrück, 1984.
- Wirth, L.: Urbanism as a way of life. In: *American Journal of Sociology* 44, 1938, S. 3-24.
- Witte, J.: Haushalt und Familie. In: *Datenreport 1987*. Herausgegeben vom Statistischen Bundesamt in Zusammenarbeit mit dem Sonderforschungsbereich 3 der Universitäten Frankfurt und Mannheim. Stuttgart, 1987, S. 368-376.
- Wood, Y.R.: *Social networks and their relation to depression in university students*. Doctoral dissertation, Department of Psychology, University of Hawaii, 1981.
- Wood, Y.R.: Social support and social networks: Nature and measurement. In: McReynolds, P./Chelune, G.J. (eds.), *Advances in psychological assessment, Vol. 6*. San Francisco/Washington/London: Jossey-Bass, 1984, S. 312-353.
- Wortman, C.B./Conway, T.L.: The role of social support in adaptation and recovery from physical illness. In: Cohen, S./Syme, L.S. (eds.), *Social support and health*. Orlando et al.: Academic Press, 1985, S. 281-302.
- Wynne, E.A.: Will the young support the old? In: Pifer, A./Bronte, L. (eds.), *Our aging society. Paradox and promise*. New York/London: Norton, 1986, S. 243-261.
- Zapf, K./Heil, K./Rudolph, J.: *Stadt am Stadtrand*. Frankfurt, 1969.
- Zapf, W.: Wohlfahrtsstaat und Wohlfahrtsproduktion. In: Albertin, L./Link, W.: *Politische Parteien auf dem Weg zur parlamentarischen Demokratie*. Düsseldorf: Droste, 1981a, S. 379-400.
- Zapf, W.: Zur Theorie und Messung von "side effects". In: Matthes, J. (Hg.), *Sozialer Wandel in Westeuropa*. Frankfurt/New York: Campus, 1981b, S. 275-287.
- Zapf, W.: Welfare production: Public versus private. *Arbeitspapier Nr. 85 des Sonderforschungsbereichs 3 der Universitäten Frankfurt und Mannheim*, 1982.
- Zapf, W.: Individuelle Wohlfahrt: Lebensbedingungen und wahrgenommene Lebensqualität. In: Glatzer, W./Zapf, W. (Hg.), *Lebensqualität in der Bundesrepublik*. Frankfurt/New York: Campus, 1984, S. 13-26.

- Zapf, W.: Über soziale Innovationen. In: Soziale Welt 40, 1989, S. 170-183.
- Zapf, W./Brachtel, W.: Stabilität und Wandel individueller Wohlfahrt: Panelergebnisse. In: Glatzer, W./Zapf, W. (Hg.), Lebensqualität in der Bundesrepublik. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1984, S. 323-342.
- Zapf, W., u.a.: Individualisierung und Sicherheit. Untersuchungen zur Lebensqualität in der Bundesrepublik Deutschland. Schriftenreihe des Bundeskanzleramtes, Band 4. München: C.H. Beck, 1987.
- Ziegler, R.: Norm, Sanktion, Rolle. Eine strukturelle Rekonstruktion soziologischer Begriffe. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 36, 1984, S. 433-463.
- Ziller, R.C.: The social self. New York, 1973.
- Znanięcki Lopata, H.: Contributions of extended families to the support of systems of metropolitan area widows: Limitations of the modified kin network. In: Journal of Marriage and the Family 40, 1978, S. 355-364.
- Znanięcki Lopata, H.: Widows and their families. In: Chilman, C.S./Nunnally, E.W./Cox, F.M. (eds.), Variant family forms. Newbury Park et al.: Sage, 1988.
- Zukunftsperspektiven gesellschaftlicher Entwicklungen. Bericht der Kommission Zukunftsperspektiven gesellschaftlicher Entwicklungen, erstellt im Auftrag der Landesregierung von Baden-Württemberg. Stuttgart, 1983.